



Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

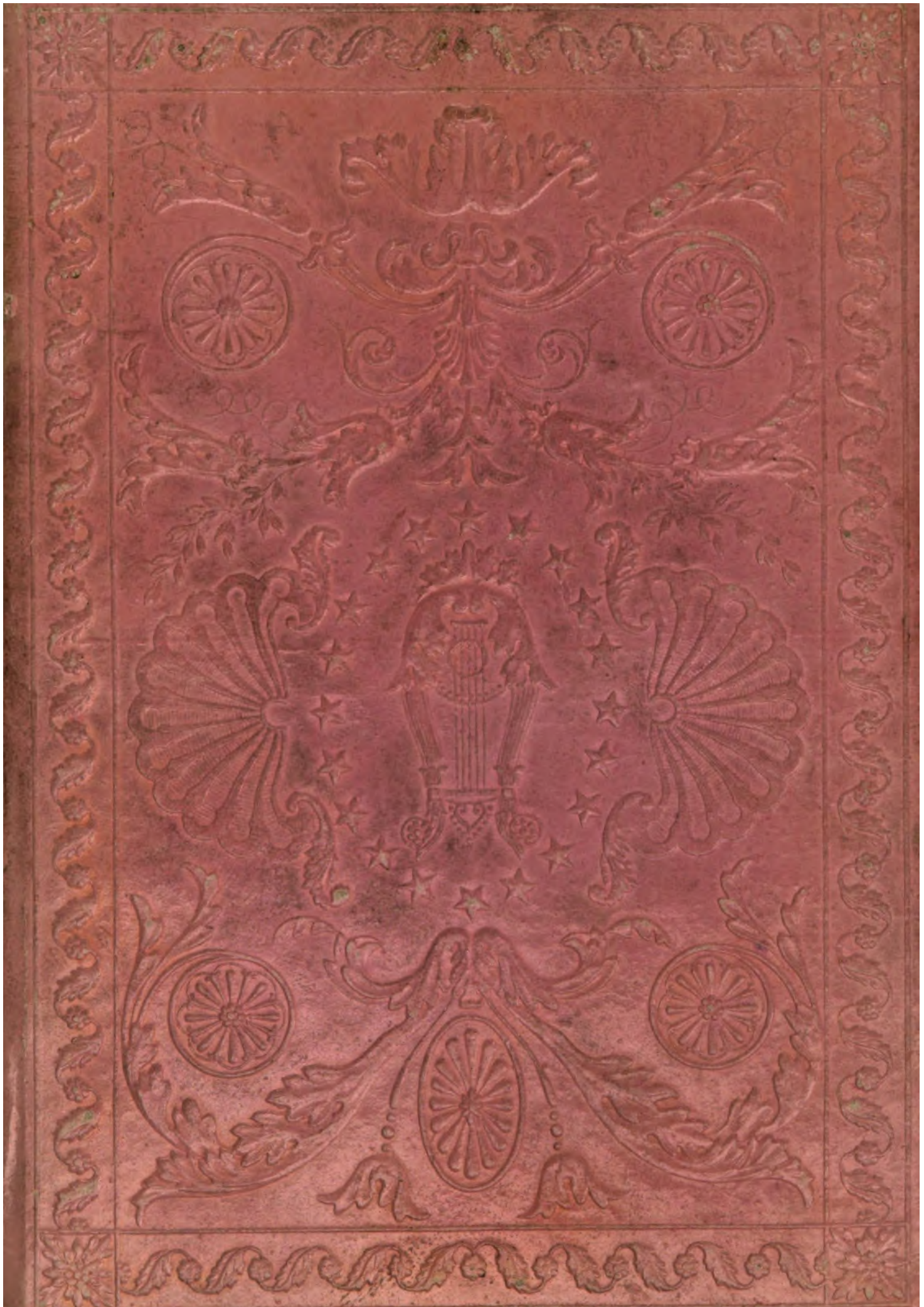
This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

<http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks>

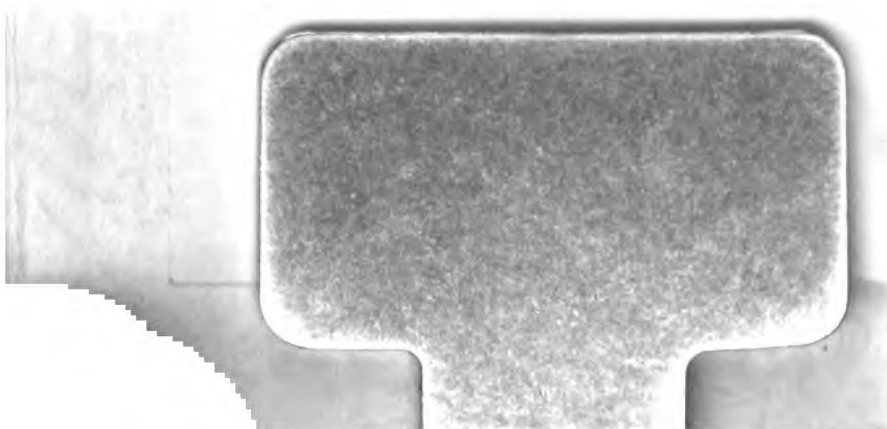


This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.



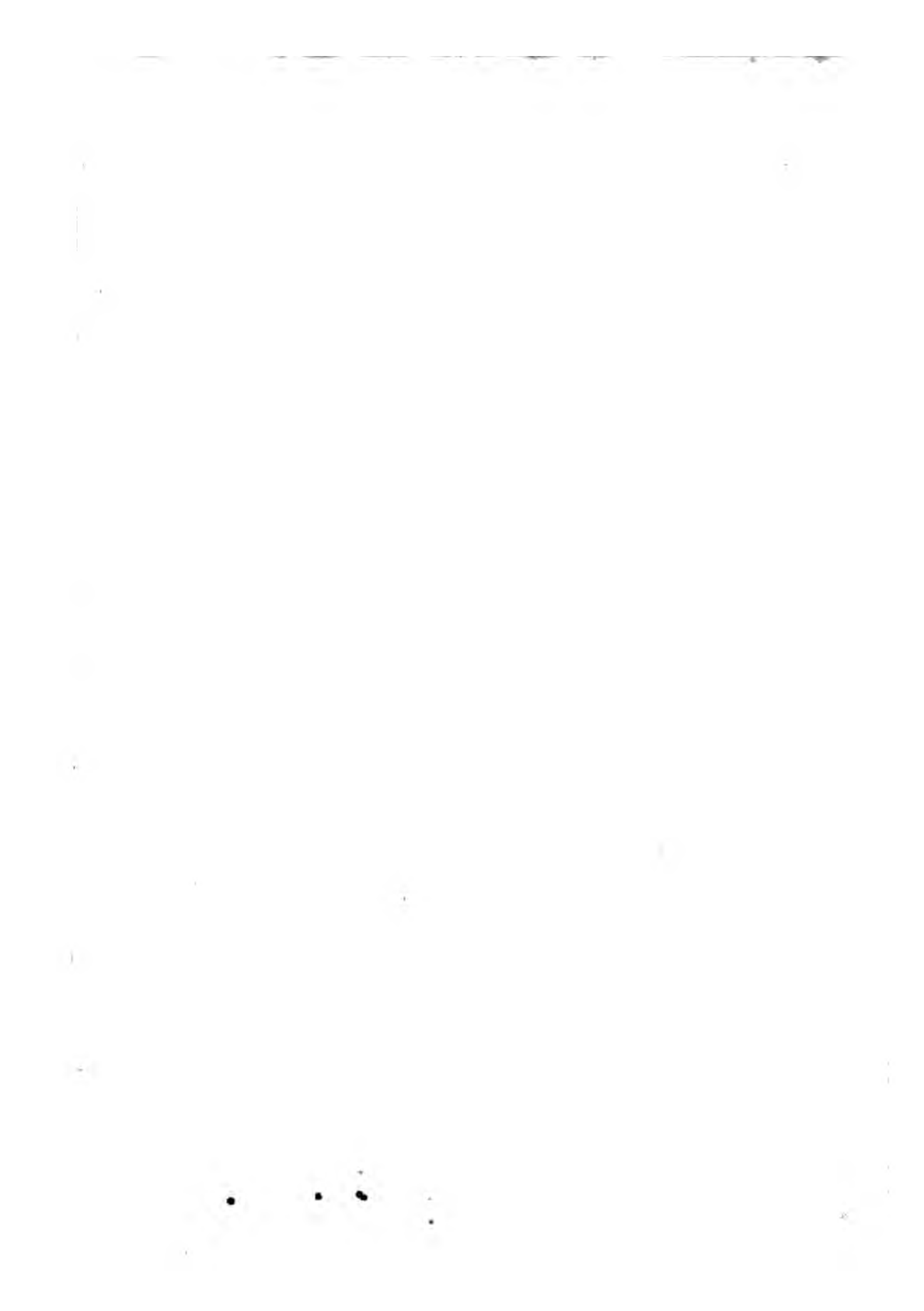
8 plates

Fiedler Q. 390 (23)



Miss Green
from Mr. Kriemann.
Christmas 1863.

CL 10



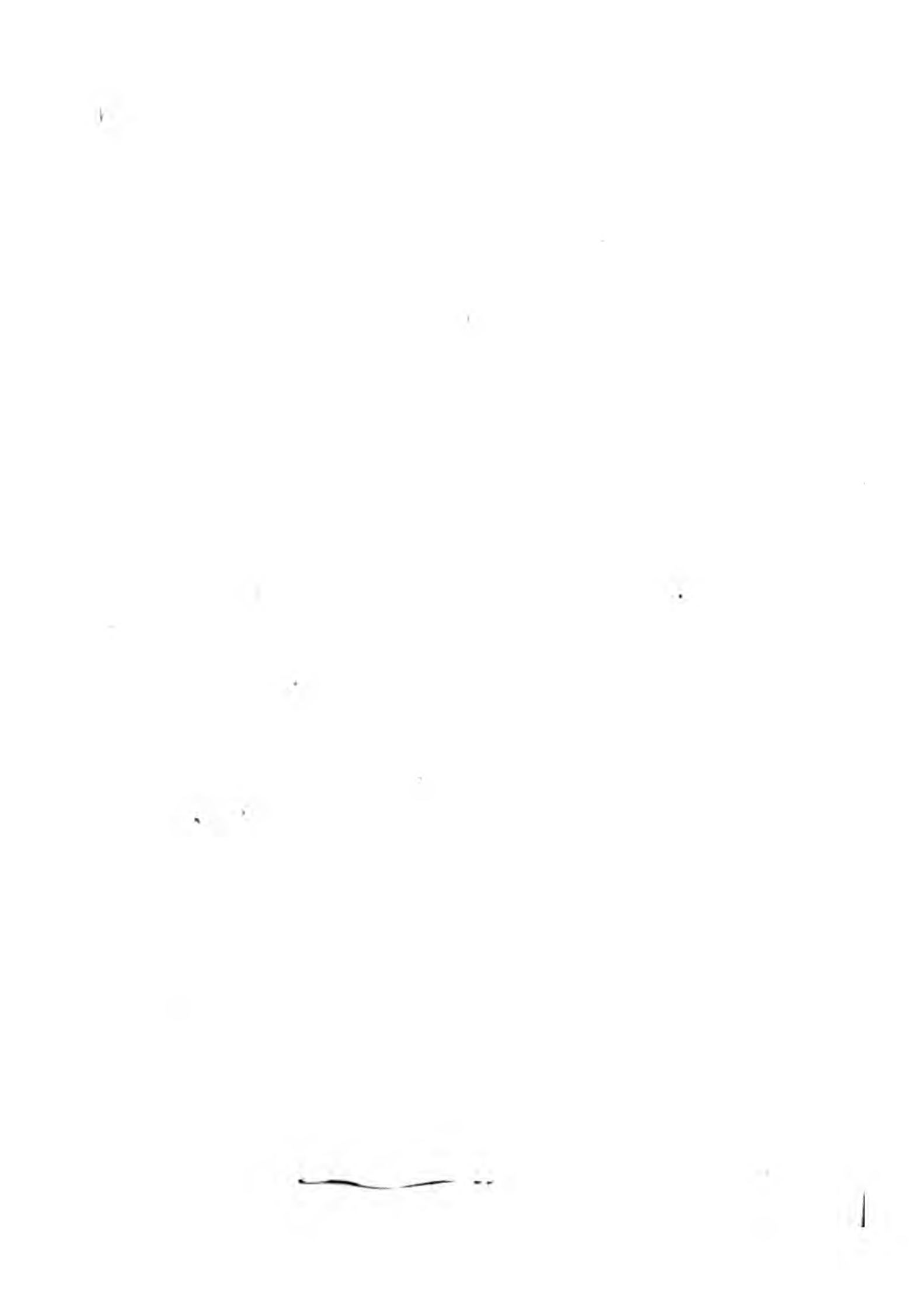


Behacker del.

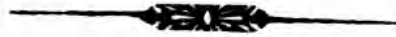
Reep. Bejer. sc.

St. Penelope.





PENELOPE.



T a s c h e n b u c h

für das Jahr 1834.

Herausgegeben

von

Theodor Hell.

23^r Jahrgang. Mit 8 Kupfern.

Leipzig,

J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung.



Penelope für 1834.

Inhalt.

	Seite
Bilderchronik der theatri- schen Zeitercheinungen:	
Die Lichtensteiner. Dramatisches Gemälde in fünf Aufzügen, von S. F. Bahrdt . . .	V
Garrick in Bristol. Lustspiel in vier Aufzü- gen, und in Versen, von Deinhard- stein	VII
Das Liebes-Protokoll. Lustspiel in drei Auf- zügen, von Bauernfeld	IX
Robert der Teufel. Oper in fünf Aufzügen, Musik von Meyerbeer	XI
Sophanna d'Arc, oder die Kraft des Glau- bens. (Zum Titelkupfer.)	XIII
<hr/>	
Die Brüder. Novelle von E. Kruse	1
Die Sängerin von Augsburg. Historische Novelle von Fr. Laun	94
Die Stiefmutter. Novelle von Wilhelm Blu- menhagen	152
Die Florentiner. Beiträge zu einer Charakterschilde- rung. Von Albano	252

Elisabeth Cudleigh. Erzählung von Henriette May	296
Die Pagode. Phantasiebild von Boromäus von Miltig	329
<hr/>	
Die Nonathe, von W. v. Lüdemann	362
Weihgefäng von Grillparzer	370
Der Mutter Klage von G. v. Deuern	
1. Lebewohl	374
2. Am Grabe	375
3. Trost	376
Fürstenspiegel, von Th. Hell.	
1. Des Königs Auge	377
2. Des Königs Mund	379
3. Des Königs Ohr	380
4. Des Königs Hand	381
Glaube, Lieb' und Hoffnung. Scherzgedicht für ein junges Brautpaar, von Präzel	382
Vier Gedichte von Ludwig Würkert.	
1. Unten und Oben	384
2. Gedanke	385
3. Soldat	—
4. Der Invalide	386





J. J. Zimmerman del.

Rosmüller sc.

. Agnes Bernauer.

Bilderchronik

der theatralischen Zeiterscheinungen, für 1834.

1.

Die Lichtensteiner.

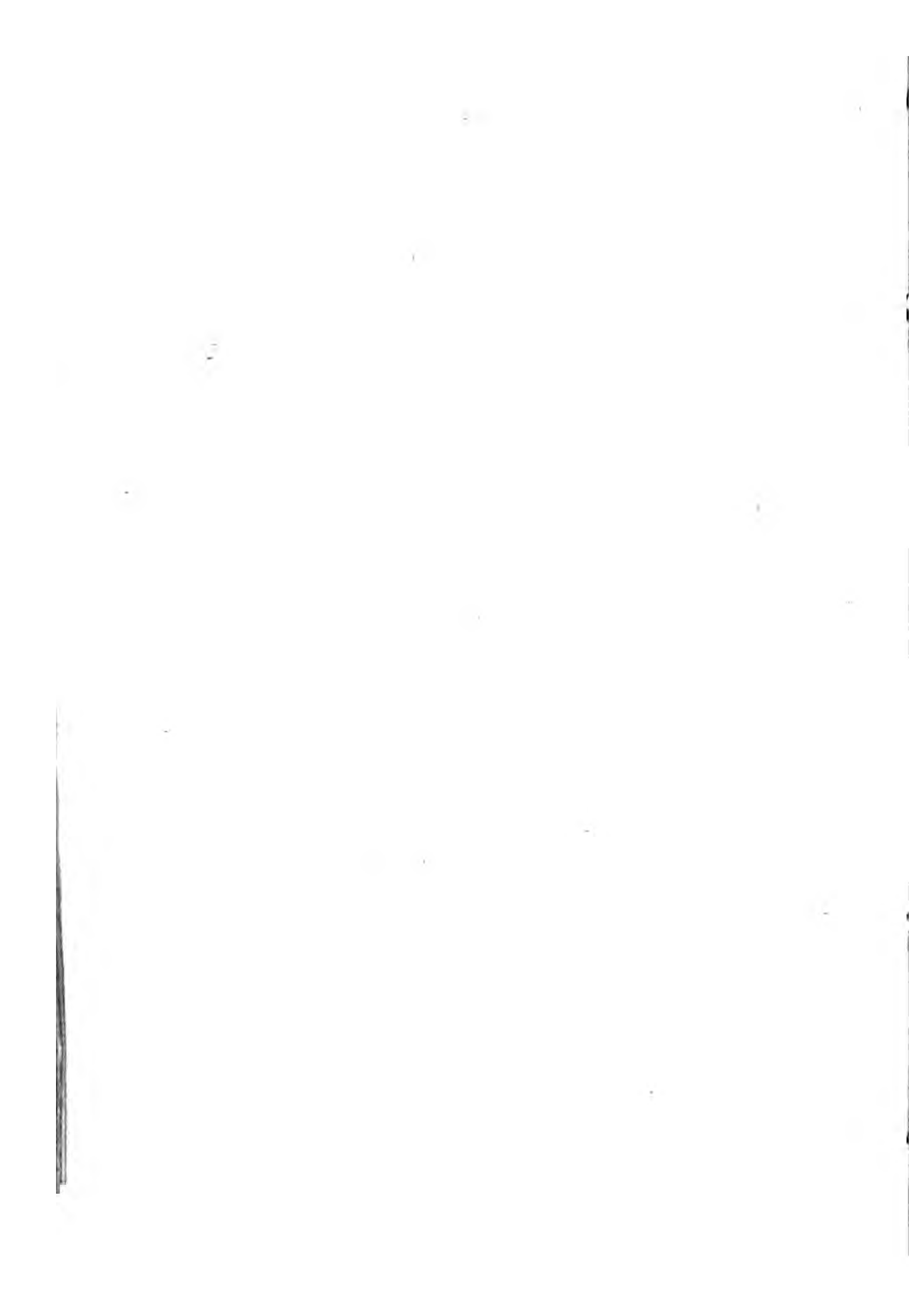
Dramatisches Gemälde in fünf Aufzügen
von S. F. Bahrdt.

Allgemein anerkannt ist es, wie selten genügend der Natur der Sache nach die Umarbeitung eines Romans, einer Novelle oder Erzählung für die Bühne sei. Trauriger Beispiele davon in Menge haben die Romane W. Scott's geliefert. Zu weitläufig wäre es hier aus einander zu setzen, in welchen Beziehungen allein nur eine solche Bearbeitung gelingen könne. Einen der glücklichsten Versuche darin hat aber ohnstreitig der Verfasser des obengedachten dramatischen Gemäldes gemacht, und der allgemeine Beifall, den dieses Stück auf allen Bühnen Deutschlands — nur einigen war es religiöser Beziehung wegen unzugänglich, — gefunden hat, ist Bürge dafür. Von der Heldens Lichtensteiner sind zu bekannt, als daß nicht durch die Nennung derselben schon der Plan des ganzen Stückes vorliegen müßte. Hier finden wir uns in diejenige Scene des Romans versetzt, wo Dorn von dem Trabantenhauptmanne vor Wallenstein auf das Schloß zu Sagan geführt wird und die Wittwe Rosenleßterm das Unglücks schreiben übergiebt, das sie nach Schweidnitz ergehen ließ. Halb scherzend, halb im Ernste sagt nach dessen Lesung

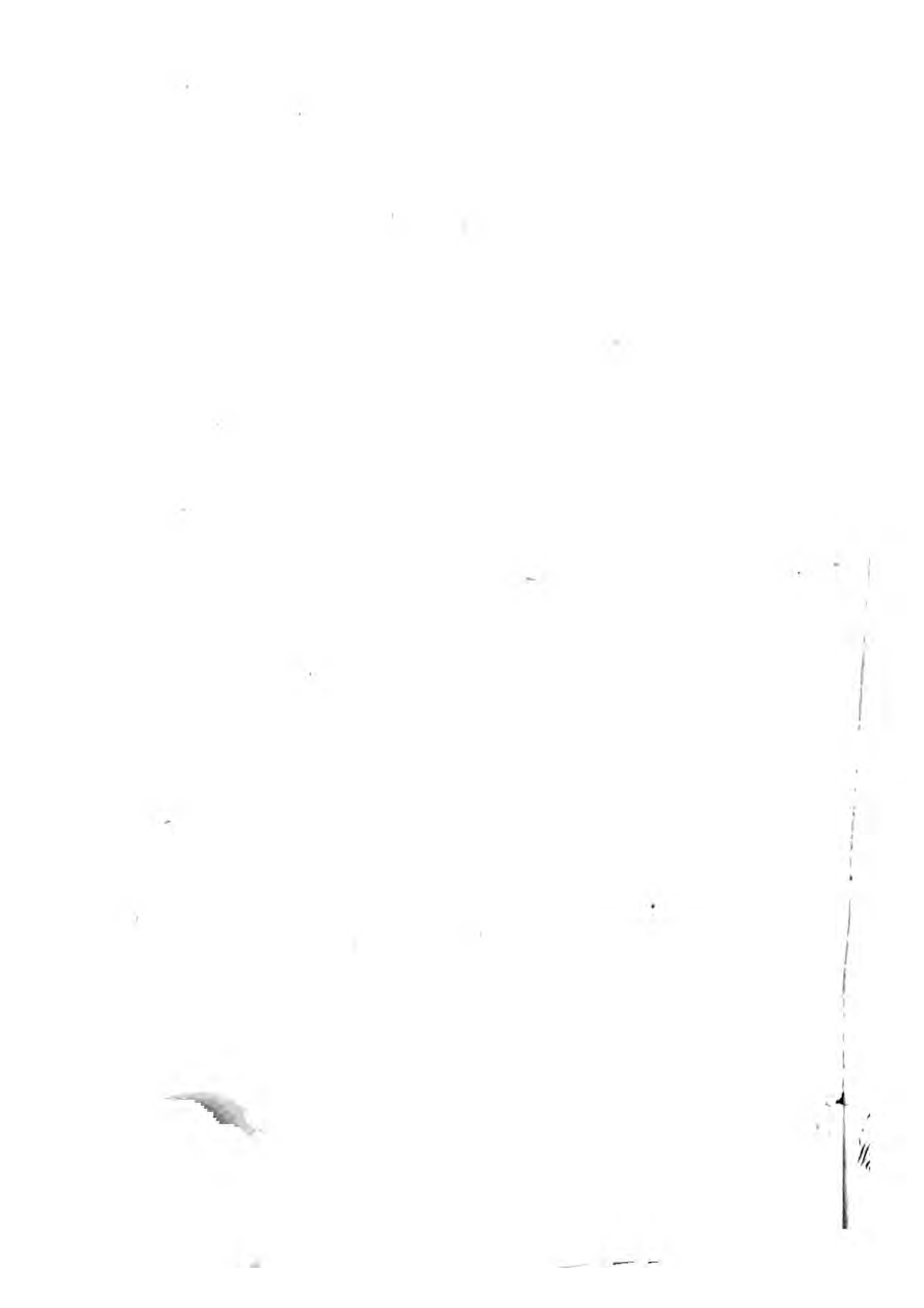
Wallenstein (zum Hauptmanne)

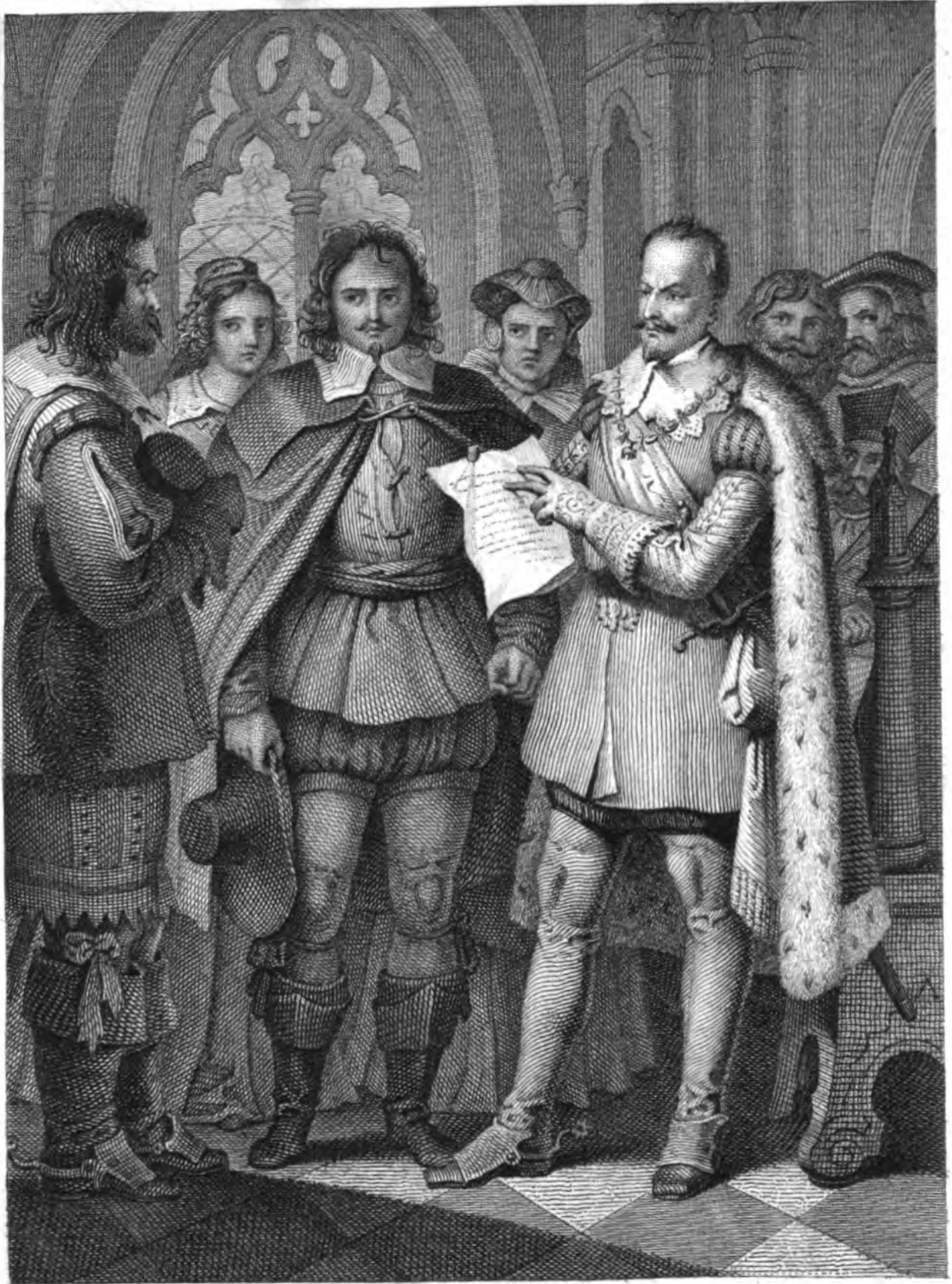
„Ihr seid hier ohne Schmeichelei geschildert.“

Im Hintergrunde lauscht die schöne Fides ängstlich, um ermuthigt alsdann für den geliebten Jüngling einzutreten.









Die Lichtensteiner.

*Dramatisches Gemälde von J. F. Bahrdt. Act I. Sc. II.
Wallenstein: Ihr seid hier ohne Schmeichelei geschildert.*

Et

D
Dichter
ihm al
daß die
den G
folger
der B
wo C
werb
sen r
die !
den
wir
An

2.

Garrick in Bristol.

Lustspiel in vier Aufzügen und in Versen,
von Deinhardstein.

Der Stoff ist sehr einfach, welchen der bühnenkundige Dichter in diesem seinen neusten Werke behandelte, er hat ihm aber so viele anziehende Seiten abzugewinnen gewußt, daß dieses geistreiche Lustspiel überall gefallen muß, wo es in den Hauptcharakteren Künstler findet, welche diese uns zur folgerechten Darstellung bringen können. Die Scene, welche der Zeichner sich daraus erwählt hat, ist die im letzten Acte, wo Garrick als Soldat in der Rolle des eben barge stellt werdenden Schauspiels des reichen Hild erscheint, und diesen mit seines Freundes Frontham Beihülfe zwingt, selbst die Rolle eines Bedienten mit darin zu übernehmen, wodurch denn der schlaue angelegte Plan seinem Ziele näher geführt wird. Der Schauplatz ist das Green-room, das so genannte Umkleezimmer oder Foyer im Schauspielhause.

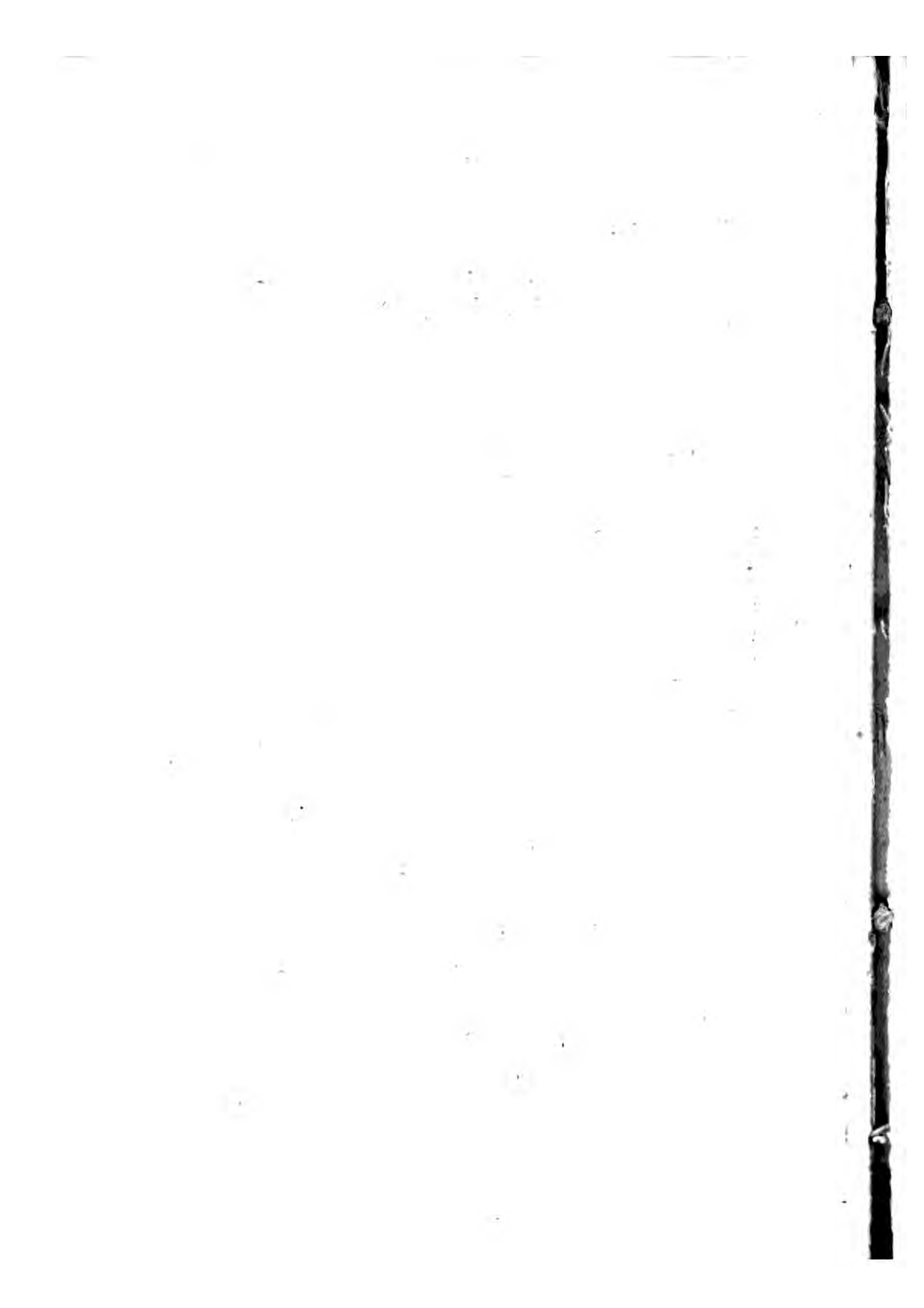
Garrick (zu Hild)

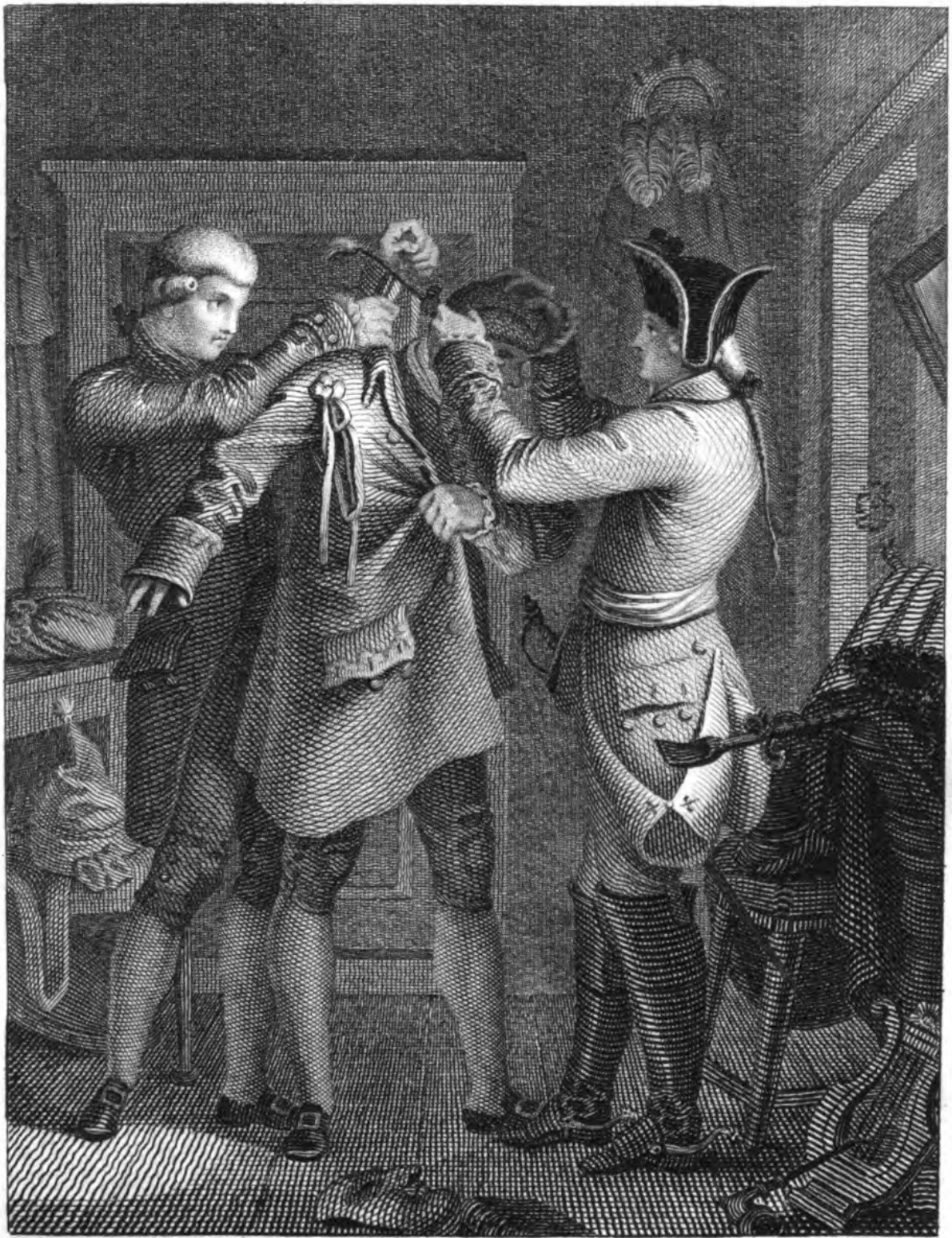
„Wir haben Eile. — Nehmen Sie den Rock. — —

Hier ist auch die Perücke schon.“ (er nimmt eine unter den Requisiten hervor und setzt sie Hild auf den Kopf.)

Sie paßt!

„Wir drücken tief sie in die Stirn hinein.“





Reynolds del.

Bl. Kugel. 50

Garrick in Bristol.

*Lustspiel von Deinhardstein. Act IV. Sc. 9.
Garrick: Wir haben Eile, nehmen Sie den Rock!*

3.

Das Liebes-Protokoll.

Lustspiel in drei Aufzügen,
von Bauernfeld.

Für das Conversationslustspiel zeigt Bauernfeld ein ausgezeichnetes Talent. Wien, wo er lebt, ist auch wohl die deutsche Stadt, welche in ihrer heitern Gemüthlichkeit den meisten Stoff dazu bietet, während die dortige Bühne ohnstreitig auch die ausgezeichnetsten Darsteller für solche durch das gewandeste Spiel hauptsächlich zur Anschauung zu bringende Bühnenarbeiten gewährt. Man muß freilich den Intriquen seiner Lustspiele nicht allzuscharf in's Auge sehen, noch eigenthümliche Charaktere erwarten, dagegen aber kann man sicher sein, einen heitern Gang des Stückes, aus dem Leben der höhern Stände abgeleitete Verhältnisse, kleine Nuancen, die von Menschenkenntniß zeigen, vor allem aber einen leichten und witzigen Dialog zu finden, der jetzt so selten in den dramatischen Schöpfungen sich zeigt, seit wir es überhaupt verlernt haben, ohne Anstrengung gut gelaunt, ohne Eitelkeit geistreich, ohne weinerliche Sentimentalität gutmüthig zu sein.

Zwei liebende Paare, die sich theils nicht kannten, theils mißverstanden, bringt das Lustspiel, aus dem die dargestellte Scene entlehnt ist, einander bis zur endlichen Verbindung nahe. Ein Protokoll, welches der rechtskundige Criminalrath Scharf im Hause seines Freundes des abelstichtigen Bankier Müller über die Herzensverhältnisse von dessen Tochter Adelaide aufnimmt giebt dabei den Ausschlag. Wir sehen den ehemaligen peinlichen Protokollanten eben damit beschäftigt das junge etwas befangene Mädchen zu vernehmen, um

die Wahrheit wegen einer verfänglichen Stelle ihres vor-
kurzen aufgefundenen Tagebuchs heraus zu locken. Die üb-
liche Abmonition zum aufrichtigen Geständnisse ist eben vor-
ausgegangen, und *Adelaide*, kann freilich in völliger Unbe-
kanntschaft mit dem *corpore delicti* nichts anders darauf
antworten als :

„Was soll ich denn gestehen?“







Das Liebes - Protokoll.

*Lustspiel von Bauernfeld. Act III. Sc. 5.
Adelaide: Was soll ich denn gestehn?*



4.

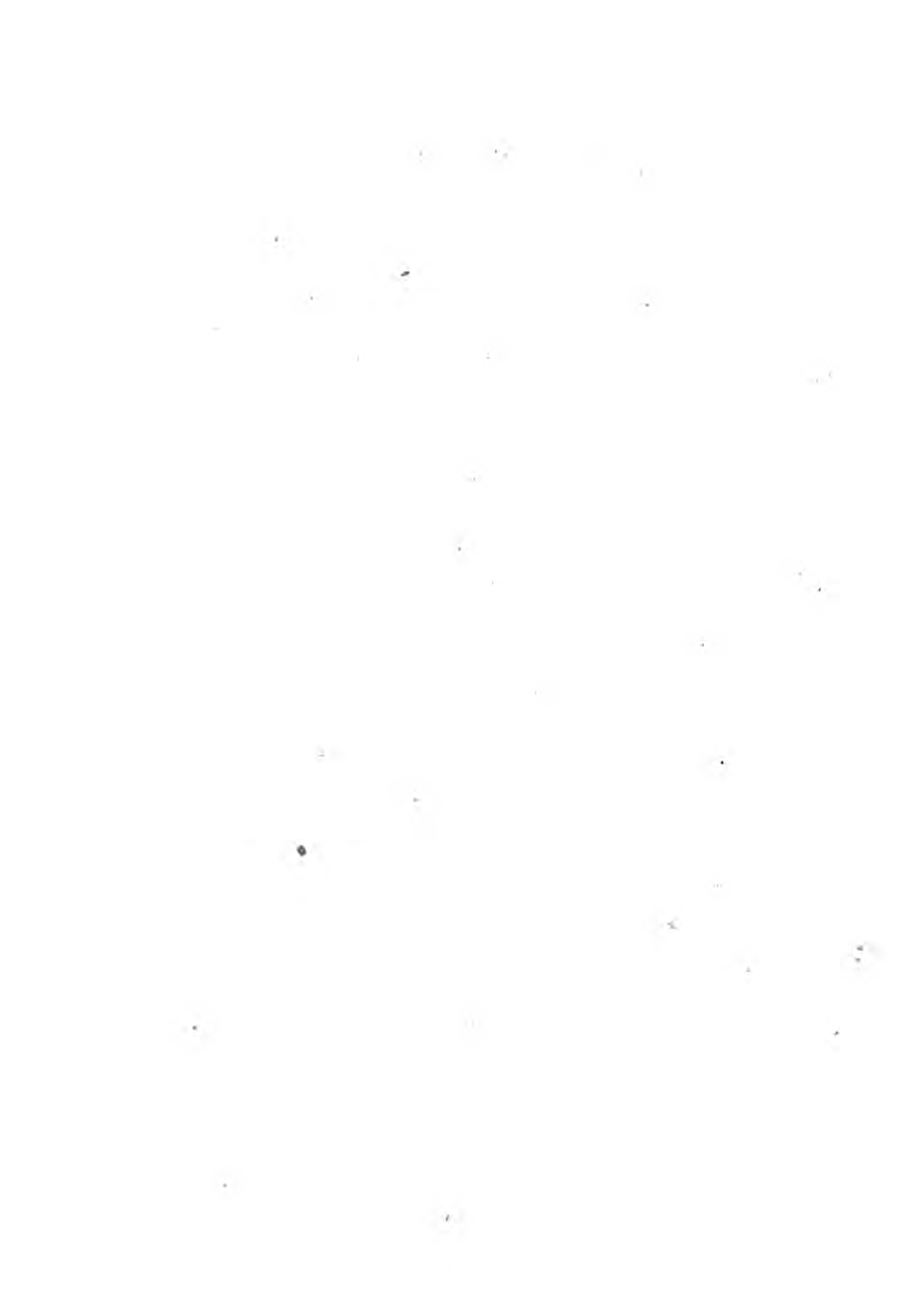
Robert der Teufel.

Oper in fünf Aufzügen,
Musik von Meyerbeer.

Meyerbeer ist ein Deutscher. Mit Freude und Stolz nennen wir ihn so. Welche andre Sprache er auch seinen Tonschöpfungen unterlege, seine Musik geht aus einem deutschen Gemüthe hervor. Und darum freut es uns innig, daß wir unter den Opern, welche das abgewichene Jahr den deutschen Bühnen schenkte, ein Werk von ihm als das mit allgemeinem Beifall aufgenommene anführen können. Wir haben es hier nicht mit dem Texte zu thun, der allerdings des Sonderbaren, Dunkelgelassenen und Oberflächlichen viel enthält, aber um so werthvoller ist und bleibt die Composition des Meisters, der eigentlich dem Gedichte erst Leben einhauchte, und der magern Skizze eine Farbenpracht und Wahrheit der Zeichnung durch Töne verlieh, welche in vielen Scenen die außerordentlichste Wirkung hervorgebracht hat und hervorbringen muß.

Zu diesen Scenen gehört die, wo die rein jungfräuliche Alice in Bertram, dem der Hölle verfallenen Vater Roberts, diese Dämonennatur ahnet, und als er ihr schmeichelnd näher tritt, mit dem tiefsten Abscheu vor dem Teufel, den nur sie in dieser sonst stattlichen Gestalt erräth, sich an das ohnweit stehende Kreuz flüchtet, und im Gefühle der Sicherheit dieses Glaubenschutzes ruft:

„Entferne Dich! entflieh!“





Robert der Teufel.

*Oper von Meyer Beer; Act III Sc. 4.
Alice: Entferne Dich! entflieh!*

J o h a n n a d ' A r c .
oder
die Kraft des Glaubens.

So blickte sie zu der empor,
Die sie zur Streiterin erkohr,
Und kreuzte ihre frommen Hände,
Daß zum Berufe, fremd und schwer,
Madonna ihr von oben her
Vollbringungssegen sende.

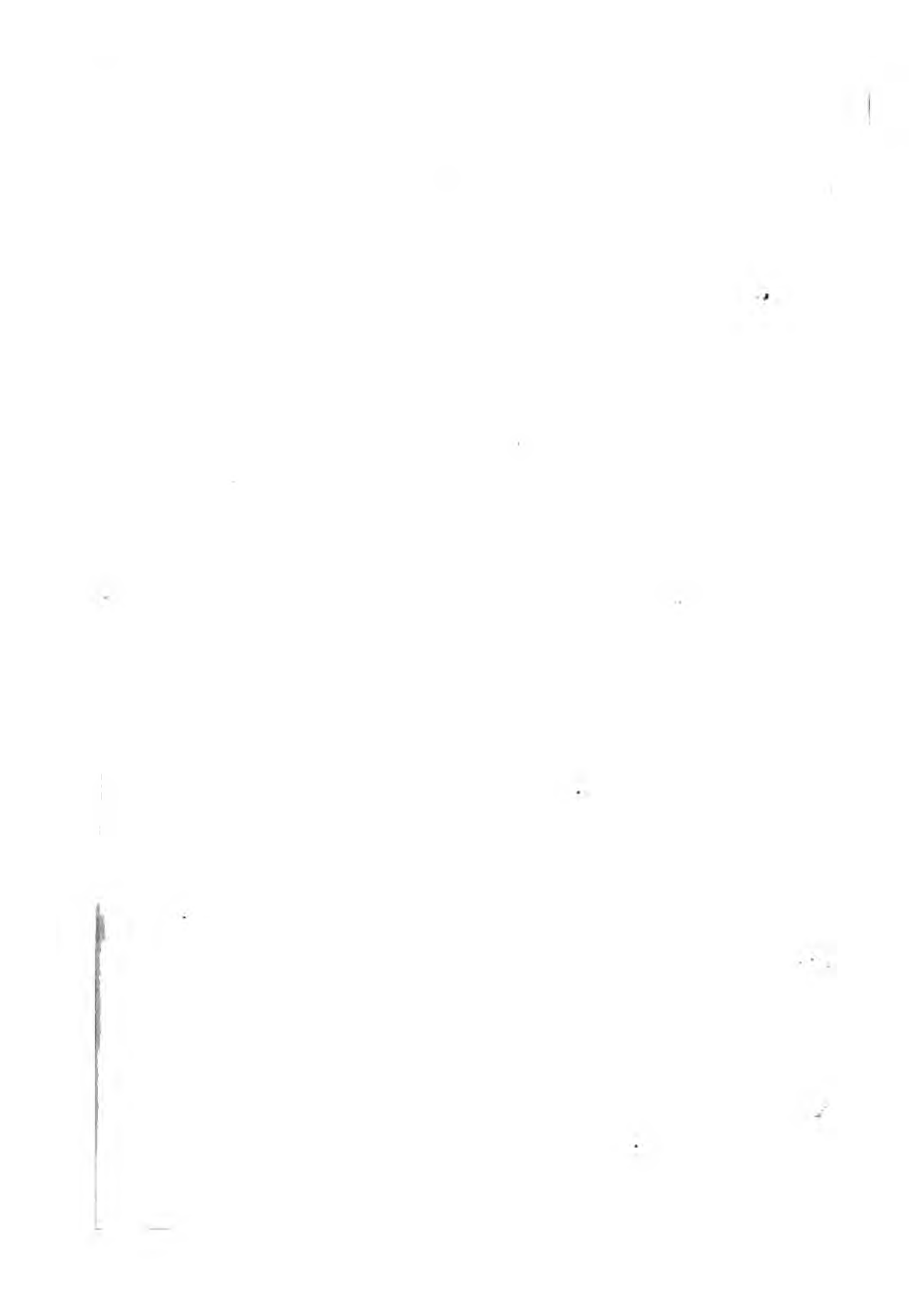
Und was sie nimmer sich gedacht,
Es ward im Glaubensmuth vollbracht,
Der gab die Kraft ihr, gab die Stärke;
Vom Himmel strahlte Rath und Licht,
Sie ging mit frommer Zuversicht
Und Demuth zu dem Werke.

Ob sie verkannt ward mannigfach,
Nie war der feste Glaube schwach,
Er half das härteste Urtheil tragen:
Sie war des Rechten sich bewußt,
Daß mußten Stimmen in der Brust
Nicht äußere erst ihr sagen.

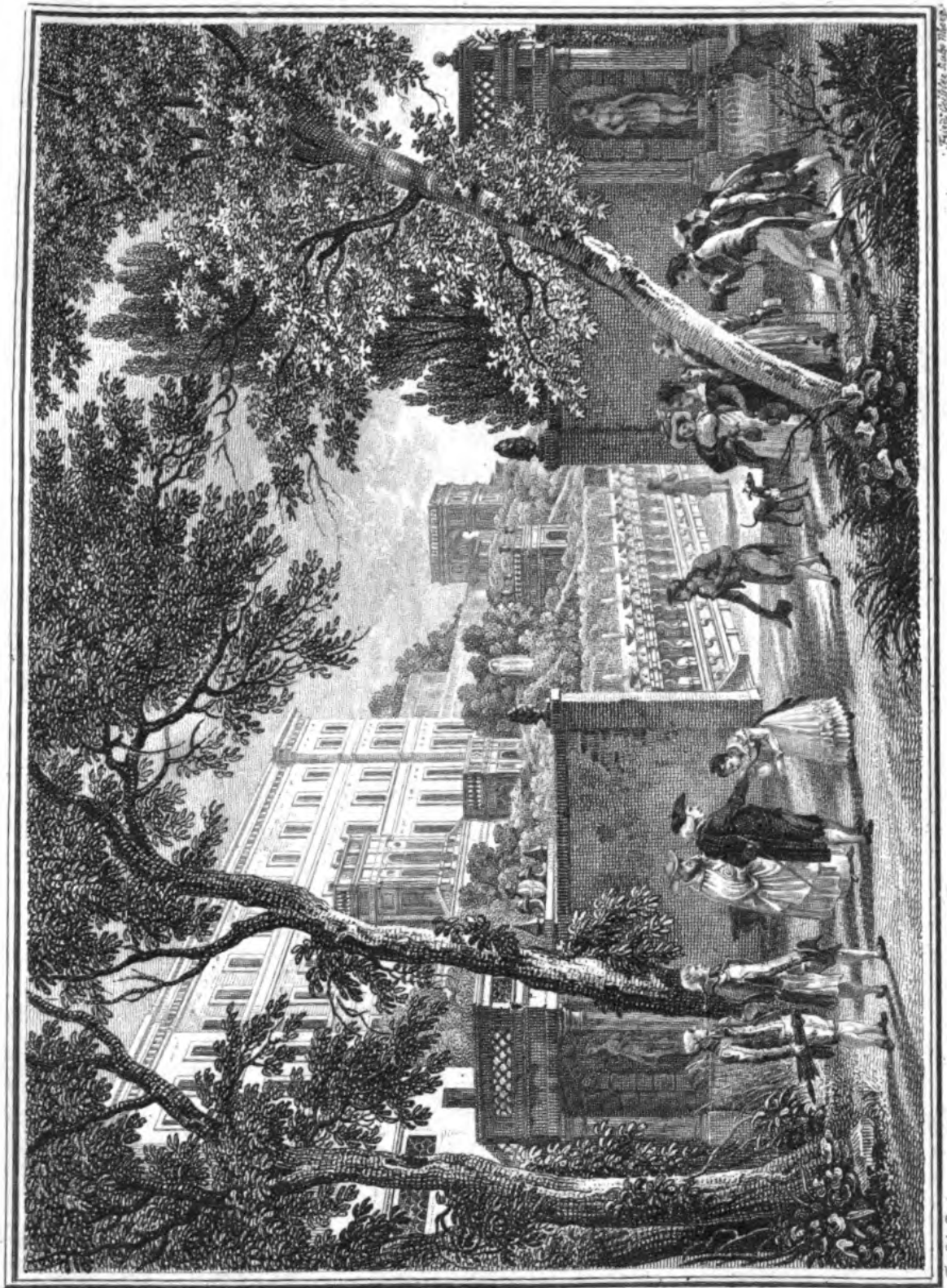
Und ob kein Lohn für große That,
Der Flammentod sich furchtbar naht,

Was magß die Auserwählte kümmern?
Ein sichres Ziel ist ihr gestellt,
Sie sieht das Licht der höhern Welt
Durch Erdenluthen schimmern.
Hinauf, hinauf den frohen Blick!
Von dort nur strahlt der Sieg zurück
Ob hier auch Tod und Untergehen.
Die Kraft des Glaubens ist ein Hort
Der hält uns aufrecht fort und fort,
Biß wir am Ziele stehen.

L. h. Hell.



100



TIVOLI. VILLA D'ESTE.

U
en
gr
li
d
g
h
i
t
s
f
i

Die Brüder.

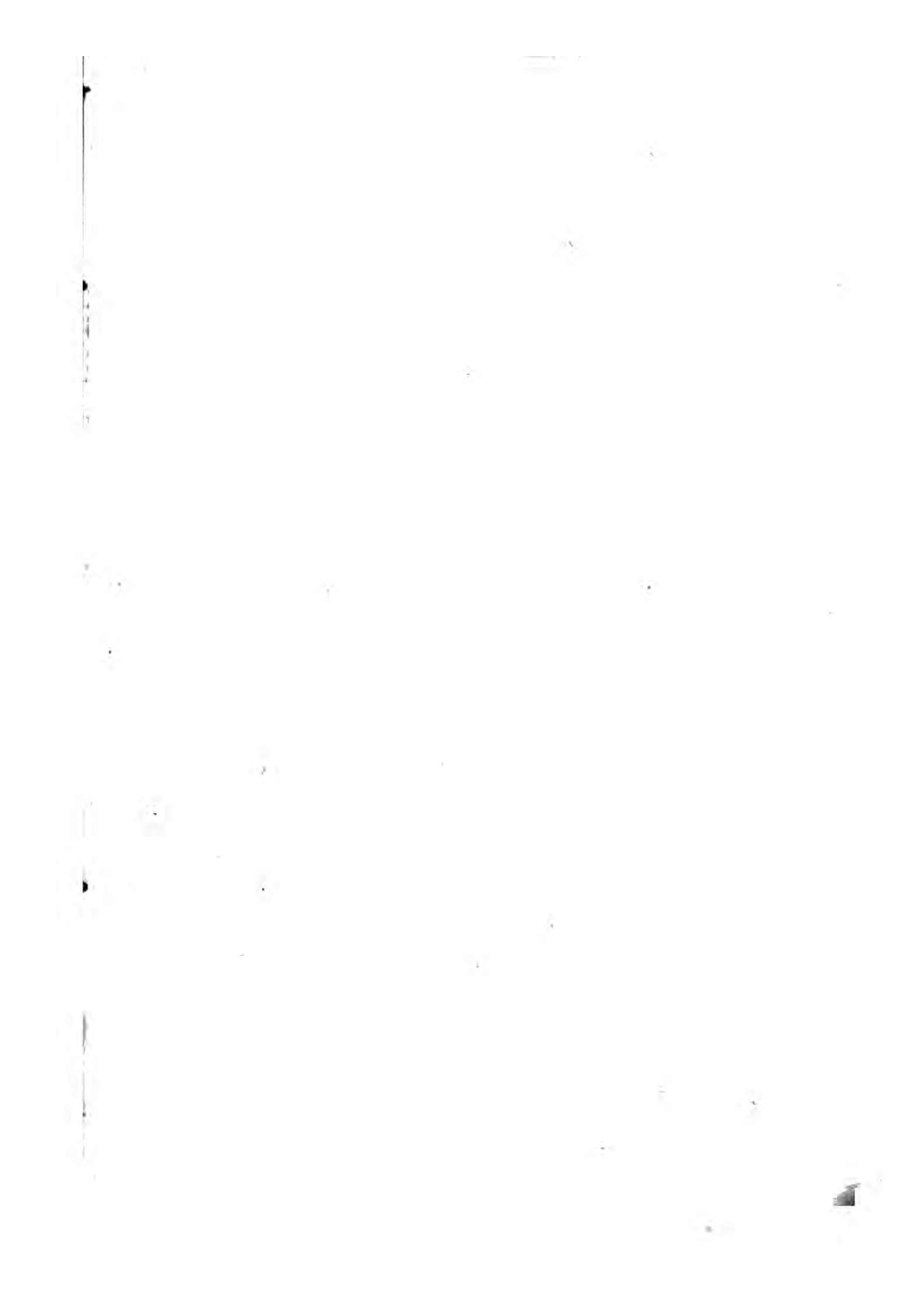
Novelle von E. Kruse.

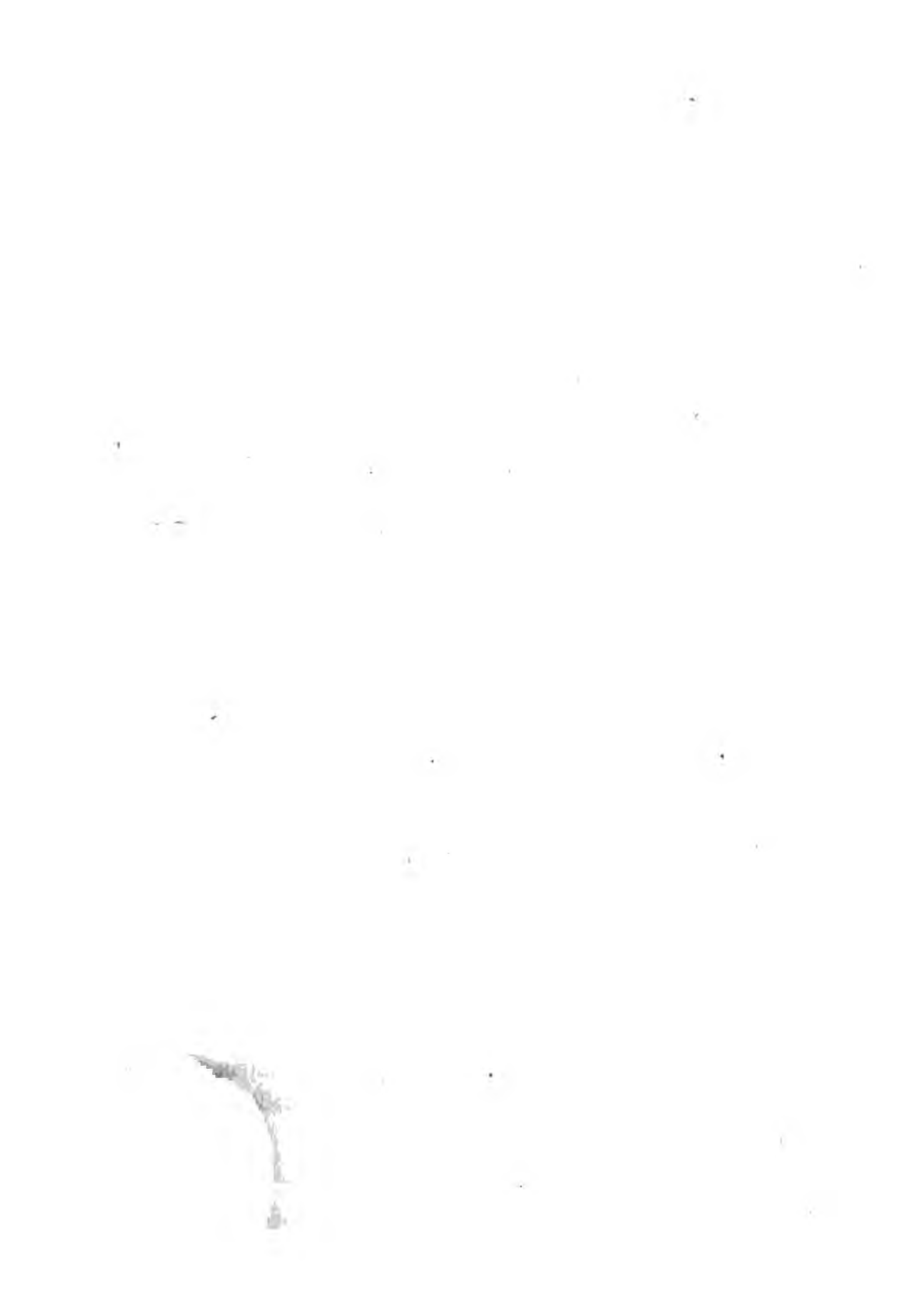
Auf den anmuthigen Fluren zwischen St. Germain en Laye und Luciennes stand, halb versteckt unter großen Castanien, ein kleines aber zierliches schloßähnliches Haus, an das ein Garten stieß, der nur durch eine dicke Hecke von der blumenreichen Aue getrennt war. Obgleich im Anfange des Mai's, brannte die Sonne doch sehr heiß, und nur in dem starken Schlagschatten, den die junge dickbelaubte Hecke warf, herrschte eine liebliche Kühle.

Das mag wohl die Ursache gewesen sein, warum sechs bis sieben Kinder aus dem nahen Dorfe, alle unter zehn Jahren eben hier ihr munteres Wesen trieben. Alle waren sonntäglich, der Sitte der Gegend gemäß, gepußt; nur ein fast zehnjähriges Mädchen unter ihnen verrieth, sowohl durch die feinere Gestalt und die anmuthige Haltung, als durch den damit abstechenden steiferen Anzug, der durch viele Bauschen und rosenrothe Schleifen sich auszeichnete, daß sie aus dem nicht sehr entfernten Paris sei. Allein mochten auch ihre Schönheit und der zarte Bau der Glieder sie selbst unter den Kindern der Hauptstadt bemerk-

bar machen, würde doch zu gleicher Zeit eine heitere Lebhaftigkeit, die damals unter der kleinen Welt der sogenannten Großen verpönt war, sowohl als der schlichtere Anzug ihre plebejische Abkunft bezeichnet haben, wiewohl sie hier unter dem muthwilligen Haufen wie eine kleine Königin erschien, der die Uebrigen zwar mit einer gewissen Scheu, aber zugleich mit einer, aus ihren verstohlenen Winken bemerkbaren, allgemeinen Neckerei naheten, weil sie, wie heiter und zwanglos sie auch war, ihnen weder im Laufen noch an Beweglichkeit gleich kommen mochte. Man konnte deutlich sehen, daß sie unter sich darauf sann, wie sie das fremde Kind in eine oder andre Verlegenheit setzen könnten, und ein kleines schelmisches Mädchen schien endlich das Wie? ausgefunden zu haben. Ein Pfänderspiel war so eben beendigt, und die Pfänder sollten nun eingelöst werden. Das Mädchen, dem das Pfand heimlich gezeigt wurde und welche in demselben das der kleinen Flora erkannte, verurtheilte die Eigenthümerin, in so fern sie es wagte, der Dame, die dort in einer in die Gartenhecke eingeschnittenen Laube mit einem Kinde saß, einige Blumen von der Aue zu überbringen.

Flora ihr Pfand erkennend, warf nun erst einen Blick auf die Hecke und entdeckte wirklich unter der reichen Blätterfülle eine junge Dame, die in einem zierlichen Morgenanzug, mit einem kaum zweijährigen Kinde in dem Schooße, ihren heiteren Spielen zusah. Dreist, wie ein pariser Kind, und durch die Bemerkung der schlauen Spielgefährtin noch mehr aufgeregt, warf sie sich ein wenig in die Brust, kramte, während sie einen kleinen Strauß von



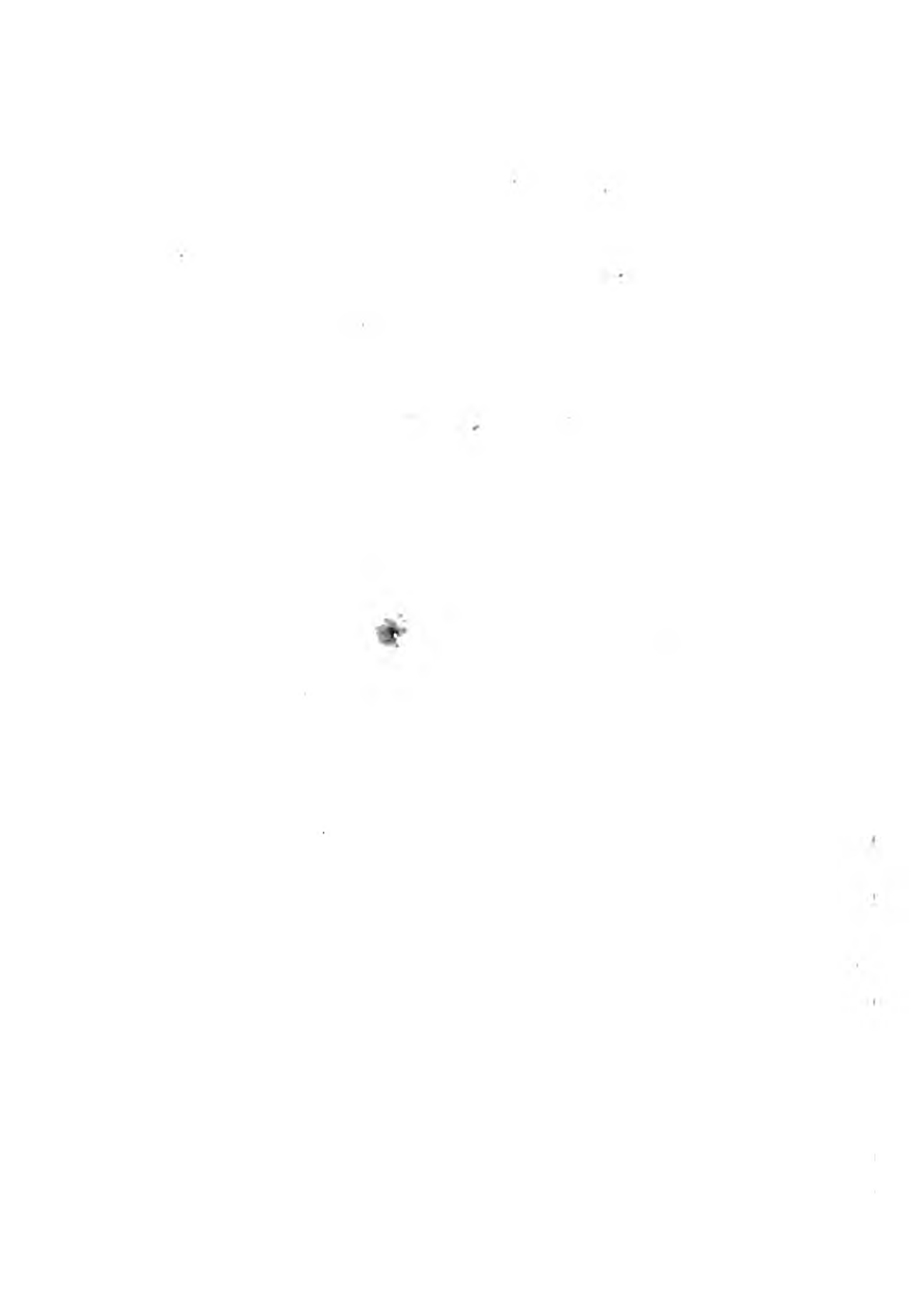




Nicke del. t.

Leop. Meyer sc.

Die Brüder.
Novelle von L. Kruse.



Pensées zusammenband, in dem kleinen Schatz ihrer jungen Gelehrsamkeit, und nahete furchtlos mit angemessenen Schritten der schönen Frau.

„Verzeiht, gnädige Dame!“ sagte sie zierlich, „daß ich, auf das Geheiß unsers Spieles, Euch durch einen schlichten Strauß unsere Huldigung darbringe. Ach! ich habe nichts Besseres, obgleich ich den Namen der Blumen-göttin trage; denn vor dem wahren Conterfei unsrer lieben Frau und ihres erlauchten Kindes muß die heidnische Gewalt zu nichte werden. Sie muß, sowie ich, hinknien und es sich als eine Gnade erbitten, dem reizenden Kinde die Hand küssen zu dürfen.“ Das dreiste Mädchen war, so sprechend, hingekniet und faßte die Hand des Kindes, welche dieses lächelnd der farbigen Blumenpracht entgegen gestreckt hatte. Die junge Frau, die sie mit einem schwer-müthigen Lächeln angehört, brach auf einmal in Thränen aus: „Um Gottes Willen, Kind! woher solche Worte?“ flüsterte sie verwirrt; „Mich Sünderin vergleichst Du unsrer lieben Frau!“

„Von Kindern soll man die Wahrheit hören,“ sprach lächelnd ein junger Mann, der, wie es schien, diesen Auftritt unbemerkt belauscht hatte, plötzlich durch das Gebüsch hervortretend. „Sie hat nur wiederholt, was Alle, die Euch kennen, laut denken möchten, wenn Ihr nicht meine Heilige wäret. Habe ich nun nicht recht, Mamié! daß Alle, die Euch nahen, anbeten müssen?“

Flora sprang ein wenig erschrocken auf, dennoch senkte sich ihr Auge nicht, sondern erhob sich muthig auf den schönen Mann im schlichten zugetnüpften Jagdanzug, um

dessen stolz lächelndes Antlitz ein Meer von braunen Locken herabwogte. „Wer bist Du, mein Kind?“ fragte er, ihr mit der flachen Hand leicht über die Schläfe hinabstreichelnd.

„Mein Name ist Flora Delarmieur,“ erwiderte sie; „aber ich werde wohl bald anders heißen; denn mein Vater ist längst todt. Die Mutter heirathet auf's Neue, und ich muß,“ setzte sie seufzend hinzu, „weit von hier in ihre neue Heimath nach Flandern mit ihnen ziehen.“

„Ei!“ sagte der schöne Mann, dann gebührt Dir ein Andenken, das Dein Herz nach dem Vaterlande zurückziehen mag; und da ich kein Conterfei der schönen Madonna, die Du Dir gewählt, bei der Hand habe, mußt Du mit dem ihres eben nicht unheiligen Geistes vorlieb nehmen.“ — Er zog aus einer seidenen Börse eine goldne Münze hervor, die er dem Mädchen hinreichte.

Sie nahm sie erst nach einigem Bedenken, während eine liebliche Röthe die kindlichen Wangen verschönerte, ungewiß und betreten. „Geld?“ sagte sie etwas stolz.

„Kein Geld!“ versetzte er lächelnd, „wenn Du es nicht zur Ausgabe brauchst, sondern es des Bildes wegen, das Dich an diese Stunde erinnern kann, in der Ferne aufbewahrst. Sieh mich erst recht an, ehe du scheidest,“ fuhr er, sich zu ihr herabbückend, fort, und da sie ihn mit ihren schwarzen Augen furchtlos anstarrte, drückte er einen leichten Kuß auf die rothen Lippen, und sagte: „Gehe nun zu Deinen Spielgenossen.“

Flora machte einen tiefen Knix, kehrte langsam zurück; aber kaum um die Hecke gebogen, stürzte sie zu den Uebri-

gen Kindern hin, die sich während dieser Unterredung immer ängstlicher und scheuer zurückgezogen und in der Ferne lauschend dagestanden hatten, und als sie nun diesen das hoch in die Höhe gehaltene Goldstück gezeigt, umgaben sie sie auf's Neue und eilten, allerdings ein klein wenig neidisch, mit ihr in's Dorf zurück, wo aus der Thüre einer ansehnlichen Pächterwohnung die Mutter, auf den angespannten Wagen hindeutend, ihr schon winkte; Diejenigen von den Kindern, die dem Hause nicht angehörten, blieben auch hier schüchtern zurück, während die zwei Uebrigen sowohl als Flora zu erzählen begannen. Allein die Zeit gestattete nur eine höchst unvollständige Auseinandersetzung. Erst im Wagen, in den die Mutter sie eilig hineinspringen hieß, mit dieser und deren Bräutigam allein, der Jene zur Vorstellung bei ihren Verwandten begleitet hatte, trug Flora ihren Bericht umständlich vor, der aber in ihrem Munde so abenteuerlich klang, daß Beide, besonders bei der kindlichen Begeisterung des Mädchens nicht recht klug daraus werden konnten, bevor sie in Paris und in ihrer Wohnung angekommen waren, wo die Frau Delarmieur ihren Oheim aus Versailles, Monsieur Bonhomme, antraf, der in diesen Tagen den Gipfel des Glücks erreicht zu haben wähnte, indem er so eben zum Oberaufseher der Einheizer im königlichen Schlosse ernannt worden war. Nachdem dieser das Goldstück gesehen, und mehrere Fragen gethan hatte, wurde ihm Alles auf einmal klar. Bei jedem Worte des kleinen Mädchens wurden seine Züge freundlicher und feierlicher. Er zog sich immer scheuer von der kleinen Nichte zurück, und staunte sie mit

immer größerer Verehrung an. Endlich winkte er gebietend mit der Hand dem um ihn verstummenden, verwunderten Kreise Schweigen.

„Er hat Dich geküßt?“ rief er, „Dich in seine Arme gedrückt? glückseliges Kind! Sage mir,“ fuhr er mit einer Art Aengstlichkeit fort, „bist Du unmittelbar darauf in den Wagen gestiegen? haben Deine Lippen nachdem keine andere Lippen berührt? hat selbst Dein Großoheim, der dicke Thomas Lardin, Dir nicht, wie gewöhnlich zum Abschied, einen tüchtigen Schmaß gegeben? Sei aufrichtig, Kind! und lüge nicht, denn es kommt auf etwas Großes an.“

„Nein, Oheim!“ sagte das Kind ängstlich, wiewohl mit einer Art verletzten Stolzes. „Ich hatte gar zu viele Sachen im Kopfe, und die Mutter zu sehr Eile dazu; und so sprang ich geschwind in den Wagen, ohne Jemand Leberwohl zu sagen; ich weiß zwar, daß es recht unartig war von mir —“

„Unartig!“ unterbrach der Oheim „Nein, Instinkt, Tact, angebornes Gefühl des Rechten, Tugend war es, beneidenswerthes Kind! Deine Lippen sind geheiligt worden, und es muß, von nun an, Dein ganzes Bestreben, Dein Morgen- und Abend-Gebet, ja selbst im Traume mußt du darauf bedacht sein, daß keine freche, unwürdige Berührung Deine Lippen je entweihe; denn wisse: der Mann, der diese an die seinigen gedrückt, der Dir seine Conterfei in Gold gegeben, ist, wenn nicht alle Kennzeichen trügen, der schönste Mann in Frankreich und der Mächtigste zugleich, der große Ludwig, der Bierzehnte

dieses Namens gewesen, und die holdselige Frau, die Du angeredet hast, die schöne Herzogin de la Valiere.“

„Die Maitresse des Königs?“ unterbrach rasch fragend der Bräutigam.

„Was, Maitresse,“ fiel Oheim Bonhomme, ihn mit einem stolzornigen Blicke niederschmetternd, ein. „Nun ja, auch das, denn sie beherrscht die wärmsten Empfindungen seines Herzens, sowie sein Lächeln alle französische Herzen, aber nicht in dem gemeinen Sinne des Pöbels; denn die Nähe eines Königs verwandelt die kleinlichen Begriffe flacher Alltäglichkeit in bewundernde Anbetung, und was der Rohheit als Laster erscheint, veredelt sein Wille zu verehrungswürdiger Tugend; ja in so fern er den Gegenstand seiner Neigung höher liebt, steht sie noch höher in den Augen seiner Umgebung, als die Königin selbst. Doch was wißt Ihr Leute, die Ihr nie die Luft des Hofes eingeathmet habet, davon? Genug, daß Dir, mein Kind! ein Heil wiederfahren, das nur wenigen Sterblichen zu Theil geworden, einen beseligenden Kuß von den leiblichen — was sage ich, mehr als leiblichen Lippen des größten aller Könige zu empfangen. Vergiß denn nicht, daß die Deinigen dadurch eine heilige Weihe für das ganze Leben erhalten, die Dir zur zeitlichen Ehre, zum ewigen Ruhm gereichen wird, in so fern Du diesem Andenken treu und desselben würdig bleibst. Zuweilen haben Eltern, um dem flüchtigen Gedächtniß der Kinder ein merkwürdiges Erlebnis recht einzuprägen, diesen ein Paar tüchtige Maulschellen applicirt; allein dieß Goldstück, Flora! überhebt mich bei Dir des ähnlichen. Ich werde

es, noch in dieser Stunde am Rande durchbohren lassen, damit Du es an einer Schnur, gleich einem Talisman am Halse tragen und nie wieder ablegen mögest.“

So geschah es auch; und wirklich schien dieß zufällige Ereigniß den kleinen Stolz des Mädchens auf eine merkwürdige Weise zu erregen. Sie wurde gefeßter und stiller, nahm aber dabei etwas herrisches in ihrem Wesen an, das durch die Nachsicht der Mutter und des neuen Vaters, welchen Beiden der königliche Obereinheber, der, wiewohl in einem höchst untergeordneten Verhältnisse, doch am Hofe zu Versailles lebte, wie ein Drafel galt, noch vermehrt wurde. Indessen sorgte bald das Verhängniß dafür, daß diese Richtung einer inneren Verehrung und des äußeren Stolzes keinen nachtheiligen Einfluß auf den Charakter des kleinen Mädchens äußerte. Nach der Hochzeit der Eltern zogen Alle drei nach Flandern, dem Vaterlande des Stiefvaters, wo er in einer Mittelstadt eine Fabrik besaß, die, mit Fleiß und Umsicht betrieben, eben hinreichend war, der Familie ein mäßiges Loos zu sichern. Allein dieser war kein dauerndes Glück beschieden. Noch bevor Flora ihr dreizehntes Jahr erreichte, hatte ein Zufall dem Vater, und ein gehäßiger Proceß, den Nachlaß des Gatten betreffend, der Mutter das Leben geraubt. Und da mit dem Tode der Letzteren jede Hoffnung auf das Eigenthum verloren ging, ja nicht einmal so viel übrig war, daß die kleine Flora auf eine bequeme Weise nach Frankreich, zu ihren mütterlichen Verwandten, denen es auch wohl nicht angelegen war, sich in ihr eine Bürde auf den Hals zu laden, zurückgeschickt werden konnte; nahm ein Oheim des ver-

storbenen Stiefvaters, ein katholischer Landgeistlicher, sich der Verlassenen an, und sie in sein Haus auf, das nur von ihm, einer tüchtigen bejahrten Haushälterin und wenigem Gesinde bewohnt wurde.

Hier, in einem stillen idyllischen Leben, das von den Tugenden des frommen Pfarrers eine höhere Weihe erhielt, vergaß sie, ihm in kindlicher Liebe zugethan, allmählich die kleinen städtischen Unarten, die in dem elterlichen Hause Nahrung gefunden, bis sie durch den Gram der Mutter und an dem Krankenlager derselben, auf ihr besseres Innere zurückgeführt wurde. Die Sitten ihrer Umgebung wurden nach und nach die Ihrigen. Einfachheit und Wahrheit hatten den kleinen Kegel der Eitelkeit, die keine Nahrung mehr fand, vertrieben, und unter heitern Gespielinnen ihres Alters fand sie die früher selten genossene ländliche Freude wieder, die sie in ihrem städtischen Leben oft vermißt hatte. Nur Eins aus ihrer früheren Zeit war ihr völlig lebendig geblieben, nämlich das Andenken an den Kuß der königlichen Lippen, der immer gleich frisch vor ihre Phantasie hintrat; und immer schien dabei das noch nie abgelegte Goldstück den geheimen Zauber zu bewahren, den sowohl christlicher als heidnischer Aberglaube Reliquien und Amuleten beilegt. Aber beschützte es sie auch gegen eine zu frühe leidenschaftliche Neigung, wozu die heitere üppige Lebensweise der reichen Landbewohner in dem damaligen Flandern allerdings Anlaß gab, so bildete sich auch dadurch eine sonderbare, der Phantasie entkeimende, Leidenschaft in ihrem Herzen für den flüchtig gesehenen König, von dessen Schönheit und Größe selbst in ihrer neuen Heimath der

Kuß allgemein war; welcher noch mehr als das Gedächtniß ihrer Phantasie Nahrung gab. Sie hatte wirklich sein Bild, wie das eines Heiligen, in ihrem Innern aufbewahrt, dem sie die erwachende Frühlings-Sehnsucht ihres Herzens zuwandte. Ja es schien sogar als erzürnten sie die einfachen, ihrer aufblühenden Schönheit dargebrachten Huldigungen, für deren Reiz die derbe Jugend ihrer Gegend keineswegs blind war; als malte sich, jedem männlichen Blick gegenüber eine spröde Zurückhaltung in ihren Zügen, während sie in dem Kreise ihrer Gespielinnen die Anmuthigste und Muthwilligste von Allen war. Freilich gab sie sich nicht den oft zärtlichen Liebkosungen ihrer Freundinnen hin. Nie sah man ihre Lippe die eines Mädchens, geschweige denn eines Mannes berühren, und selbst dem väterlichen alten Pfarrer, dem ein Kuß der Ausdruck seines Segens war, reichte sie nur die glühende Wange. Dessen ungeachtet sammelte, mehr als ihre allerdings sehr ins Auge fallende Schönheit, die reizende Anmuth aller ihrer Bewegungen, das Einzige was sie von ihrer pariser Erziehung übrig behalten hatte, eine Schar von jungen Anbetern um sie, unter welchen der Zurückhaltendste von Allen, vielleicht eben darum, oder als Anverwandter ihres Wohlthäters, ihre Aufmerksamkeit auf sich zog.

Raum eine Viertelstunde von der Pfarre, in der Flora lebte, stand, der kleinen Herrschaft Kehrwaaren gehörig, eine angesehene Pächterwohnung, die eine reiche Familie Hooft inne hatte. Die bejahrte Frau des noch älteren Pächters war eine jüngere Schwester des Pfarrers, und ihr Wohnsitz das gewöhnlichste Ziel seiner Wanderungen,

wohin er nach beendigtem Gottesdienste beinahe alle Feiertage Floren mit sich führte, die hier bei der Tochter der Familie heitere Gespielinnen versammelt fand, die mit den Freunden der beiden Söhne des Hauses oft Pfänderspiele oder Tänze anstellten. Von diesen Söhnen war indessen der Ältere, der nicht allein der Liebling der Eltern, sondern auch wenigstens des weiblichen Theils der Umgegend war, abwesend. Das Landleben und dessen, einfache Ausdauer fordernde Geschäfte hatten den flüchtigen, verzogenen Knaben nicht zugesagt. Er war daher, seinem Wunsche zufolge, in der nächsten großen Stadt bei einem Goldschmid in die Lehre gebracht worden, um dieses Geschäft, das damals an Rang und Würde der Malerkunst am nächsten stand, sich eigen zu machen. Der jüngere anwesende Bruder hatte, selbst als rüstiger Jüngling, noch viel von dem stillen schüchternen Wesen behalten, das ein zurückgesetztes Kind nur zu leicht annimmt. Sein ganzes Aeußere schien Phlegma, wenigstens Gleichmuth auszusprechen. Seine derben Züge, die selbst Merkmale von den Blattern trugen, waren nicht schön, aber die Glieder wohlgebaut. Gesundheit blüdete auf seinen Wangen; und aus den tiefblauen, sonst kalten Augen leuchtete, in freilich nur selten erregten Augenblicken, eine so ernste Treue, ein so fester Muth hervor, daß sie Jedem, den solche Blicke trafen, Zutrauen einflößen mußten.

Dieser Blick war oft und nicht unbemerkt auf Flora gefallen, die, vielleicht eben weil dessen jedoch nicht untheilnehmender Gleichmuth so weit entfernt von der tanzelnden Sehnsucht, von dem immer fertigen süßlichen

Streben nach Gefallen, das sie bei der übrigen männlichen Jugend ihrer Umgebung erwiederte, sich mehr als ihre Freundinnen, sowohl bei Tanz und Spiel als bei gelegentlichen Unterhaltungen mit dem schlichten anspruchslosen Jüngling abgab. Ihre Freundinnen zogen sie freilich nicht mit ihm auf; dazu war beider Unterhaltung zu gleichmüthig und kurz; allein eine Vorliebe für den Verwandten darin erblickend, meinten sie nur, daraus schließen zu können, wie weit mehr das Muster aller Schönheit und Liebenswürdigkeit, der aufgeweckte Gabriel, wenn er einmal erschiene, bei ihr gelten würde. Und nicht ganz gewohnt ohne Reid Florens feinerer Anmuth gehuldigt zu erblicken, erklärten sie Beide, die sich noch nicht gesehen, im Voraus für Liebesleute; ja wenn Flora zuweilen dem stillen unbemerkten Raimund das Wort rebete, nahmen Jene davon Anlaß, sie mit dem Abwesenden zu necken, der gewiß, durch sein Auftreten allein, die gute Meinung ganz sich aneignen würde, die sie nun von dem hölzernen Bruder hegte. Veranlaßten vielleicht diese kleinen Neckereien, daß eben das Gegentheil statt fand? Gabriel erschien wirklich ganz unerwartet. Auch der selbst erwählten Handierung war er überdrüssig geworden, oder ihr vielmehr nach einem mit seinem Meister gehaltenen Zwist entführt. Er hatte diesen plötzlich verlassen, und schien nun geneigt, sich dem Landleben zu widmen; welcher Einfall alle Aussichten des Bruders, der von den Eltern schon bestimmt gewesen, nach ihnen den Pacht zu übernehmen, über den Haufen warf, weil ein Wunsch von Gabriel hinreichend war, jeden genommenen Entschluß der Familie

wieder aufzuheben. Gabriel war wirklich ein bildschöner, gewandter anmuthiger Junge, dessen fast zu weibischem Aeußeren Niemand die Berwegenheit, den muthwilligen Leichtfinn, welche sein Benehmen an den Tag legte, zuge-
traut haben würde. Von zarter Jugend an der Liebling der Eltern, war er aus einem verzogenen Knaben ein übermüthiger schlauer Jüngling geworden, der, wenn auch nicht fähig, alle seine Umgebungen zu beherrschen, sie doch für sich zu gewinnen wußte. Flora sehen; nicht bloß vom Hörensagen dazu bestimmt sie für das schönste Mädchen in der Gegend zu erkennen; aber vom Hörensagen, das Beide als das schönste für einander geschaffene Paar schon genannt, gereizt, sich entschliessen, ihre Liebe erobern zu wollen, war wirklich der Erfolg des ersten Anblicks. Selbst die kalte Sprödigkeit, die sie Gabrieln um so schroffer entgegenstellte, als seine Zuversicht auf die eigene Schönheit und Unwiderstehlichkeit sie verletzte, eben weil diese alle Farben des Bildes, das sie still im Herzen trug, zu vollem Glanze erfrischte, schreckte ihn nicht ab, vielmehr machten diese Ansprüche, mit dem gefühlten Gewicht des Vermögens der Eltern vereint, ihn immer zudringlicher je kälter sie sich gegen ihn benahm, bis er endlich dadurch, ohne selbst zu ahnen, warum, ihr vollends zuwider wurde. Ja es ahnte ihm nicht einmal, daß er eine Art innigeres Verhältniß zwischen ihr und dem Bruder so zuwegebrachte, in dessen treuem Blick der Thrige einen Schuß nicht vergebens suchte. Obgleich von Gabriel, so wie von den Eltern selbst, in einer untergeordneten Lage festgehalten, die er mit dem Anschein als be-

merkte er sie gar nicht, mit Geduld trug, wußte er dennoch, wenn er Florens Verlegenheit merkte, trotz den drohenden Blicken und dem übermüthigen Benehmen des Bruders, entweder durch irgend einen Spaß oder durch ein zufällig scheinendes Zwischentreten, sie von seiner Zudringlichkeit, wenigstens für den Augenblick zu befreien; daher blieb ihr auch hinsichtlich seiner die Geringschätzung fremd, worauf sie auf Gabriel noch stolzer als dieser auf den Bruder, in der glühenden Anbetung ihres Herzens zu einem Gegenstande hinabblickte, von dessen Lob ihre begeisterte Zunge in dem fremden Lande den entsprechenden lauten Wiederhall nicht fand, der in dem Hause ihrer Eltern, das von vielen Franzosen besucht wurde, ihrer Verehrung begegnet war; um so mehr drängte sich dies Gefühl so in ihrem Herzen zusammen, daß ihre Phantasie keinem anderen Bilde neben dem seinigen einen Raum in demselben gestattete. Ja! diese wurde um so geschäftiger, als es auf einmal hieß, daß Ludwig in eigener Person im Begriff stehe an der Spitze einer Armee in Flandern einzudringen. Wie durch den Schwung eines Zauberstabes veränderte sich nun die allgemeine Meinung von ihrem Abgott. Die vorige Bewunderung verwandelte sich in tausend giftige Pfeile, die nicht allein sie, sondern auch ihr Vaterland mit einer Schärfe trafen, die in ihrem Busen Wunden auf Wunden häufte. Ja als nun wirklich französische Truppen, auf die schonungslose Weise, die unter Ludwig dem Bierzehnten beinahe immer ihre Spuren bezeichnete, sich über Flandern verbreiteten; als Mastricht im Beisein des Königs belagert wurde, und Angst und Entsetzen sich ihrer, so-

wohl nahen als ferneren Umgebung bemächtigten: schien es ihr noch dringender als zuvor, an ihrem Traumbilde festzuhalten, von dem, ihrer Meinung nach, solche Greuel unmöglich ausgehen konnten. Vor Allem fühlte sie sich, durch Gabriels rücksichtslose Schmähungen gegen den Heiligen ihres Herzens, beleidigt. Den Heiligen! denn bisher hatte sie ihn ohne irgend eines verlangenden Wunsches, einer liebenden Sehnsucht sich bewußt zu sein als einen solchen verehrt. Erst als sie ihn giftigen Lästerungen, und im Kriege selbst vielleicht sogar Gefahren, feindlichen Kugeln bloßgestellt wähnte, begann sie, seiner als eines Menschen, der dem Wechsel aller Sterblichen unterworfen war, zu gedenken, für ihn zu zittern, um sein Leben besorgt zu sein. Auch dabei mußte sie unwillkürlich einen Vergleich zwischen beiden Brüdern anstellen, der zu Raimunds Vortheil ausfiel. „Schmähe nicht!“ sagte dieser mit großer Ruhe, wenn Gabriels jugendlicher Ungeßüm fast in Wuth ausbrach. „Schmähe nicht, sondern schärfe lieber die Waffen. Es ist thöricht, den Mund arbeiten zu lassen, wo allein die Stärke des Armes Hilfe leisten kann. Weiber hassen mit der Zunge, Männer mit dem Schwerte.“

„Und dennoch,“ sagte Flora einmal bei einer ähnlichen Aeußerung ein wenig schnippisch: „Habt Ihr Euch noch nicht anwerben lassen, Raimund.“

„Bei Wem?“ gab dieser ruhig zur Antwort. „Sie berennen ja nur Festungen und nehmen Städte ein. Hinter den Mauern vermag ein Arm nur wenig. Das Land liegt offen. Gott behüte den Ort, dem sie schändend und

brennend sich nahen. Wo die Eltern sind, und Ihr weilet, da steht mein Regiment, da weht meine Fahne. Kann ich der untreu werden? Wem würde ich dann treu dienen können? Ach, Flora! habt Ihr bedacht, warum Euch der Bruder, mit Vorwissen der Eltern, gestern gebeten hat? Es ist nun an der Zeit, wo das Weib, wie der schwache Epheu, sich an einen männlichen Stamm schmiegen muß. Welche Antwort hat er zu erwarten? Bedenkt, daß wenn Gott uns vor feindlichen Mordbrennerhänden bewahrt, er Euch dann, besser als irgend ein Anderer in der Gegend, versorgen kann. Er wird einst reich, denn ich werde den Nachlaß der Eltern nicht mit ihm theilen."

„Ihr nicht?“ fragte Flora. „Der leibliche Bruder nicht?“

„Er ist der Ältere, und wenn auch nicht — ich kann entbehren, was die elterliche Sorge um ihn mir nicht gönnt. Ich weiß daß die Eltern schon ein Instrument haben aufsetzen lassen und es auch unterschrieben haben. Meinetwegen! ich beneide ihn nicht, denn ich brauche nur wenig. Die, um Derentwillen ich allein nur reich sein möchte, liebt mich nicht; allein kann Sie mich nicht glücklich machen, soll und wird doch ihr Glück mein Alles auf der Welt sein. Welche Antwort denkt Ihr dem Bruder zu geben?“ fügte er, beinahe ängstlich, hinzu.

„Raimund!“ erwiederte sie, nach kurzem Bedenken, „Euch vertraue ich gern, denn ich kenne Eure redliche Seele. Ich habe ihm Nein! zur Antwort gegeben; denn sein Reichthum und sein glattes Gesicht kümmern diejeni-

ge wenig, die sich etwas noch Reicherem und Schönerem geweiht und sich diesem dennoch nur im Traume nahen kann.“

„Bedenkt,“ sagte Raimund erschrocken, und doch wie mit leichterem Herzen, — „daß er den Segen der Eltern erhalten die, in diesem Augenblicke von allen Andern eben nicht günstig angesehene Französin zu heirathen. Der Oheim ist alt, und wird täglich schwächer. Die Furcht vor dem, was kommen wird, zehrt an seinem Leben. Wenn er stirbt, steht ihr ganz verlassen.“

„Verlassen?“ versetzte sie mit schönem Vertrauen. „Bleibt mir nicht Gott, und in Euch ein Freund?“

„Ja!“ rief er froh bestürzt, „auf mich könnt Ihr vertrauen. Euer Freund! ja, der bin ich — O! Flo-
ra! ich bin —

„Mein Freund!“ unterbrach sie ihn stolz „Weder weniger noch mehr, will ich hoffen, sonst müßte ich mich von Euch — doch Ihr habt mir noch kein zudringliches Wort gesagt, und werdet mich ferner vor dem Wahnsinn Eures Bruders schützen. Er will nicht glauben, daß ich ihn nicht liebe. Es gehören jedoch andere Eigenschaften dazu, als Schönheit und Geld, um mich dem Gelübde meines Innern untreu zu machen. Lebt wohl guter Raimund!“

Er sah ihr verwirrt nach. „Sie liebt ihn nicht,“ flüsterte er seelenfroh. „Den reichen schönen Gabriel, dem alle Mädchen nachlaufen. — Ach! wie darf das dich erfreuen? — wird sie dich darum lieben, der weder seiner Schönheit, noch seiner Gewandheit sich rühmen kann, und feinetwegen arm bleiben wird? Hat sie sich nicht ausdrück-

lich merken lassen, daß ich ihr zuwider bin? Nun immer hin! So lange sie keinen Anderen liebt, darf ich treu an ihr hängen; treu aber stumm. Vor meiner Zudringlichkeit soll sie sich nicht fürchten; wenn ich sie nur verstoßen ansehen darf, bin ich schon froh. Was für ein Gelübde sie wohl meinen kann? ach, geht sie ins Kloster, so werde ich Mönch, das ist ausgemacht.“

Wenige Tage waren aber hinreichend, nicht bloß alle innere Ansichten zu verrücken, sondern auch ihre äußeren Verhältnisse ganz umzugestalten. Die Gegend, in welcher Flora lebte, war bisher noch von keinem französischen Fuß betreten worden, und es lag nicht in dem Geist jener Zeit, wo die Communicationen schwerer waren und die Märsche langsamer vorrückten, sich übermäßig zu fürchten bevor die Gefahr, bei der Annäherung feindlicher, und selbst freundlicher Truppen durch Mißhandlungen und alle Greuel des Krieges, damals noch unheilbringender als in unseren Tagen, vor Augen oder überhängend war. Den folgenden Sonntag Nachmittag während die jungen Männer auf Rundschaft ausgegangen waren, weil sich denselben Morgen Gerüchte von der Annäherung des Feindes, die doch den Weibern verschwiegen wurden, verbreitet, hatten die Mädchen, wie gewöhnlich, wenn sie unter sich waren, sich auf der Flur vor der Pächterwohnung versammelt und vertrieben sich die Zeit mit Pfänder- und andern Spielen. So war die Reihe auch an Blindfuß gekommen, und Flora eilte so eben mit verbundenen Augen im Kreise suchend umher, als ein jauchzendes Gelächter sich ringsum erhob, das sie um so mehr reizte, da sie

lange Niemanden hatte haschen können. Plötzlich war es ihr, als umschwebe sie immer näher eine neckende Gestalt. Sie griff schnell zu, und faßte wirklich ein weibliches Kleid, dessen Inhaber, statt wie gewöhnlich zu entkommen zu suchen, sie, im Gegentheil mit beiden Armen umschlingend, an sich zog. Während sie mit der einen Hand die Augenbinde abzulösen sich bemühte, vernahm sie nahe an ihren Lippen einen heißen Athem, und nur durch eine schnelle Wendung des Kopfes gelang es ihr, dieselben vor dem glühenden Kuß zu retten, den sie, freilich einen Augenblick nur, an ihren Wangen brennen fühlte. Aber noch ehe sie sich losreißen konnte, ward das räthselhafte Wesen ihren widerstrebenden Armen entzogen, und als in demselben Moment die Binde fiel, erblickte sie Raimund der mit der-ber Hand eine weibliche Gestalt zur Seite schob in der sie zu gleicher Zeit den als Weib verummumten Gabriel erkannte.

„Lächerlicher Spaßmacher,“ rief der Erste ergrimmt „der hier Poffen treibt; während der Feind in Anmarsch ist. Komm und bewaffne Dich. Es gilt nun, unser Eigenthum, diese Mädchen und unsere Eltern zu vertheidigen und zu retten.“

Gabriel war eben so muthig als leichtsinnig. Diese Worte waren hinreichend, um ihn die nur halbgelungene List seiner liebenden Sehnsucht fast bereuen zu lassen. Der plötzliche Zorn in seinem Blicke schien dem Bruder nicht mehr zu gelten. Mit einem einzigen Ruck zerriß er das weibliche Gewand, warf es von sich und stürzte, nur halb angezogen die zitternden Mädchen in Angst und Verwir-

rung nachlassend mit Raimunden fort. Auch diese zersto-
ben nun wie aufgeschreckte Rehe. Mit hochklopfenden Herzen
eilte Flora nach der Pfarrwohnung zurück. Auch hier
traf sie schon Alles in voller Verwirrung.

„Traurige Nachrichten! geliebtes Kind!“ sagte
der greise Pfarrer. „Jenseits des Waldes brennt. Feind-
liche Reiter streifen umher. Sind es nur Marodeurs, kön-
nen sie vielleicht unsre muthigen Burschen verjagen. Ge-
hören sie aber einem nachfolgenden Corps, dann Wehe
uns! Du mußt Dich sogleich verstecken, liebe Tochter!“

„Nein! Nein! Väterchen!“ rief Flora, ihn ängst-
lich umarmend. „Wir wollen zusammen sterben!“

„Nicht doch mein Kind! Sie werden vielleicht m e i n e
grauen Haare ehren. Ich bin ein Diener des Herrn, und
sie sind Christen! Nicht also Deine Jugend und Schönheit.
Diese Lockung der Welt möchte sogar mir Gefahr bringen.
Komm, ganz oben neben dem Giebelzimmer ist ein kleiner
Versteck hinter dem Tafelwerk. Barbara soll eine Ma-
traze hinauf bringen — bald! sogleich! damit keine ei-
gennützige Seele, die um sich zu retten, Dich verrathen
möchte, Deine Gegenwart ahne. Noch hat Niemand
Deine Rückkehr bemerkt. Barbara!“ rief er. Die alte
Haushälterin erschien. Er erteilte ihr seine Befehle,
und ihres inneren Widerstrebens ungeachtet mußte
Flora der väterlichen Sorge sich fügen nachdem er
die zitternden Hände segnend auf ihre Stirne gelegt. Ei-
nen Krug mit Wasser und einige Nahrungsmittel tragend,
folgte sie seufzend der alten Barbara hinauf. Der kleine
Verschlag unter dem Dache war dunkel. Nicht ganz ohne

Mühe, machte sie eine schon lockere Dachpfanne ganz los und richtete sie in die Höhe. So gestaltete sich ein, einige Zoll großes Loch, wodurch das Licht karglich hineinfiel, das aber keine Aussicht gewährte. Sie sah nur Luft und in gerader Richtung vor sich hin, zwei kleine Spitzen, in welcher sie die Schornsteine der befreundeten Pächterwohnung erkannte, die sie vor kurzen verlassen hatte. Außer der Matraze, die nicht einmal ganz ausgestreckt in dem Verschlage liegen konnte, hatte die Alte ein Gebetbuch mitgebracht. Aber vergebens versuchte Flora, als Barbara den Verschlag vorsichtig von Außen zugemacht und ihn durch einen, mit großer Mühe herbeigeschleppten Schrank versteckt hatte, darin zu lesen. Ihre Seele befand sich in gar zu heftigem Aufruhr und als die anhaltende, von keinem Geräusch von außen gestörte Ruhe sich auch endlich ihrer Seele mittheilte, kehrten ihre Gedanken auf den kurzvorhergehenden Vorfall zurück. Der heiße Athem, der dicht an ihren Lippen vorübergesäuselt hatte, war also der eines Mannes, eines freilich schönen, aber durch seinen zubringlichen Ungestüm immer mehr verhassten Mannes gewesen. Auch hier hatte Raimund, schnell besonnen, auf eine Art, die seine eigentliche Absicht nicht verrieth sie vor einer Gewalt, der sie, ohne sie zu kennen, beinahe unterlegen, befreit. Und wer weiß, ob er in diesem Augenblicke die drohende Gefahr nicht übertrieben? ob nicht um ihretwillen, um seiner treuen Hülfe Willen, der ganzen Versammlung, ja dem greisen Pfarrer selbst ein blinder Schreck eingejagt worden war? Diese Hoffnung tröstete, beruhigte sie, ja schmeichelte sogar ihrer

Eitelkeit. Sie gedachte des Freundes mit inniger Dankbarkeit. Indem ihre Phantasie mit ihrem schönen Traumbilde noch immer beschäftigt war, das indessen — sie selbst fühlte es mit Reue und Schrecken, — mit seiner Frische immermehr von seinem Zauber verlor, begann ihr Herz zu erkennen, daß es eine innere Schönheit gab, welche die Aeußere weit überreichte. Ein solches Beispiel trat ihr immer näher. Mit Staimunden konnte Gabriel, ihrer Empfindung nach, keinen Vergleich aushalten.

Unter solchen Betrachtungen war es immer dunkler geworden. Kein Geräusch hatte noch die lautlose Stille unterbrochen. Da war es ihr, als dränge plötzlich ein Summen verworrener Stimmen, ein klägliches Aufschreien zu ihr hinauf. Dann wurde alles plötzlich wieder still; aber eine sonderbare rothe Helle erleuchtete den kleinen Berschlag. Sie richtete sich aus ihrer liegenden Stellung halb empor. Da zitterte der erste Schlag der Glocke in dem nahen Thurme schneidend durch ihr Herz. Mehrere Schläge folgten gleich stark und immer schneller. Es wurde Sturm geläutet. Sie eilte zu ihrer kleinen Dachlucke hin. Die zwei weißen Schornsteinspitzen standen wie in einer Glorie von Feuer. Die Pächterwohnung brannte. „O! Raimund!“ rief sie unwillkürlich. „Also Euch hat das Unglück schon erreicht. Ich liebe die alten Leute nicht. Sie haben alles Uebel um feinetwillen verdient; aber gleichviel Er liebt sie! Schütze Du sie, O Gott: „Sie sank auf die Knie nieder und betete, wie lange wußte sie selbst nicht. Die Todesangst die sich ihrer bemächtigte, ließ sie jedes Zeitmaß vergessen. Plötzlich verstummte die Glocke als würde sie ge-

waltsam in ihrem Gange gehemmt. Sie horchte. Kein menschlicher Laut ließ sich vernehmen; doch erreichte allmählich ein sonderbares Knittern ihr Ohr. Es war ihr, als dränge durch alle Fugen ein heißer dicker Qualm zu ihr hinein. Mit dem Gedanken: Die Pfarre brennt, verlor sie die Besinnung.

Auf einmal war es ihr, als durchdränge eine schneidende Kälte alle ihre Glieder, als spielte ein eisiger Wind mit ihren Locken; zu gleicher Zeit säufelte ein warmer wohlthuender Hauch über Lippen und Wangen hin. Sie vernahm es deutlich, aber sie vermochte nicht sich zu bewegen, die Augen nicht aufzuschlagen. Da berührten ihren Mund mit einem sanften Druck zwei weiche, brennende Lippen. „Flora! meine Flora! lebe auf, oder laß mich mit Dir sterben — ich habe ja nun nichts, nichts mehr auf der Welt, als die Hoffnung daß Du noch lebest!“ hörte sie eine Stimme sagen, die ihr wohl bekannt tönte. Es war als hauchte ihr dieser Kuß einen belebenden Funken ein. Ein Anflug von Kraft zur Bewegung durchdrang sie wieder. Ihre Augenlieder gingen auf. Sie sah sich unter freiem Himmel; wo, konnte sie nicht erkennen, aber der Mond stand gerade über ihr hell und glänzend, und beleuchtete deutlich eine dunkle Männergestalt, die vor ihr hingekniet, über sie hingebeugt, ängstlich ihre Züge betrachtete. Sie erkannte, oder glaubte wenigstens nachher zwei treue Augen erkannt zu haben; denn in demselben Moment schlossen sich die Thüren wieder. Sie verlor, war es aus Schwäche, oder wegen des Mißbrauchs derselben die Besinnung auf's Neue.

Was während dieser zweiten Ohnmacht mit ihr voring, wußte sie eben so wenig, als was unter der ersten mit ihr vorgegangen war. Sie befand sich, als sie sich wieder erholte, auf einem ärmlichen Lager, innerhalb nackter unheimlicher Wände, welche die elende Wohnung eines verarmten Insassen zu verrathen schienen und nur von einer flackernden Flamme von Rienholz das auf einem niedrigen Herde brannte, vor dem ein altes Weib hockte, beleuchtet waren. Vor ihrem Lager saß, den Kopf auf die Brust herabgesunken, im halben Schlummer wieder eine männliche Gestalt. Es war als kehrte mit diesem Anblick die Erinnerung an ihr früheres kurzes Erwachen in ihre Seele zurück. Sie war schon im Begriff, unter streitenden Empfindungen zwischen Zorn und Beschämung, Raimunds Namen zu nennen, als sie mit Schrecken, den ein unfreiwilliger Ausruf verrieth, in dem schlaftrunkenen Manne, Gabrieln erkannte.

Bei dem ersten hörbaren Laut sprang er fast freudig in die Höhe, „Wo bin ich?“ rief Flora unwillkürlich.

„In Sicherheit!“ erwiderte er. „Laßt das Euch beruhigen. In Sicherheit alle Beide; — denn diese Hütte liegt mitten in einem Sumpfe, auf einem kleinen trocknen Grund, wozu der Pfad kaum von den Rindigen sich auffinden läßt. Ich bin bis mitten an den Leib mit Euch im Arme durch das Moor gewadet. Hier kann keiner von den Soldnern des verfluchten Ludwigs uns auschnüffeln — wir sind in Sicherheit!“

„Und wo ist“ — unterbrach sie ihn; „wo sind?“ —
 „Niemand ist übrig, als wir Beide;“ sagte er

dumpf. „Ob die Schwester noch lebt, ist ungewiß. Der Vater wurde von einem französischen Schwert durchbohrt, die Mutter von dem Schrecken. Sie starb noch eher als er. Ihr Grab selbst hat sie Beide nur kurz überdauert. Alles ist in Nordbrennerflammen verzehrt. Auch Euer Oheim, Flora! Es ist nicht Zeit, solche Greuel weder zu verschönern noch zu verschweigen — auch er ist todt!“

„Und Raimund?“ schrie Flora auf.

„Todt“ sagte Gabriel zögernd, kaum hörbar.

„Todt! sagt Ihr!“ rief Flora! „Nein! Nein! ich habe — Ach! Gott! hat vielleicht nur sein Geist mich umschwebt? Unmöglich! Wie bin ich hierher gekommen?“

„Ihr hört es ja!“ versetzte Gabriel fast ungeduldig; „Als Vater und Mutter todt waren, als Haus und Hoffnung in Asche lagen — trotz der Nordbrennerhaufen, eilte ich nach der brennenden Pfarre, und — Ihr habt es ja gehört durch das Wasser habe ich Euch endlich hieher gerettet. Wir stehen allein in der Welt, und haben nur uns; allein wir sind in Sicherheit!“

Da öffnete sich die Thür und ein großer schlanker Mann schmerzlich an einem Stabe hinkend, trat herein. „Raimunds Geist!“ schrie Flora laut auf.

„Raimund selbst!“ klang wieder die bekannte Stimme. „Warum nur sein Geist!“

„Wie bist du hergekommen,“ unterbrach ihn Gabriel rasch. „In der That!“ fügte er finster hinzu: „ich glaubte dich im Sterben, oder sogar todt.“

„Wie ich hergekommen bin? auf dem Pfade, mit

dem ich Dich bekannt gemacht habe, und den Du verfehlt hast, wie ich höre und an deinen Kleidern sehe. —“ Er zeigte auf diese, die vor dem Herde hingen, und wirklich hatte Flora, ohne die befremdende Hülle zu bemerken Gabrieln nur an den Gesichtszügen erkannt; „und im Sterben, tobt? Wer das, was ich diese Nacht erlebt habe, überlebt hat, stirbt nicht an den Schmerzen und an der Müdigkeit, die eine verbrannte Ferse herbeiführt. Arme Flora! ach! wir sind Alle recht arm!“

„Ja wohl!“ rief Gabriel! „Alle Kisten und Schränke geplündert, und das Haus abgebrannt!“

„Unsre Eltern! Guer Pflegevater, Flora! Möge es Euch trösten daß sein, daß Aller Kampf kurz war; die Schwester ist gerettet. Wie viele von Euern andern Freundinnen — wer kann es wissen? Ich habe nur an meine Nächsten denken können, und Gottlob! daß ich an Alle denken konnte! Es liegt doch eine ungeheure Kraft in der menschlichen Brust. Liebe ist mächtiger als Verzweiflung. Ihr habe ich zu verdanken, daß ich mitten unter den Mordbrennern Fassung genug behielt, mich ihnen zu entziehen. Flora! die Gefahr ist vorüber! Ach! freilich die Verheerung bleibt; allein der Haufen hat sich zurückgezogen und die Officiere, sagt man, werden zu schwerer Verantwortung gezogen werden; denn der König von Frankreich soll in der Nähe sein und die hält er zu heilig für solche Gräuel. Hat Gabriel Euch mit allem was geschehen ist, bekannt gemacht?

„Flora,“ sagte dieser, „ist erst diese Nacht, die Zweite die wir hier sind, zur vollen Besinnung gekommen.“

„Dachte ichs doch,“ rief Flora, die, alles andre vergessend, von einer Benennung berührt, wie zum neuen Leben erweckt wurde, „dachte ichs doch! ja der große Ludwig darf von solchen Gräueln nichts wissen!“

„Darauf kann,“ fiel Gabriel bitter ein, „der Fluch, den ganz Flandern über ihn herabrufft, Euch besser Antwort geben als ich.“

„Ich will nicht richten, wie schwer ich auch getroffen hin,“ sagte Raimund dumpf. „Vergiß aber nicht, Gabriel! daß unsre Flora eine Französin ist. Ihr könnt nicht hier in diesem ungesunden Sumpfe bleiben. wo Entbehrung von fast Allem Eure körperliche Schwäche nur vermehrt. Der Weg nach Kahlst steht offen. Ich will Euch zu unsrer Ruhme, die in einem Flecken unweit dieses Ortes wohnt, führen. Sie ist schon darauf vorbereitet, die Schwester aufzunehmen, allein diese hat sich tiefer in das Land geflüchtet. Es ist mir gelungen, ein ausgerissenes Pferd aufzugreifen; ich habe es mit gebracht, und will Alles zu unfrem Abzug bereiten! Ach! es giebt nicht viel zu bereiten! Seht Euch nur nicht unterwegs um, denn überall werden Eurem Auge Gräuel und Verheerung begegnen. Laßt Euch aber zuerst.“ Er kramte nun in einem mitgebrachten Korbe, und zog einiges gedörrtes Obst, feines Brot und eine Kanne frische Milch hervor. „Ich habe es weit hergeholt,“ sagte er seufzend „Dank sei den flinken Füßen des Pferdes! —

Stärke auch Du Dich, Gabriel Du kannst es nöthig haben; ich will nach dem Pferde sehen.“

Er eilte aus der Hütte. Gabriel sah ihm unmuthig nach. „Dennoch hat er Recht!“ sagte er düster. „Ihr könnt hier nicht bleiben, Flora! warum aber — freilich,“ unterbrach er entschlossen sich selbst, „müssen wir an die nächste Zukunft denken, und Du mußt die Meine bestimmen. Siehe! Ich besitze nunmehr nichts Anders in der Welt, als diesen Arm, Muth, und meine Ansprüche auf Dich, die allein Beides stählen können. Ja! denn Dein Leben ist nun mein. Ich habe Dich gerettet. Du bist mein Eigenthum. Gib Du Leben für Leben, denn ohne Dich —“

„Halt Gabriel!“ versetzte Flora; „welchen entsetzlichen Augenblick wählt Ihr, um in mich zu bringen. Euer Eigenthum? Da sei Gott vor! Ich werde Euch ewig dankbar sein, wenn — Nein! Nein! unterbrach sie sich selbst. Möget Ihr auch diesen Leib gerettet haben, ins Leben habt Ihr mich nicht gerufen — Eure Stimme hätte es nicht vermocht, nicht Eure.“ Sie erröthete; „und hättet Ihr auch,“ fuhr sie mit erzürntem Stolze fort? „hättet Ihr mich auch zu einem entweiheten Daseyn erweckt. — Wisset denn, die Nacht hat auch eine Sonne, welche nicht bloß freundliche Augen, sondern die eigne Seele erhellt. Wo erwecktet Ihr mich zum Leben?“

„Die Sonne, die damals schien,“ erwiederte er, „waren die rothen Flammen dieses Rienholzes, aber Ihr erkanntet mich und Keinen nicht.“

„Seht Ihr! ich meinte eine Andere! ach!“ fügte

sie schmerzlich hinzu, „spricht nicht von Liebe, wo die blutigen Leichen Eurer Eltern, des guten Oheims, nur ein Geschrei des Jammers gestatten — haßt mich lieber, ich bete den König an, den Ihr verabscheut!“

„Flora! ganz recht! Es ist eine Zeit des Jammers, um so fester und schneller gilt es, sich an einander zu schließen. Es ist eine alte Sitte unsres Landes, daß ein Mädchen, das ihre Hand einem Verbrecher reicht ihn dadurch von dem Galgen erretten kann, so auch, daß wann ein Mann einem Mädchen das Leben rettet, es sein werden muß, wenn er es verlangt. Ist es nicht so?“ wandte er sich mit einem scharfen Blick an Raimund, der soeben in die Hütte getreten war.

„Was? — Es ist so! —“ sagte dieser mit niedergeschlagenen Blick, als wäre es ihm genug dem Bruder nicht zu widersprechen.

„Auch“ fragte Flora! „wenn ein älteres Gelübde sie bindet? wenn ihr Herz solchem Verlangen widerstrebt? Laßt mich in Frieden Gabriel! Euch rufe ich um Schutz an Raimund! Ihr werdet meinen Schmerz ehren!“

„Du hörst es Bruder!“ sagte Raimund mit Gewicht, jedoch gelassen.

„Ja! ich höre es!“ rief Gabriel heftig! „Ha! ich höre es, daß ich ein Bettler geworden bin! Euer König hat mich dazu gemacht; allein Ihr kennt mir das Verlorne zehnfach ersetzen. —“

„Wodurch? Gabriel! In dieser Hinsicht seid Ihr mir nur gleicher geworden da ich schon lange arm bin. Die Hand, der das Herz nicht folgt vermag

keinen Verlust zu ersetzen. So bin ich noch ärmer als Ihr!"

Gabriel sah sie lange düster an. „Ich habe Unrecht,“ sagte er „Euch zumuthen zu wollen, meine Armut zu theilen, da Ihr schon meinen Reichthum verschmähet habt, aber zu der Zeit hatte ich keine Ansprüche auf Euch, wie jetzt. Es ist klar, ich muß in die Welt hinaus! sehe ich Euch einst wieder, werde ich jene geltend machen. Habe ich doch Alles fahren lassen um Euch zu retten,“ fuhr er mit einem festen Blick auf Raimund fort, „Vergeßt nicht, daß es bei uns heißt: Leben für Leben! Ihr seid, ich wiederhole es, mein Eigenthum.“

„Könnte ich Euch das Leben retten, Euch Beiden,“ sagte sie mit einem unwillkürlichen Blick auf Raimund, „wie gern thät ich es selbst mit Verlust des Meinigen, rechnet mir dennoch dies Gefühl nicht hoch an, denn auf mein Leben setze ich wenig Werth. Aber verlangt nicht mehr.“

„So schwört mir auch,“ rief Gabriel! „daß Ihr, bevor das geschehen ist, es keinem Andern hingeben wollet, dann darf ich hoffen, daß mein wiederkehrender Wohlstand und meine Bemühungen um Euch, Euch einst rühren werden.“

„Das Erste schwöre ich Euch gern,“ gab sie lächelnd zur Antwort; „denn ich habe mir selbst gelobt, ledig zu bleiben. Mein Herz ist, damit Ihr es nur wißt, von einem Bilde voll, das keinem Andern Raum gestattet, es sei nun dieser Gegenstand in dem Himmel oder auf Erden, Euch gleich viel.“

„Versprecht auch in kein Kloster zu gehen“ versetzte Gabriel, „ehe ich Euch den Brautschatz dazu liefere. Ich gehe, um denselben zu gewinnen. Gelingt es mir, fühle ich auch Muth in mir Euch dem Himmel selbst streitig zu machen. Möget Ihr dann selbst wählen?“

„Was habt Ihr vor? fragte Flora schnell.

„Es ist Krieg,“ fuhr Gabriel fort; „und ich will dem Feinde mein geraubtes Gut wieder abgewinnen, damit ich, so wie vorher, vor Euch erscheinen kann. Ich habe auch eine königliche Seele. Ja, Flora! Ihr habt Recht. Als Bettler wollen wir uns nicht verbinden. Möget Ihr denn Raimunds Armuth theilen, bis Ihr an meinem verlorren und wieder gewonnenen Reichthum Antheil nehmen könnt. Ich übergebe Euch seinen zuverlässigen Händen. Seine Rechtlichkeit sei einst Zeuge zwischen uns.“

Er reichte dem Bruder die Hand, der ihm die seinige wiedergab. „Ich fordere ehe ich scheid, nur einen Kuß von Euch zum Abschied, den Ersten!“

„Ich habe seit meiner ersten Jugend noch keinem Manne die Lippe hingereicht.“ sagte sie rasch „Ich habe es gelobt, und mein Gewissen soll mir nicht vorwerfen können, freiwillig einem Gelübde untreu geworden zu sein. Ich kenne die bindende Gewalt eines Kusses!“ Sie schlug die Augen zu Boden. Als sie diese, sich wieder fassend erhob, begegnete denselben auf Raimunds Wangen, der hinter Gabriel, von ihm unbemerkt, dastand, eine Gluth, welche plötzlich mit ihrer Wärme ihren Busen durchdrang und den Augenblick, als sie jene Nacht zu kürzer Besinnung kam, ihr lebhaft vor die Seele stellte.

„Lebe wohl, Gabriel!“ flüsterte sie verwirrt, ihm die Hand reichend. „Ich wiederhole was ich Euch versprochen, wenn Euch ein so unsinniges Gelübde beruhigen kann, und werde freudig dem Schutze vertrauen, den mir, wie Ihr sagt, die Armuth Eures Bruders darbietet.“

Sie verließ schnell in Begleitung des winkenden, düster schweigenden Raimunds, die Hütte, und schwang sich, der Sitte des Landes gemäß, hinter ihm auf das Pferd, in diesem Augenblick nur ängstliche Eile, aus Gabriels Nähe fort zu kommen fühlend, während das Thier mit bedächtigen Schritten über den schmalen, unscheinbaren Knippeldamm, der von der Hütte ab durch den Sumpf führte, hintrabte, und recht bald Beide auf bekannten Boden brachte. Als sie aber hier die Blicke aufschlugen begegneten diesen, fast mit jedem Schritte, noch rauchende Ueberreste niedergebrannter Gebäude, einzeln hervorragende Schornsteine, blutige zerrissene Lumpen, ja selbst verstümmelte Leichname, kurz überall herzzerreißende Erinnerungen der so plötzlich hereingebrochenen Gräuel. Der Verlust des geliebten Greises, der guten Barbara, von der Raimund nicht wußte, wo sie geblieben war, der furchtbare Tod seiner Eltern, spiegelte sich Alles so schrecklich in dieser Verwüstung ab, daß sie im tiefen Schmerze die Augen schloß, und das Gesicht zwischen Raimunds Schultern verbergend, immer lauter schluchzete. Zum ersten Mal legte sich ein blutiger Nebelschleier um das immer bleicher werdende Bild in ihrem Herzen. Hatte denn die Anbetung ihrer ganzen Jugend nur einem Wesen gegolten, das verdienten Fluch auf sich geladen hatte? Sie

wieß diesen Gedanken mit Abscheu zurück. Dennoch fühlte sie den vorher fröhlichen Stolz ihres Herzens gebrochen. Es war ihr, als habe eben diese Anbetung Fluch über ihr eigenes Leben gebracht. An Gabriels Bewerbung dachte sie nicht; aber ganz nahe unter ihrem umschlingenden Arm klopfte bei ihrem stillen Weinen in immer stärkeren Schlägen ein Herz, das ihr immer theurer, ja seit kurzer Zeit so theuer geworden war, daß das wiederhervorgerufene Bild in ihrem Herzen gegen ihren Willen mit blauen Augen sie anblickte. Es war ihr klar, daß Gabriel ihr nicht ganz die Wahrheit gesagt. Sie zweifelte nicht, daß es Raimunds treue Blicke gewesen, die im hellen Mondescheine in die Thrigen hineingeleuchtet hatten. Nicht daß er, unter dem ängstlichen Streben, sie ins Leben zurückzurufen, sei es nun aus Angst oder Liebesdrang, mit seinen Lippen ihr in das Herz das belebende Gefühl gehaucht, das es noch gegen ihren Willen erwärmte. Wie war sie aber aus seinen Armen in Gabriels Obhuth gekommen? Sie wagte nicht zu fragen. Die leiseste Anspielung würde ihm ja entdecken, daß sie einen Verrath an der Keuschheit ihrer Lippen erriethe, über den sie, trotz ihres Bestrebens, ihm doch nicht recht zürnen konnte. Es war ihr sogar, als theile sie diese Schuld, und eine schüchterne Verschämtheit, die sie zuvor nie in Raimunds Nähe gefühlt, bemächtigte sich ihres Wesens. Es war ihr, als könne sie ihm nicht mehr frei in die Augen sehen, als brennten die seinigen schärfer, mit sonderbarem Eindruck auf sie. Ja als müsse sie den Blatternarbigen, seit kurzer Zeit blässer gewordenen Mann immer hübscher finden. Diese auf dem

Pferderücken sich hervordrängenden Vorstellungen, wurden ihr die folgenden Tage, in der sichern Behausung der gutmüthigen Muhme, immer deutlicher. Dabei fühlte sie mehr als je das durchaus Abhängige ihrer Lage. Die allgemeine Unsicherheit und Noth machte ihr diese freilich weniger drückend, weil das gemeinsame Bedrängniß die ängstlichen Herzen theilnehmender gemacht hatte; sie empfand aber, daß es so nicht immer bleiben konnte. Jedoch, wo sollte sie hin. Ohne das Geringste an Geldeswerth zu besitzen, durch verödete, noch von den Gräueln des Krieges beunruhigte Gegenden nach dem Vaterlande zurückzukehren, schien ihr nicht unerträglicher, als hier vom Gnadenbrod zu leben, von Brode, das Allen so karg zugemessen war! Gar nichts von Geldeswerth? trug sie denn nicht immer am Halse das von keinem Gesehene jedoch um so mehr geahnte Goldstück, ein Bild darstellend, das sie nur fast täglich zu betrachten brauchte, um ihre Verehrung aufrecht zu erhalten. Konnte, durste sie sich aber dessen entledigen, so lange noch ihr Gemüth ein Gefühl vor der selbst auferlegten Pflicht, von der Liebe ihrer Phantasie, von der Heiligkeit eines Gelübdes festhielt? Und doch schwebte es ihrem gesunden Verstande vor, als wäre der einzige vernünftige Zweck dieser langen Treue nun erreicht, indem er gedient hatte ihr einen Schatz, wie klein er auch sein mochte, bis zu einem Augenblicke aufzubewahren, wo er fähig war, sie aus drohender Noth zu retten. Ja, ihre anbetende Liebe selbst begann in diesen Stunden der Verlassenheit, die ihr nur in Raimunds Treue einen festen Halt darbot, dem sie sich hinzugeben jedoch

scheuete, nun da die sie umgebende Bedrängniß der Phantasie keine müßigen Spiele gestattete, ihr als thöricht zu erscheinen. Sie fühlte sich selbst gedrungen, um die Lage des treuen Freundes zu verbessern, sich eines Schazes zu entäußern, dem die Noth der Zeit einen zehnfachen Werth gegeben. In diesem Zwiespalte ihrer Seele sehnte sie sich nach einem Zeichen von oben, nach einem Orakelspruche, der ihr das Rechte zeigen möchte, denn ein tiefes Gefühl ihrer Brust widerstrebte dem Gedanken, daß sie einer bloßen gehaltlosen Idee ihre Jugend hingeopfert habe. In diesem Streite mit sich selbst floh sie unwillkürlich Raimund, den sie außerdem weniger sah; denn sein rüstiger Verstand wies ihn an, die augenblickliche Lage, so gut es gehen mochte, für sie und seinen abwesenden Bruder — Gabriel, war seit ihrer Trennung in der Moorhütte, wie verschollen — zu benutzen, und was Brand und Plünderung zufälligerweise unversehrt gelassen, aus den in Schutt begrabenen Trümmern des elterlichen Nachlasses zu retten. Er eilte daher alle Morgen nach der verödeten Heimath, kehrte aber jeden Abend zurück. Es war ihm als müsse er wenigstens Florens Schlaf bewachen, da er sich nicht im Stande sah, ihr Wachen zu beglücken.

Nachdem sie eines Morgens, die kleinen häuslichen Geschäfte, in die sie sich eingenistet, besorgt hatte, wanderte sie, wie beinahe täglich, in tiefen traumähnlichen Gedanken, die durch einen Wald führende Landstrasse, die zugleich den Flecken durchschnitt, entlang. Sie war heute noch nachdenklicher als sonst. Ein plötzliches Geräusch von Frieden war denselben Morgen frohlockend durch

den Ort gezogen und diese Botschaft war eine ernste Mahnung an sie, nun, da Alles in die gewöhnliche Ordnung zurückkehren werde, auch an ihre Zukunft zu denken. Sie empfand eine Erregung im Innern, eine ängstliche Unruhe, die ein unwillkürliches Weinen, in das sie ausbrach, nicht beschwichtigen konnte. Raimund war den vorigen Abend nicht zurückgekehrt; obgleich sie sich noch nicht, sie selbst betreffend, mit ihm berathen hatte, war es ihr doch, als thäte ihr um seinen Rath, um seine Gegenwart noth.

Auf einmal wurde sie durch ein naheß Pferdegetrappel, das sie in der Entfernung gar nicht bemerkt hatte, aufgestört. Ein Trupp Reiter sprengte mit verhängtem Zügel dicht an ihr vorüber. Diesen folgte eine sechs-spännige Kutsche, in welche sie so eben im Vorüberfahren unwillkürlich hinein zu schauen im Begriff war, als ein hintengebliebener Vorreiter, zwischen sie und den Wagen heransprengend, an ihr so nahe vorüberstreifte, daß sie erschrocken zurückfuhr, und dadurch in den, weder tiefen noch nassen, Graben an der Seite der Landstrasse hinabfiel. Im Fallen noch erblickte sie eine Dame, die erschrocken mit einem lauten Aufschreien die weißen Hände nach ihr aus der Kutsche streckte. Aber noch bevor sie leicht aufgesprungen war, und ihren Anzug in Ordnung gebracht, hatten Reiter und Wagen sich in einer allmählig wieder verschwindenden dicken Staubwolke verloren. Es war indessen, als habe dieser Fall ihren Lebensgeistern neue Frische gegeben. Aus ihren Träumen so gewaltsam emporgerissen, entschloß sie sich rasch wieder umzukehren, um an den äußeren Be-

wegungen des Lebens muthig Theil zu nehmen. — Im Fortgehen aber den Blick, so wie man gewöhnlich thut, auf die Stelle hinwerfend, wo sie hinabgestürzt war, gewahrte sie dicht an dem Gleise des Wagens, einen Glanz, der in der Sonne mit tausend funkelnden Farben spielte. — Sie eilte hin und hob ein Armband auf, an welchem sie ein kleines Bild in einem Nimbus von strahlenden Edelsteinen erblickte. Ach! die Krone von Brillanten über demselben, wäre nicht nöthig gewesen, um sie den angebeteten Ludwig in der Fülle höchster Jugendschönheit, blühender und anmuthiger als er je ihrer Seele vorgeschwebt hatte, erkennen zu lassen. Es war, als frischte dieser Anblick, wie mit einem Zauberschlage, alle verblichenen Farben, alle schlummernden Kräfte, die ganze Liebestreue ihrer erregten Phantasie auf. Nur er stand vor ihrem Blicke. Er blickte sie erzürnt ob ihrer kühlen Treue, die einer Untreue so ähnlich sah, ernst mit Vorwürfen an, und zu gleicher Zeit verhieß das süße Lächeln des Mundes ihr Verzeihung und Gnade. Sie drückte unwillkürlich das Bild an ihre Lippen, und in demselben Moment war es ihr, als hätten diese die verlorne Weihe aufs Neue erhalten, und der beseligende Hauch einer lebendigeren Liebe war auf einmal wieder wie vertilgt. Ihr Herz fühlte sich durch neue Kraft ermuthigt. Raschen Schrittes eilte sie das Bild in der hohlen Hand verbergend, es noch immer betrachtend, in den Flecken zurück. Hier fand sie Alles in lautem Freudentaumel. Es war Friede. Die an ihr vorbeifahrende Kutsche hatte im Orte angehalten, sie führte die Geliebte des Königs mit ihren Frauen. Ach! wie sehr verdroß es

Floran die Züge, die nur noch schwach in ihrem Gedächtnisse lebten, im Vorüberfahren nicht wieder erkannt zu haben. Allein noch bevor sie mit geheimem Wohlgefallen den Namen La Valière aussprechen konnte, klang ein anderer Name in ihr Ohr. Es war, hieß es, die Madame la Marquise de Montespan gewesen, eine stolze Frau, die den Einwohnern ihre demüthigen Begrüßungen kaum erwiedert hatte. Sie war dem König nach den Niederlanden gefolgt, hatte sich indessen von dem Schauplatz des Krieges entfernt gehalten, und sollte nun mit dem König unfern Gent zusammentreffen, um mit ihm nach Frankreich zurückzukehren. Montespan! also der Mann, dem sie eine entsagende phantastische Treue gewidmet hatte, kannte diese, den schönsten Schmuck der Seele nicht? Nun immerhin! erwartete denn sie andern Lohn, als den, welchen treue Ergebung in sich selbst trägt? als das stolze Bewußtsein, einst seiner Gnade gewürdigt gewesen zu sein? Stand er doch selbst so hoch über allen Sterblichen, daß der allgemeine Maßstab menschlicher Tugenden nicht zu ihm hinaufreichte. Geziemte es ihr zu mäkeln, wo sie nur in Demuth verehren durfte und sollte. Die rohen, derben, wie gewöhnlich gemeinen Urtheile ihrer Umgebung über Wesen, die selbst für ihren Anblick zu erhaben waren, ekelten sie an. Sie flüchtete sich in den einsamen Garten hinaus, sich ihren erfrischten Jugenderinnerungen hingebend. Die jüngst erlebten Gräuel, selbst das Grab ihres Wohlthäters, das sie früher sich gelobt, besuchen zu wollen, Gabriel, ja auch der treue Raimund waren vergessen; aber klarer, bestimmter entschiedener trat das, was

sie zu thun habe, vor ihre Seele. Der ersehnte Finger-
 zeig von oben war gekommen. Das Orakel hatte gespro-
 chen. Nein! sie durfte nicht der Verehrung untreu wer-
 den, die ihre Jugend vor allen Verlockungen gesichert hat-
 te. Sie fühlte sich wieder stolz auf eine Liebe, die keinen
 andern Zweck hatte als sich selbst, Leib und Seele desjeni-
 gen würdig zu erhalten, der, durch einen Kuß seiner kö-
 niglichen Lippen, sie vor allen ihres Standes geehrt. Und
 dennoch war es, als habe plötzlich diese Liebe eine sinnli-
 chere Richtung genommen. Sie drückte das Bild mit ei-
 ner Wärme an ihre Lippen, die sie bei dem Goldstücke nicht
 durchströmt hatte. Es war, als suchte sie durch geheime
 Liebesgrüße vergebens den beseligenden Hauch, der sie vor
 kurzem ins Leben zurückgerufen, als empfände ihre Brust
 eine unbeschreibliche Leere bei diesem Mangel, bei dem
 Mangel der liebevollen Arme, die sie einen Augenblick nur
 umfaßt hatten, welchen ihr das schöne Bild selbst nicht
 ersetzte. Nicht desto weniger schien es ihr nicht bloß, als
 winke es ihr fort von hier. Nein! es war so. Wußte
 sie nicht gewiß, daß dies Bild der Montespan gehörte?
 War es auch der Wille eines höheren Verhängnisses,
 daß jenes, als eine kräftige Mahnung an das schwankende
 Herz, in ihre Hände fallen sollte? Und fühlte sie sich auch
 unfähig, es zurückzugeben, mahnte doch zugleich die reiche
 Fassung sie an die Pflicht der Redlichkeit, dieses der Eigen-
 thümerin wieder einzuhändigen. Wie aber konnte dieß
 anders, als durch Rückkehr in ihr Vaterland geschehen?
 Zwar war sie ohne Mittel, aber das Bild machte ja einen
 Talisman aus, fähig die geschwächten Kräfte des Alten

in sich aufzunehmen und zu stählen, während jener zu demselben Goldwerth, den er mit tausend Andern theilte, herabgesunken, ihr nur ein Mittel darbot, ohne unterwegs weder zu betteln noch zu verschmachten, in die geliebte Nähe wiederkehren zu können. Unter solchen Gedanken verging ihr der lange Tag wie eine Stunde. Sie erschrock fast, als die Dunkelheit eintrat, und Raimund noch nicht da war. Eine bange Unruhe um ihn, die Sorge dankbarer Freundschaft bemächtigte sich ihres Herzens. Sie schlief nicht die ganze Nacht. Sie zitterte, daß ihm ein Unfall zugestoßen sei! Sie hatte die Absicht gehabt, sogleich den nächsten Morgen, wenn sie ihn gesehen, gesprochen und ihm Lebewohl gesagt haben würde, aufzubrechen, und empfand nun, daß es ihr unmöglich sei, ihren Entschluß auszuführen, bevor sie nicht seines Wohlseins wegen beruhigt war.

Mit wachsender Unruhe, jedem Laut horchend stand sie am Morgen auf. Ihre Reise, der große Ludwig, das Bild selbst waren vergessen. Wie oft suchte sie Gelegenheit, in die Hausthüre zu schlüpfen, von der man die Landstrasse entlang weit hinschauen konnte. Endlich erschien in der Ferne ein junger rüstiger Wanderer. Es war Raimund. Sie erkannte ihn an dem etwas hinfenden Gange. Eine lebhaftere Freude durchrauschte ihr Inneres. Allein kaum hatte er ihr die Hand gereicht, ihr sein unerwartetes Ausbleiben erklärt, das von dem plötzlichen Erscheinen des Besitzers der Herrschaft Kehrwaaren herrührte, der alle seine Pächter versammelt und ihnen, so gut er konnte, Trost eingeredet, der jedoch wenig gefrucht-

tet hatte, weil sie nun durch ihn selbst erfahren, daß er so viel verloren, daß er sich gezwungen sah, ihr ferneres Schicksal dem ersten besten Käufer seiner Güter, der ein annehmbares Gebot machte, zu überlassen — als Floras Seele, die in einem solchen Wechsel kein größeres Ungemach für ihn erblickte, sich aufs Neue beruhigt fühlte. Sie zog ihn rasch mit sich in den kleinen Garten, und erklärte ihm dort ihren unwiderruflichen Entschluß, sogleich nach Frankreich zurück zu kehren.

Er erblaßte. „Ach! Gott!“ rief er höchst bestürzt aus. „Was wird Gabriel dazu sagen, wenn er zurückkehrt?“

„Gabriel!“ erwiderte sie, unwillkürlich verlegt. „Nun! auch in der Ferne besteht ja mein Versprechen. Ich bleibe ja ledig und bedarf keinen Brautschatz, denn ich gehe in kein Kloster. Möchtet Ihr mich denn wirklich gern als Gabriels Weib sehen?“

„Möchte es ihm gelingen, Euch glücklich machen zu können, warum dann nicht! ich wünsche nur Euer Glück. Ach! ich hatte gedacht, während seiner Abwesenheit durch Beharrlichkeit und Fleiß einen neuen Pacht zu erschwingen, und die Gebäude wieder aufführen zu können. Aber das übersteigt meine Kräfte und vollends jetzt, da Ihr die Gegend verlaßt, und mit Euch Ausdauer und Muth auch mich verlassen. Wie denkt Ihr denn, ein einzelnes Weib ohne Mittel, mit keiner andern Wehr, als Eurer Unschuld, mitten durch die verwüsteten Fluren und die Nachzüglerhaufen durchzukommen? Seht! ich habe ja keine Hei-

math mehr. Laßt mich Euch begleiten!“ die Thränen traten ihm in die Augen.

Sie schüttelte den Kopf; denn fühlte sie auch, welchen großen Trost, welche zuverlässige Hülfe ihr seine Gegenwart leisten würde, so empfand auch zu gleicher Zeit ihr ihm freundlich gesinntes Herz, daß sie ihm Beides doch nur durch scheinbaren Undank vergelten könnte. Sie war nicht selbstsüchtig genug, um ein solches Opfer annehmen zu können. „Nein!“ sagte sie fest. „Ihr habt hier Heimath, Verwandte und einen Boden, der so gut wie Euer ist. — Ich bin auch nicht allein. Ich habe Gott und — Muth, der mich nicht verläßt, so lange ich nur für mich selbst zu fürchten brauche. Wollt Ihr mir aber einen Liebesdienst erweisen,“ fügte sie hinzu, ohne ihm den kleinen Schatz, auf den sie vertraute, zu verrathen, „so verschafft mir Mannskleider. Doch ach! Ihr habt ja nur, was Ihr am Leibe tragt!“

„Doch! doch!“ versetzte er freundlich. „Hätte ich doch nicht gedacht, daß meine kleine Eitelkeit mir solchen Segen bringen sollte. Ja, mein Sonntagskleid habe ich noch. Ich hatte es schon vorher zu dem Schneider hier im Orte gebracht, weil er der Beste in der ganzen Gegend ist, damit er es so umänderte, daß es mich besser kleide. Ich eile sogleich. Er soll es kürzer und enger machen, dann wird es Euch passen. „Ach!“ setzte er seufzend hinzu. — „Es wird mir dennoch ein saurer Gang!“

„Ich nehme es an, Raimund!“ sagte sie freundlich. „Ich nehme gern das letzte Opfer an, das Ihr mir bringt. Ich will Euer dabei in schwesterlicher Liebe gedenken, je-

doch nicht in Rücksicht auf Gabriel. Von ihm hätte ich es nicht angenommen!“

„Weil!“ — erwiderte Raimund schmerzlich, „Ihr wie jedes Mädchen ihn doch im Grunde gern habt. Ihr wollt nur nichts davon wissen. Nun! nun! zürnt nicht! glaubt mir: es freut mich doch, daß Ihr mich nicht ganz verwerft. Und doch habe ich vielleicht mehr, als er, gegen Euch verschuldet, vielleicht sogar, wenn Ihr es ahnt, trägt er die Strafe dafür.“ Es war, als ersticke ein geheimes Weinen seine Stimme. Er eilte schnell fort.

Flora sah ihn den ganzen Tag nicht wieder; aber es klopfte in ihrer Brust, als hätte diese ihn verstanden, als gäben ihr diese Worte die freudige, erleichternde Gewißheit, an der sie doch kaum gezweifelt hatte, daß er den Verrath an ihren Lippen begangen habe, dem sie, nur um feinetwillen sich bemühte, einen mildern Namen zu geben. Ach! vergebens suchte die wachgewordene Sehnsucht ihrer Brust in dem Anblick des Bildes die Dede derselben zu beschwichtigen! In der Nähe ihres Traumbildes hoffte sie, würde dieß Gefühl sich geben.

Raum dämmerte in Osten der nächste Morgen, als sie an dem Fenster ihres kleinen Zimmers, das auf den Hof ging, klopfen hörte. Sie sprang auf und erkannte, durch die Scheiben blickend, trotz der noch ungewissen Dämmerung, Raimund. Sie warf sich schnell in die Kleider, und ohne Kengstlichkeit und Ziererei, machte sie leise die Thüre auf. Er trat, mit dem versprochenen Anzug über den Arm, ein. Seine Stimme zitterte.

„Hier, Flora!“ sprach er, „was Ihr verlangt

Seid Ihr noch wie gestern gesinnt, müßt Ihr schnell fort, ehe Jemand aufwacht und Euch in diesem befremdenden Anzuge erblickt. Ach! ich zitterte, als ich ihn zur Hand nahm, und bedachte, wie ganz ohne Mittel und Stütze Ihr Euch in die weite, böse Welt hinaus wagt. Indessen freut es mich doch, schmerzlich freut es mich, daß ich in einer Hinsicht Euch den Weg erleichtern kann. Ich habe mir etwas Erspartes zurückgelegt, das ich aus mehreren Gründen, Gottlob! immer bei mir trage. Konnte ich es wohl zu einem besseren Gebrauch aufbewahren? Seht hier einen ganzen flamischen Goldgulden, und noch einen, den ich Euch in kleinere Münze umgewechselt habe. Hier, in den Falten des Kleides, sind noch drei eingenäht. Ach! ich habe nicht mehr thun können.“

„Nein!“ sagte Flora bestürzt und gerührt: „Nein Raimund! ist es mir doch, als habe ich Euch genug geraubt, als daß ich Euch noch das Letzte abnehmen sollte! — Ich brauche Nichts!“

„Doch! doch!“ gab er zur Antwort. „Freilich habt Ihr mir etwas Besseres, gegen Euren Willen geraubt. Nun in der Trennungsstunde drängt es mich, es Euch zu sagen. — Alle Hoffnung auf Liebesglück — meine Ruhe! Aber das Letztere könnt Ihr mir wieder geben. Was soll mir das Geld? es kann mir ja nur so Freude machen. Bedenkt, wenn ich mir Euch dächte, in der Fremde, hilflos, bettelnd hungrig umherirrend — ich müßte ja vor Angst und Schmerz in meiner fernem Unthätigkeit untergehen. Aber so darf ich doch, wenn ich des Abends zu Bette gehe denken: Sie hat ein noch weicherer

Bett, und du hast es ihr bereitet. Und wenn ich des Morgens aufstehe, werde ich denken: Sie wird doch nicht auf wunden Füßen seufzend vorwärts schreiten. Ein Wagen hat sie aufgenommen, und ein labendes Frühstück harret ihrer; und dir war das unverhoffte Glück gegönnt, durch dein kleines Ersparniß ihre Schönheit und Gesundheit erhalten zu können. Seid großmüthig, Flora! und raubet mir nicht diese große, große Freude. Behalte ich doch keinen andern Trost im Leben; aber der wird bis zum Ende desselben ausreichen. Verweigert Ihr mir diese letzte Bitte, mögt Ihr es auch verantworten, wenn ich das schöne Geld in den Fluß, und wenn der Teufel Oberhand bekömmt, mich selbst hinterdrein werfe!“

„Nein!“ versetzte Flora mit Thränen. „Ich nehme es — ich werde mir nicht die Freude versagen, zu mir selbst sagen zu können: der treue Freund hat mich gesättigt, seine Fürsorge hat mir dieses Lager bereitet, und ein Goldstück werde ich, wie es auch gehen mag, zu Eurem Andenken aufbewahren. Und klopft eine gar zu harte Noth an, werde ich lieber etwas anderes —“ sie brach düster ab.

„Gottlob!“ seufzte Raimund, „so bin ich übermäßig belohnt. So habe ich doch Euch mein ganzes Glück zu verdanken! Und nun, Gott mit Euch, Flora! denn ich kann doch keinen Abschied, so wie mein Herz es wünscht, von Euch nehmen.“

„Auch ich nicht!“ sagte Flora! „ich kann gar nicht Abschied von Euch nehmen, bleiben wir uns ja doch in unsern Gedanken nahe.“ Sie lehnte sich einen Augenblick

an seine Schulter und berührte mit ihrer Wange seine Stirn; aber, als schreckte sie zusammen vor der Empfindung, die sich in ihrem Herzen regte, fuhr sie schnell wieder auf, und rief: „Fort! fort alle trübe Gedanken! Es gilt nun muthig zu sein!“

Raimund eilte, die Hände vor das Gesicht schlagend, aus dem Zimmer, und kletterte über die niedrige Mauer zurück. Flora zog sich schnell an, überließ dem Freund, Dank und Entschuldigung bei der Ruhme auszurichten, und bevor eine halbe Stunde vergangen war, befand sie sich schon auf dem in südwestlicher Richtung führenden Wege. Gerade vor sich hinsehend, nur zuweilen verstohlen seitwärts blickend, blieb es ihr nicht verborgen, daß zwischen den Stämmen der Bäume des dünnen Waldes, durch welchen die Landstrasse hinlief, eine männliche Gestalt sie in weiter Entfernung eine gute Strecke begleitete, bis sie auf einmal verschwunden war; bei welcher Entdeckung die freudige Aengstlichkeit in Florens Busen sich in einer sonderbaren Empfindung von plötzlichem Verlassensein auflöste. Indessen ging die Reise glücklich von Statten, besonders da sie kleine Umwege nicht scheute, um den Händen der Nachzügler zu entgehen, die wie ein blutiger Streif quer durch das Land zogen. Auf flämischen Boden stimmte das Gefühl des zurückkehrenden Friedens, so wie in Frankreich selbst die lebhaften Berichte des jungen Landmannes von den erlebten Gräueln, die Gemüther milder. Gastfreiheit und Sparsamkeit machten die Reisekosten noch unbedeutender, als sie vermuthet hatte, und so kam sie, Dank den vielen gutmüthigen Fuhrleuten, die denselben Weg wie sie zogen,

ohne eben sehr ermüdet zu sein in Paris an, wo sie sich nur so lange aufhielt, als sie Zeit brauchte, um einen Brief in ihrem eigenen Namen an ihren Oheim Monsieur Bonhomme im Schlosse zu Versailles zu schreiben, mit welchem sie sich ohne Verzug, aus der ihr fremd gewordenen Vaterstadt dorthin begab. Obschon sie daselbst gleich erfuhr, daß dieser Mann noch am Leben, kostete es ihr doch mehr Mühe, als sie gedacht hatte, ins Innere des Schlosses zu dringen, und Zutritt bei dem königlichen Einheizer zu erhalten. Endlich vorgelassen, sah der Greis, den jungen, fremdartig angezogenen Mann, mit ungewiß gewordenen Blicken mißtrauisch an, während er das Schreiben öffnete.

„Von meiner Nichte Flora Delarmieur!“ murmelte er — „besinnt sie sich endlich auf den alten Oheim? Ich habe einmal Großes von ihr gehofft, Großes, sage ich! — Nun, nun, das ist wohl längst zu Wasser geworden. Hm! hm! zu Grunde gerichtet, durch den Krieg! durch unsre Truppen verarmt! Ja so! Euch anstellen, einen Fremden! Prosit die Mahlzeit! Nein! meine kleine Flora! Hm! hm! — ich verstehe — das Mädchen hat Euch wohl recht lieb!“ fragte er grimmig.

„Ja Monsieur!“ sagte sie, ihn, von tausend kindlichen Erinnerungen erweicht, durch Thränen anstarrend, fast unwillkürlich — „sehr lieb.“

„Wohl sogar ihr Bräutigam!“ brach der Alte halb erzürnt, halb theilnehmend aus.

Flora schüttelte den Kopf. „Sie hat reichere und

schönere Freier gehabt, als ich einer bin — aber — sie wird nie heirathen.“

„Nie heirathen?“ wiederholte der Alte lebhaft.

„Man sagt,“ erwiderte sie schlaun, „daß sie um den Hals das Bildniß eines Heiligen trägt, das freilich Niemand gesehen, das sie aber aller weltlichen Liebe unzugänglich macht!“

„Wirklich!“ rief der Greis freudig! „Ja wenn dem so ist, wenn sie wirklich der Gnade und meiner Lehre so treu geblieben ist so sollt Ihr angestellt werden, Bursche! Wie heißt Ihr denn? hm, hm — H o o f t, den Vornamen kann ich nicht lesen.“

„Gabriel,“ sagte Flora rasch. Sie hatte indessen, mit dem Namen des Freundes, mehr als sie es sich selbst bewußt war, vor der Seele, in dankbarer Erinnerung an ihn, Raimund hingeschrieben, aber nun, da es galt eine Unwahrheit, die ihr so fremd war, laut auszusprechen, nannte sie fast unwillkürlich den, so wie sie, in die Welt, Gott weiß wohin, ausgewanderten Gabriel, dessen muthigen Leichtsinne sie ja auch nachahmte.

„Gabriel Hooft also —“ wiederholte der Greis. „Nun gut, gut, denn so geziemt es mir, mich ihrem Wunsche zu fügen; dann hat sie ganz über mich zu befehlen von wegen — Nun! das geht Euch nichts an. Nur daß Ihr so theurer Empfehlung würdig bleibt. Aber von unten an müßt Ihr anfangen, wie sichs gebührt. Betragt Ihr Euch gut, sollt Ihr bald, um Thretwillen Holz in die allerhöchsten Gemächer tragen dürfen. Ihr sollt sogleich ein Bett im Schlosse erhalten, ja sogar ein Zimmer für

Sich selbst, was freilich ein lächerliches, naseweises Verlangen von ihr sein würde, wenn nicht — Ja! Ja! fühlt sie doch mit Recht, daß sie über den Dheim gebieten kann!“

Flora frohlockte im Stillen, so leicht, viel leichter als sie sich es vorgestellt hatte, eine Anstellung im Schlosse zu erhalten, und rechnete dieß mit Stolz, so wie der Anschein sie belehrte, ihrer geheimen Treue zu. Dennoch schien es, als sollte sie weder so leicht, noch so bald ihren Zweck, den König recht in der Nähe zu sehen, erreichen, obgleich ihr Herz, bei dieser fast zur Gewißheit gewordenen Hoffnung, immer sehnsuchtsvoller, und jedes Mal, wenn sein Name genannt wurde, immer unruhiger klopfte. Mehrere Monate gingen hin ehe der König selbst nach Versailles zurückkehrte. Hielten sie doch die vielen Dienststufen, die sie noch zu besteigen hatte, zwar nicht von den sogenannten königlichen, so doch von seinen Gemächern entfernt, wenn auch ihre Dienstgefährten, zufällig oder bei besondern Gelegenheiten, in seiner Gegenwart erscheinen durften. Ja! was noch schlimmer war, es schien, als suchte ein neckisches Verhängniß sogar zu verhindern, daß sie ihn nicht einmal in der Ferne erblickte. Entweder erschien er da, wo sie es gewiß gehofft hatte, gar nicht, oder, wenn sie sich an einen Ort hingeschlichen, wo er durchkommen mußte, rief sie, kurz vor dem ersehnten Augenblick, die gebieterische Stimme des Aufsehers ab.

Mehrere Wochen, die ihre Ungeduld zu Monaten verlängerte, waren so vergangen, als es sich einmal traf, daß Ludwig, nach einer unruhigen, schlaflosen Nacht, lange vor der Zeit des gewöhnlichen Levérs aufstand,

und von einem geheimen Feind, der ihn oft gequält haben soll, der Langenweile, getrieben, sein Schlafgemach verließ, und, hie und da ein Gemälde oder aufgestelltes Kunstwerk besehend, in den anstoßenden Gemächern, zu einer Stunde, wo noch keine Hofleute erschienen, und Einheizler und andre Arbeitsleute im Schlosse geschäftig waren, herumwandelte. Da vernahm er plötzlich durch die offene Thüre eines Gemachs, dem er sich so eben näherte, und das nur diesen einzigen Eingang hatte, ein Geräusch, und hinblickend bemerkte er einen jungen, dem Anschein nach untergeordneten Arbeiter, der eben im Begriff war, die oberen Stufen einer Doppelleiter zu besteigen, um sich lang hinaufstreckend einen silbernen Kronleuchter, der von der Decke herabhing, loszumachen.

Der König sah ihn einen Augenblick an, und da die Leiter sich unter dem Burschen zu bewegen schien, trat er schnell hinzu, und diese mit der Hand anfassend, sagte er: „Nehmt Euch in Acht, die Leiter ist zu kurz und obendrein auf Rollen. Ihr könntet Euch ja wenn ich nicht dazu gekommen wäre, den Hals brechen.“

„Entschuldigen Sie tausendmal Monsieur!“ erwiderte der Arbeiter. „Sie leisten mir da einen großen Dienst! Alle meine Kameraden sind wie zerstoben nach Paris hin, um den Einzug des fremden Ambassadeurs zu sehen — ich bin ganz allein.“ Er hatte indessen den schweren Kronleuchter losgemacht, stieg vorsichtig herab, stützte sich sogar ein wenig auf die Schulter des Königs, der sich es lächelnd gefallen ließ, und, nachdem er sich in Dankesagungen erschöpft hatte, eilte er mit dem Leuch-

ter, durch die Thür, wo der König hineingekommen war, fort.

Noch denselben Abend wurde in den Gemächern des Königs davon gesprochen, daß ein verwegener Dieb einen erst denselben Tag vermißten kostbaren Kronleuchter entwendet, und daß der Großrichter des Schlosses schon eine Untersuchung eingeleitet habe. Der König stuzte. „Ei!“ sagte er endlich lachend. „Ich werde den Herrn Schloßrichter ersuchen, die Sache zu vertuschen, denn in solchen Sachen versteht das Gericht keinen Spaß, und ich bin es, der dem Dieb die Leiter gehalten hat.“

Diese Worte, und die darauf folgende Auseinandersetzung gingen wie ein Lauffeuer durch das Schloß, und verdoppelte den Eifer der Untersuchung. Die vielen Arbeiter aller Art im Schlosse erboten sich sogleich, als fühlte Jeder durch diese Frechheit seine Ehre befleckt, sich als Gefangene zu stellen. Eine allgemeine Bestürzung war unter allen Officianten verbreitet, und der Großrichter erschien vor dem König mit der demüthigen Frage, ob Ihre Majestät, den Dieb gewürdigt, ihn so genau zu betrachten, daß sie vielleicht einige Kennzeichen behalten, wodurch die Entdeckung dieses Spigbuben erleichtert werden könnte?

Nach dem Ermessen des Königs war der Dieb ein junger, hübscher zwanzigjähriger Bursche von beinahe weiblichem Ansehen. Diese Erklärung brachte sogleich ein zufriedenes Lächeln in alle Züge der gealterten Dienerschaft, während dagegen die jüngere von einem noch größeren Schrecken ergriffen wurde. Nur ein bejahrter Diener theilte diesen, nämlich der Obereinbeizer, der sich nicht

verhehlen konnte, daß diese Beschreibung Zug für Zug auf den jungen von seiner Nichte ihm empfohlenen Flamländer paßte, und er wurde bald inne, daß leider Viele außer ihm dieselbe Bemerkung gemacht hatten. In seinem Dienst-eifer glaubte er sogar, vielleicht um dadurch einen Vorwurf wegen seines unvorsichtigen Zutrauens zu mildern, ohne Verzug seinen Verdacht dem Schloßrichter mittheilen zu müssen. Es wurde beschlossen, ganz in der Stille, während seines Schlafes in das Zimmer des jungen Flamländers einzudringen und seine Sachen zu untersuchen; dieß geschah. Der alte Bonhomme half selbst, die Zimmerthüre mit seinem Hauptschlüssel zu öffnen; während die Wache Florens Bett umgab, — die, wenn auch nicht ahnend, daß ein solcher Verdacht sie betroffen hatte, dennoch vor Angst zitternd, mit schneller Besonnenheit die fehlenden Kleidungsstücke, deren Mangel ihr Geschlecht hätte verrathen können, in der Eile anlegte — wurde sogleich ihre kleine Commode geöffnet. Außer ihrer eigenen unbedeutenden Habe wurde zwar nichts, was auf den Kronleuchter selbst Bezug hatte, gefunden, aber dennoch mehr als genug, um den Verdacht zu rechtfertigen. Es lagen nämlich, sorgfältig zusammengelegt, vor aller Augen da: erstlich eine Halskrause von Spitzen, in der man sogleich das Eigenthum des Königs erkannt haben würde, wenn sie auch nicht an dem leinenen Saum ein doppeltes E. mit einer Krone darüber getragen hätte, ferner ein Brustlaß von Silbermoor, einige gebrauchte Hutfedern, eine Locke augenscheinlich von den Perücken des Königs, und endlich ein treffliches Miniaturbild höchst desselben, das aus der Fassung genommen war.

Flora wurde sogleich, unter harten Schmähungen, ins Gefängniß geführt. Niemand zweifelte daran, daß nicht der junge ausländische Einheizler, der wegen der Gunst, in der er bei dem Kuffelher stand, lange ein Gegenstand des Neides seiner Cameraden gewesen, der Thäter sei; und die verlegene, schweigende Demuth seines Gönners bestärkte diese Ueberzeugung noch mehr. „Ist es nicht, wie wir gesagt?“ jauchzten die Arbeiter, „Kein Franzose hat sich an dem Eigenthum des Königs vergriffen.“ Es wurde diesem sogleich den folgenden Morgen gemeldet, daß der Missethäter verhaftet sei, und in weniger als einer Stunde gab es keine Seele im Schlosse, ja sogar in der anstoßenden Stadt, die nicht schon um diese glückliche Entdeckung gewußt hätte; alle weitere Nachforschungen der Polizei wurden sogleich eingestellt, alle Diener waren wie berauscht vor Freude. Dem König aber schien es, trotz seiner ernstesten Strenge, doch ein wenig zu Herzen zu gehen, daß eben seine Aussage die nächste Veranlassung zur Entdeckung eines Rettungslosen gegeben, und er ließ dem Großrichter bedeuten mit dem Verhafteten so gelinde als es die Umstände nur erlaubten, zu verfahren.

Flora hatte indessen eine qualvolle Nacht zugebracht. Erst bei der Untersuchung ihrer Habe, war es ihr klar geworden, wovon die Rede war, und die Entdeckung ihrer geheimen Schätze, die sie zu jeder Zeit in eine peinliche Verlegenheit gesetzt haben würde, zog ihr bei dem damit noch mehr begründeten häßlichen Verdacht eine Beschämung zu, die ihrem stolzen Herzen noch bitterer war, als selbst der Tod. Dem hohen Gegenstande ihrer Anbetung, dessen

würdig zu sein, ihr geheimstes, innerstes Bestreben gewesen, mußte sie, unter der Gestalt eines gemeinen Verbrechers, zum ersten Mal wieder genannt, vielleicht sogar vorgestellt werden. Sie war völlig betäubt. Als sie den folgenden Morgen vor den Großrichter geführt wurde, stand sie wie ein in sich zusammengesunkenes Automat. Sie hatte zwar die Augen offen, aber statt beweglich zu sein, dreheten sich alle Gegenstände vor diesen um. Sie vernahm zwar die Stimme des Richters, sie vernahm viele Stimmen, aber ihr Verstand faßte nicht ihre Sprache. Sie schwieg, fast ohne es sich selbst bewußt zu sein. Nachdem man stundenlang sich vergebens bemüht hatte, sie zum Reden zu bringen, wurde sie in den Kerker zurückgeführt. Sie hatte ein besseres Gefängniß erhalten, aber sie merkte es nicht. Keine vernünftige Seele schien mehr in ihrem Körper zu sein, sondern nur ein thierischer Instinkt sie noch zu beleben. Der Großrichter der Empfehlung des Königs eingedenk, und vielleicht auch in der, zu der Zeit seltenen Meinung, daß Nachsicht und Milde hier mehr als Drohungen ausrichten würden, hatte dem Gefangenwärter eine mehr als gewöhnlich milde Behandlung eingeschärft. Dieser ließ nicht undeutlich merken, daß sie diese Milde, so wie die bessere Nahrung der Gnade des Königs zu verdanken habe. Sie hatte anfangs seine Worte nicht gefaßt, aber der Name des Königs machte sie aufmerksam. Sie hörte ihn immer achtsamer an. War es doch, als erleuchtete jener in dem fremden Munde, wie ein klarer Stern, allmählig die dunkle Nacht ihres Innern. Mit der Kraft der Besonnenheit kehrte auch ihr Muth zurück. Sie fühlte

sich ja unschuldig. Es war, als fordere diese königliche Milde, die ja nur ihre Lebenssonne gewesen, sie zur Wahrheit auf, als könne das offne Bekenntniß derselben, das Geständniß einer Anbetung, die nur im geringeren Grade jeder Franzose mit ihr theilte, sie von dem Verdachte reinigen, welchen eben diese über sie verhängt hatte. Es war ja Pflicht gegen sich selbst, gegen die unbescholtenen Namen, den, welchen sie selbst trug, und noch mehr gegen den, welchen sie sich angemast, die schüchterne Scham ihres Geschlechts zu überwinden. Sie brach in Thränen aus und in diesen löste sich jede Verstellung auf. Als sie den nächsten Tag vor Gericht geführt wurde, war in ihrer ganzen Haltung, in allen ihren Zügen, in dem ängstlichen Ausdruck derselben, ja selbst in ihrer sanften Stimme das Weib unverkennbar. Der Richter, mit dem sie sich in gemessenen Worten eine geheime Unterredung erbat, hörte sie erst zweifelnd, dann immer gütiger an, als sie zwar mit niedergeschlagenen Augen, aber fest die Beschuldigung des Diebstahls von sich ablehnend, ihm ihr Geschlecht und die liebende Verehrung, die sie in diese sonderbare Lage gebracht hatte, entdeckte. Doch verschwieg sie ihm aus weiblichen Zartgefühl nicht bloß ihren Namen und ihr Vaterland, sondern auch den Ursprung dieser phantastischen Anbetung, die eben dadurch ein noch abenteuerlicheres Ansehen erhielt. Sie rief den Kammerdiener des Königs zum Zeugen, daß sie ihm jene abgelegten Gegenstände abgekauft, so auch die Marquise de Montespan selbst, der sie die reiche Fassung des gefundenen Bildes zugestellt hatte, und erklärte sich nur an einem

Raube, dem der Locke schuldig, welche die geliebten Schläfe berührt hatte, weil sie gefürchtet, sich durch einen Ankauf eines solchen Gegenstandes zu verrathen.

Der Großrichter ließ sie in das Gefängniß zurückführen und begab sich zum König, dem er alles mit dem Beifügen mittheilte, daß die Wahrheit so unverkennbar aus ihrem schlichten Berichte sprach, daß er sie kaum mehr bezweifeln konnte. Der Kammerdiener stimmte ihrer Aussage bei und die Montespan selbst gestand, auf die Anfrage des Königs, daß sie wirklich in Flandern ein Armband mit diesem Bilde verloren und die reiche Fassung desselben, zu ihrer größten Verwunderung, gleich nach ihrer Rückkehr nach Versailles, in ihrem Ankleidezimmer, unter mehrerem unbedeutenden Schmuck, den sie keines sorgfältigen Aufbewahrens werth geachtet, gefunden hatte. Sie hatte nicht gewagt, diesen Verlust vor dem König zu erwähnen.

Diese geheime, verschwiegene Liebe schmeichelte wohl, aber verwundete das eitle Herz des Monarchen nicht. Indessen war er doch zu königlich gesinnt, um nicht dankbar zu sein. Er empfahl dem Großrichter die tiefste Verschwiegenheit, gebot ihm, alle die weggenommenen Kleinigkeiten zurück zu geben, sie in der Stille dem Gefängniß zu entlassen, weiblicher Obhut zu übergeben, und, da eben denselben Abend ein Hofball statt fand, der dem König Anlaß gab, sich unbemerkt als gewöhnlich zu entfernen, sie während desselben in sein Cabinet führen zu lassen, da er doch begierig war, sie zu sehen; dann den folgenden Morgen die Unschuld des Verhafteten und, wie es heißen

folgte, mit Ersas Entlassenen laut zu erklären und in der Stille nichts zu unterlassen, um den wirklichen Dieb zu entdecken. Der Großrichter glaubte dieß Alles nicht verschwiegener und behutsamer ausführen zu können, als daß er dem Obereinheber, im Verein mit dem nun Alles wissenden Kammerdiener des Königs, die Ausführung, Floren betreffend, übertrug.

Tener war einer Ohnmacht nahe, als er zu dem Richter hinbeschieden wurde. Bitternd an allen Gliedern trat er vor diesen, und nur mit Mühe gelang es ihm, den Uebergang von der tödtlichsten Angst wegen befürchteter Zurechnung, zur höchsten Entzückung der Seele zu verbergen, als er durch die Mittheilung des Richters, der, über die Wichtigkeit des Auftrages, die verschuldete Strafpredigt vergaß, in dem angeblichen Dieb die eigene Richte und in ihrer schwärmerischen Liebe zum Theil sein Werk wiedererkannte. Aber er hütete sich wohl, diese Freude zu verrathen, und versprach mit gebührender Demuth, die anbefohlene Verfügung zu treffen.

Flora war indessen ruhig mit erleichtertem Herzen in ihren Kerker zurückgekehrt; aber als Stunde auf Stunde verging ohne daß sie irgend eine Wirkung ihres Geständnisses erfuhr, bemächtigte sich neue Angst ihrer Seele. Wie, wenn diese geheime Anbetung den König beleidigt hätte? Wenn er das sträfliche Zurückhalten seines Bildes dem ihm so tief untergeordneten Geschöpf übel genommen, einer Liebe zürnte, die nur zu entschuldigen war, so lange sie tief im Herzen aufbewahrt wurde, oder — sie glühete

vor Scham bei dem bloßen Gedanken — vielleicht sogar mit der Montesperan eine Anbetung belachte, die nun zum ersten Mal mit nüchterner Vernunft betrachtet, ihr recht thöricht vorkam. Ungeduld, Unruhe, Unzufriedenheit mit sich selbst, Reue über ihr Geständniß wechselten in ihrem Innern ab, oder vereinten sich zu einer Pein, die noch unleidlicher wurde, so wie das Tageslicht allmählig bis zur tiefsten Finsterniß schwand. Da rasselte es endlich am Schloß und der Gefangenwärter mit seiner Laterne trat, von einem Manne begleitet, ein, in welchem sie den Oheim erkannte „Ihr seid unschuldig befunden und seid frei,“ sagte der Erstere. „Ich habe schon seit Stunden den Befehl, Euch zu entlassen; allein dieser Herr, dem Ihr übergeben werden sollt, hat Eure Entlassung bis zur Nachtzeit verschoben.“

Bonhomme faßte ihre Hand: „Ja! Ja! junger Mensch! Dankt der Gnade des Königs Eure Freiheit. Wir Beide haben aber auch ein paar Worte miteinander zu reden. Ungestraft dürft Ihr mich nicht getäuscht haben!“ sagte er in einem harten Ton. So führte er sie schweigend durch die halbdunklen Corridore des Schlosses in ein Gemach, das, wie sie wohl wußte, an die Zimmerreihe des Königs stieß. Hier schlug ihr Lichtglanz und Duft des feinsten Räucherwerks entgegen. Ein zierliches Bett war an der einen Wand aufgestellt. Ueber einen Stuhl hing ein vollständiger kostbarer weiblicher Anzug. Als er sie hinein gehen geheiß, machte er die Thür hinter ihnen Beiden zu, und nachdem er sich überzeugt hatte, daß kein Lauscher in der Nähe sei, legte er plötzlich das

finstere Gesicht ab, und schloß sie freudig in seine Arme. „Umarme mich! Nichte!“ rief er. „Wie habe ich auch meine Herzens Flora nicht gleich erkannt! Jedoch meiner Blindheit, und der frohen Ueberraschung wegen, sei es Dir vergeben, daß Du mich hinter's Licht geführt. Also Dein Gelübde hast Du heilig gehalten, und den großen König in Dein Herz geschlossen? Habe ich Dir nicht einst gesagt, daß der Lohn nicht ausbleiben würde? Er hat Deine Anbetung, Deine treue Ergebenheit mit Wohlgefallen vernommen. Eine erhabene Thräne — nun ich bin freilich nicht dabei gewesen, allein ich kann mir vorstellen wie sie in seinem Auge gezittert hat. — Sieh, er schickt Dir alle diese werthen Angedenken zurück.“ Und nun führte er sie zum Tische hin, wo Flora, die ihn, freudig bestürzt, mit klopfendem Herzen angehört hatte, mit einem Blick die bekannten Gegenstände überflog. Doch vermiste sie sogleich das Bild. Ihr ängstliches Herz fing aufs Neue an zu verzagen, während Bonhomme ohne Unterbrechung fortfuhr: „Ja! er will die hohe Gnade haben, Dich zu sehen, zu sprechen! Bedenke die Wichtigkeit eines solchen Momentes“ fuhr er einen bedeutenden Blick im Zimmer herumwerfend fort. „Dieser kann Dein und Deines alten Oheims Glück machen, den Du hoffentlich nicht vergessen wirst. Sobald der König den ersten Tanz nach Mitternacht beendet hat, wird er hier erscheinen. Niemand außer seinem Kammerdiener, außer mir und Dir wird diese Zusammenkunft erfahren; allein hast Du auch, Flora! seit wir uns nicht gesehen, Deine Lippen heilig und unberührt erhalten?“

„Mit meinem Willen wenigstens,“ erwiderte sie

erröthend, mehr ängstlich als froh wie in Gedanken auf den Boden starrend.

„Ja! ja!“ versetzte der Oheim sich die Hände reibend. „Deine lange Treue macht Dich des höchsten Glückes würdig. Laß mich Deine Hand küssen, die Corallen Deiner Lippe sind nicht für mich. Aber vor allem Flora! — Es ist freilich früh! doch wer weiß, wie es kommen kann. Sieh hier,“ fuhr er, eine Commode öffnend, fort, — „ist Wäsche, Alles, was zu Deiner Toilette nöthig ist, und hier“ er zeigte auf eine Tapetenthüre, „harret Deiner ein Bad. Des tiefen Geheimnisses wegen mußt Du Dich aber selbst bedienen, welches freilich sich nicht mehr schickt; aber Noth kennt kein Gebot. Sei nur flink, so wie Du ein flinker Bursche gewesen bist. Ich eile indessen, Dir in tiefer Demuth Erfrischungen zu bringen.“ Mit diesem Worte schlüpfte er schnell aus der Thüre, die er sorgfältig hinter sich verschloß.

Flora, blieb in der peinlichsten Verwirrung zurück. Freude, Angst, Bestürzung füllte ihre Seele. So sollte wirklich ihr höchster Wunsch so ganz unverhofft in Erfüllung gehen? sie sollte den König wirklich noch einmal von Angesicht zu Angesicht sehen! Er selbst verlangte es! Er war ob ihrer Liebe, ihrem nothgedrungenen Bekenntniß nicht erzürnt! Aber diese wie verstoßne Zusammenkunft? Ihr Zimmer so ganz in der Nähe des Königs? die zweideutige Rede, die noch zweideutigeren Blicke des Oheims — ? Es war ihr einen Augenblick als stände Raimund warnend mit Vorwürfen in dem Blicke vor ihrer Seele. Doch nur einen Augenblick; denn so wie ehemals der Fund des Bildes

die ohnmächtig werdende Kraft des Goldstückes wieder ersetzt hatte, so war es ihr nun als verhiesse ihr dasselbe ein Glück, größer selbst als der bloße lebendige Anblick des Mannes, zu dessen Eigenthum sie ja ihr Leben geweiht hatte. Diesen Gedanken festhaltend, von der Verwirklichung ihres Jugendtraumes berauscht, ermannte sich ihre Seele wieder. Dennoch lauerte darin eine Aengstlichkeit, die sie um so mehr zur Besonnenheit aufforderte, als sie sie nicht erklären konnte. Mit der Empfindung, daß es vor Allen galt, vor dem König so würdig wie möglich zu erscheinen, benutzte sie indessen die lange Abwesenheit des Oheims, um durch die Erfrischung des Bades ihren Muth und ihre Glieder zu stärken, und den weiblichen Anzug anzulegen, welchen der Oheim mit einem Geschmack, den sie ihm nicht zugetraut hatte, zu gleicher Zeit zierlich und einfach, gewählt hatte.

Sie war so eben damit fertig geworden, als der alte Bonhomme mit einem Korb voller Erfrischungen wieder ins Zimmer trat. Er schien bei ihrem Anblick freudig bestürzt zu werden, nahete ihr mit tiefer, beinahe ehrlich gemeinter Ehrerbietung, wobei er sich jedoch die Hände vor Freude rieb, und kaum durch ihre dringenden Bitten zu bewegen war, sich ihr gegenüber niederzulassen, und Antheil an den Erfrischungen zu nehmen. Auf sein Geheiß theilte sie ihm Alles, was sie bis jetzt erlebt hatte, selbst Raimunds treue Freundschaft mit, die nie klarer als in diesem Augenblick, da sie im Begriff war, die Früchte davon zu ernten, so wie, unter dem Berichte der überstandenen Gräuel, ihr Verhältniß zu Gabriel nie widriger

vor ihre Seele getreten war. Es war indessen spät geworden. Und als nun der Greis mit vieler Geschäftigkeit Alles schnell wieder in Ordnung brachte, noch mehrere Lichter anzündete, an feinem Räucherwerk nicht sparte, kehrte Florens Aengstlichkeit zurück. Da schlug die Uhr Mitternacht, und wenige Minuten hernach wurde die Thüre, die in die anstoßende Zimmerreihe führte, geöffnet. Ein ansehnlicher Mann trat schnell ein. „Der König!“ flüsterte Bonhomme, der unter vielen tiefen Verbeugungen, einen großen Halbzirkel beschreibend, aus derselben Thüre, durch welche Tener eingetreten war, zu dem winkenden Kammerdiener hinaus trat.

Flora sank schweigend zu den Füßen des Königs nieder ohne Kraft auch nur einen Laut hervorzubringen, oder ihn anzublicken. Ihr Muth war dahin.

„Steh auf, schönes Mädchen!“ sagte Ludwig, sie mit sichtbarem immer wachsenden Wohlgefallen betrachtend. „Deine Ergebenheit macht Dich würdig mir aufrecht ins Auge zu sehen.“

„Nein! Sire!“ erwiderte sie, „ich bedarf Eurer Vergebung; denn es geziemte mir, mich lieber der schmachlichsten Strafe zu unterwerfen, als ein Gefühl zu verrathen, das nur in der Tiefe des Busens aufbewahrt, nicht wegen seiner Reinheit, sondern wegen seiner Vermessenheit Tadel verdient. Aber eben dadurch fehlte ihm auch die Kraft, sich einer gemeinen Schande hinzugeben.“

„In der That“ versetzte der König immer erregter, sie an beiden Händen fassend und aufrichtend — „ich zürne mir selbst, daß ich Anlaß zu einem Verdacht gegeben, der

Euch solche Seelenangst zugezogen; und dennoch freue ich mich desselben, denn ohne ihn würde ich wohl schwerlich erfahren haben, wie herzlich ein so holdes Geschöpf meiner gedacht. Würste ich nur wie ich mich erkenntlich bezeigen könnte. Ihr habt doch wohl die Kleinigkeiten zurück erhalten, an welche Ihr ein so völliges Unrecht habt!"

„Ja! Sire!"

„Und nichts darunter vermißt?"

„Das Theuerste von Allem, Sire! aber auch das, woran meine Vermessenheit sich am meisten vergangen hat."

„Ich werde es Euch nie vergessen," fuhr der König zärtlich fort, „daß mein einfaches, von werthlosen Farben gestaltetes Bild größeren Werth für Euch hat, als die reiche Fassung, an der sich Eure Redlichkeit bewährt. Ich habe es zurückbehalten, um es Euch in einem noch strahlenderen Kranze wieder geben zu können, wiewohl er sich nicht mit dem Reichthum des schönen Herzens messen kann, auf dem es, von nun an, meinem Wunsch und Willen nach, als ein Abbild dessen, was darin wohnt, ruhen soll. Aber mein schönes Kind! ich bin nicht uneigennützig, und möchte wohl auch ein Pfand der Liebe, dessen ich mich erfreuen könnte von Euch empfangen," fügte er ihr das Bild übergebend hinzu.

Flora erröthete, aber zu gleicher Zeit zuckte ein Gedanke durch ihre Seele. Schnell löste sie das, durch Raimunds Fürsorge gerettete Goldstück von ihrem Busen, zog es an der einfachen schwarzen Schnur hervor, und überreichte es ihm, noch immer ohne ihn anzusehen, doch in ihrem schönsten Gefühle zitternd, mit den Worten: „Ich

habe nichts Theureres als dieses Goldstück, das Ihr mir einst selbst geschenkt, und das mich unauflöslich bis jetzt an Euch gebunden, da Ihr es mit einer noch theuerern Gabe einlöst. Ich habe es noch denselben Tag um meinen Hals gehängt, und seitdem ist es keine Stunde lang davon getrennt gewesen. Es war mir gar zu heilig!“

„Von mir habt Ihr das?“ fragte Ludwig überrascht.

„Ach! ich wußte es wohl,“ sagte sie, indem sie zum ersten Male wagte, die Augen zu ihm aufzuschlagen.

„Ihr habt die kleine Flora vergessen, auf deren kindliche Lippen Ihr einst, unfern Luciennes die Eurigen drücktet, weil sie der Duchesse de La Valière einen Strauß überreichte.“

Sie vermochte kaum diese Worte ganz auszusprechen; denn mit diesem ersten Blick auf ihn war die lange Täuschung mit der Fülle von Schönheit, die ihr das Bild vorgelogen, und ihre Phantasie ihr mit noch reizenderen Farben vorgespiegelt hatte, in Nichts zerronnen. Sie sah einen alternden Mann tief in den Bierzigen vor sich, der sie, aus einer großen Lockenperücke heraus mit funkelnden Augen, welche die vom Tanz erhitzten, freilich noch immer edlen, Züge noch schärfer machten, und mit einem Lächeln betrachtete, das ihr beinahe unheimlich vorkam.

„Wirklich!“ rief der König, sich nun besinnend, doch schnell einlenkend, „das waret Ihr? Ein bildschönes Kind — ja! Aber jetzt ein noch schönerer Engel! Oh! ich erinnere mich jenes Kusses! und das Goldstück habt Ihr so lange, so treu aufbewahrt. Wahrlich Ihr habt recht. Ich nehme es wieder als ein geweihtes Pfand, und mit dem Kusse zurück, den Ihr mir so lange schuldig geblieben

seid. Er schloß sie rasch stürmisch in seine Arme, einen heißen langen Kuß auf ihre Lippen drückend, der in diesem Augenblicke entlarvter Täuschung den letzten Rest von Zauber vernichtete, um so mehr vielleicht als der erhitzte Zustand des Königs, ein unangenehmes Uebel, das ihm vorzuwerfen, der Montesper, in einem aufgeregten Augenblicke, vorbehalten war, vermehrend, in dieser Umarmung die arme Menschlichkeit, die selbst der Majestät inne wohnt, nur zu sehr verwirklichte. Mit einem Widerstreben, das den großen Ludwig nicht wenig befremdete, aber ihm sogleich eine würdige Fassung zurück gab, riß sie sich fast ungestüm hocherglühend aus seinen Armen, nicht wegen dieser Umarmung aber die Erinnerung, eines andern Kusses durchdrang sie mit einer Empfindung, als fühlte sie ihre Lippen nun erst entheiligt. Es war wirklich, als wäre sie durch die Aushändigung ihres goldenen Talismans plötzlich entzaubert worden. —

Der durch einen, hinsichtlich des Gegenstandes so durchaus unerwarteten Widerstand beleidigte Stolz des Königs gestattete ihm nicht, zu erörtern, ob jener aus Sprödigkeit oder Unschuld herrührte. Es war indessen, als gefiel er sich darin, an die Letztere zu glauben. „Das Pfand,“ sagte er leicht, indem er das Goldstück flüchtig an seine Lippen drückte und es behutsam zu sich steckte, „ist wieder eingelöst und ich werde es nicht als ein Andenken eines aufgelösten Bundes, sondern als einen Talisman schöner Treue nicht weniger sorgfältig, als es vorher geschehen, aufbewahren. Doch der König darf seine kleine Blumengöttin nicht ohne ein Pfand besonderer Huld entlassen, denn wir

sehen uns wohl schwerlich in einer so vertraulichen Stunde wieder. Schöne Flora! bitte Dir eine Gnade aus. Was Deine Zunge ausspricht, werde ich erfüllen.“

Das Bild Raimunds, das vor ihrer Seele so lebensfrisch hingetreten war, hatte mit seinem Glanze alle ihre Erinnerungen beleuchtet. Ihre Augen füllten sich mit Thränen. „Es sei!“ sprach sie nach kurzem Bedenken. „So wendet denn Sire! den Fluch, den die Grausamkeit unmenschlicher Befehlshaber über Euern Namen verhängt, in den Segen um, den die Milde Eurer königlichen Seele verheißt.“ Und nun mit noch größerer Wärme, als kurz vorher dem Oheim, schilderte sie ihm die Einsäherung der Ortschaft, wo sie gelebt, die Verheerung der Pächterwohnung und die Gräuel, deren Opfer zu werden, auch sie kaum entgangen war. Das eigne lebhaftes Gemälde riß sie hin. Sie nannte die Familie Hoost mit einer Theilnahme, welche die Aufmerksamkeit des Königs erregte, und zu mehreren prüfenden Fragen von ihm Anlaß gab.

„Einer von diesen Brüdern,“ sagte er endlich lächelnd „hätte bald dem König gefährlich werden können, und es ist recht so“ fügte er ernst hinzu. „Träume, wie schön sie auch sind, müssen dem einfacheren Glück des Lebens weichen. Auch in dieser Bitte erkenne ich Eure Ergebenheit für mich, Euer Vertrauen zu mir.“

Er ließ sich noch ein Mal den Namen der Ortschaft, für die sie so viele Theilnahme geäußert, nennen, und zeichnete ihn selbst auf seiner Schreibtisch an. „Schlafet wohl, schöne Flora,“ sagte er dann, ihr mit dem Finger einen Kuß zuwerfend, „und träumet von der Liebe, die

Ihr mir gern erwerben möchtet. Ihr sollt von mir hören!“ Mit diesen Worten war er eben so schnell verschwunden, wie er gekommen war.

Wenige Augenblicke nachher trat der alte Bonhomme leise auf den Zehen ein, mit prüfenden Blicken dem Mädchen nahend, das wirklich wie scheu im Traume versenkt vor ihm da stand.

„Nun!“ fragte er — „Was ist's nun? Der König war ja sehr kurz bei Dir, Du siehst mir gar nicht freudig aus, und er machte auch ein ernstes Gesicht! Du hast wohl gar nicht des alten Oheims gedacht. Ei der tausend!“ unterbrach er sich selbst, als sein Blick auf die funkelnde Fassung des Bildes fiel, das Flora noch immer in der Hand hielt.

„Weder an Euch noch an mich. Aber Gutes hat der König mit mir im Sinne; ich soll von ihm hören,“ erwiderte sie froh. —

„Von ihm hören?“ wiederholte der Alte, „nur von ihm hören. Gewiß hast Du Dich thöricht betragen, Albernes Mädchen! der König war von Deinem Attachment so gerührt. Bei Hofe kommt es darauf an, den rechten Augenblick zu benutzen.“ Weder freundlich noch demüthig wie vorher murmelte er leise in sich hinein, während er geschäftig die Kronleuchter und die Lampetten auslöschte, die Nachtlampe ansteckte, einen Leuchter ergriff und mit einem kurzen: „Schlaf wohl, Mademoiselle!“ das Gemach verließ, die Thür wieder vorsichtig hinter sich verschließend. Flora fühlte sich höchst ermüdet, unfähig die tausend verschiedenen Gedanken, die auf sie einströmten zu

ordnen. Sie legte schnell den Anzug ab, und warf sich, ohne selbst deutlich zu wissen, ob aus Müdigkeit oder warum sonst, nur halb entkleidet auf das Bett, und schief, bei dem leisen Klange der Instrumente aus dem weit entfernten Ballsaale, fast gegen ihren Willen ein.

Es war noch nicht Tag, als an ihrer Thüre leise aber schnell geklopft wurde. Sie hatte sich kaum aufgerichtet als der alte Oheim eilig ins Gemach trat. „Dachte ich es doch,“ sagte er, „daß Du Dich albern betragen hättest. Der König schickt Dich fort, Du sollst nach Flandern zurück und der Wagen steht schon bereit. Freilich geschieht es nicht ohne Ehrenbezeugung, denn ein Gentilhomme de la Chambre, der alte, lahme Marquis Chaulieu, soll Dich begleiten; allein besser — wäre doch besser gewesen. Ich habe ein sobres Reisekleid, das Deiner seligen Tante, Madame Bonhomme, angehört hat, hervorgesucht, denn in Unfrieden wollen wir uns nicht trennen. Du hast ja viele Jahre hindurch meiner Weisung gefolgt, viel Ehre genossen, und hättest vielleicht zu noch größerer gelangen können, wenn nicht — gewiß hat Dir der flamische alte Pfarrer Mucken in den Kopf gesetzt. Nun“ fuhr er seufzend fort — „der Mensch denkt, Gott lenkt. Kleide Dich an, Mademoiselle!“

Flora war bald fertig. Erst daran erinnert, versteckte sie die auf dem Tische liegenden Andenken aus der Garderobe des Königs unter ihrer übrigen kleinen Habe, welche der Oheim ihr gebracht und die eigentlich nur aus Raimunds Sonntags Anzug bestand; die Hofkleider ließ

sie zurück, band das funkelnde Bild des Königs um ihren Hals, schlüpfte durch mehrere dunkle Gänge zu einer Seitenthüre hinab, die ins Freie führte, wo sie einen bedeckten Wagen und einen freundlichen, aber weder jungen noch schönen Begleiter antraf, der sich zu ihr hineinsetzte. Und nun ging es so unaufhaltsam und schnell vorwärts, als die Mittel und Wege es den Reisenden zu jener Zeit gestatteten. Zwar befürchtete sie Fragen, von denen sie nicht wußte, wie sie sie erwidern sollte; aber keine Einzige erging an sie. Die kurzen Gespräche betrafen nur gleichgültige Gegenstände und sie hatte Muße genug, den eigenen Gedanken nachzuhängen. Aber mit gleicher Schnelle ging die Reise fort. Für jede Bequemlichkeit ward mit Umsicht gesorgt. Sie wurde überall so trefflich bedient und mit so viel Ehrerbietung aufgenommen, daß sie wohl empfinden mußte, daß eine königliche Hand unsichtbar sie führte. Aber je weiter der Wagen sich von Versailles entfernte, je stärker, ja fast freudiger klopfte ihr Herz. Seit der Stunde, da ihr bei dem ersten wirklichen Anblick des Königs, zu ihrer Beschämung und Verwunderung klar geworden war, daß sie nur einer Täuschung irregeleiteter kindlicher Phantasie, einem Wahne sich geweiht hatte, dem sie jedoch nicht gram war, eben weil die ihm entspringende spröde Zurückhaltung sie von der selbst aufopfernden der ihrigen ähnlichen Entfagung eines andern Wesens überzeugt hatte, trat dieß immer lebendiger vor ihre Seele. In der ersten Nachtherberge legte sie das Bild des Königs zwar nicht ab, das verwehrt ihr Ehrfurcht und Erkennung seiner Milde, die ihrer leidenschafts-

losen Brust eine schöne Dankbarkeit einflößte; aber hinter dem Bilde befestigte sie Raimunds — so wie sie sich gelobt, treu aufbewahrten Goldgulden. Der ruhetete zunächst dem Herzen, während sie nicht aufhörte, das Bild das nicht mehr darin wohnte, wie das eines Gönners zu verehren, auf dessen Gnade sie hoffte und sich derselben erfreute. Noch ehe sie es vermuthete, war die französische Grenze überschritten. Nur einige Tage noch, da hielt der Wagen unfern des von ihr bezeichneten Hauses an; und kaum war sie mit der kleinen Habe, die sie leicht im Arme trug, ausgestiegen, als jener, nebst dem sie höflich grüßenden Begleiter, so schnell verschwunden war, daß die im Zwielichte in der Hausthüre ihr entgegentretenden Bewohner kaum noch das Geräusch des Fortrollens vernahmen.

Dies plötzliche Verschwinden, das auch ihr Verschwiegenheit anzudeuten und woburch ihr von dem Abenteuer nur noch die reiche Fassung des Bildes zu bleiben schien, machte Floren um so mehr bestürzt, als sie von der Eigenthümerin des Hauses einer freundlichen Aufnahme nicht ganz sicher war. Aber auch hier hatte Raimund, wie sie gleich inne wurde, ihren geheimen Fortgang auf eine Art erklärt, wodurch ihr Wiedersehen Allen Freude machte. Ihr erste Frage war nach den Gebrüdern Hoost. Sie hütete sich wohl einen von diesen besonders im Gespräche zu erwähnen. Von Gabriel, erfuhr sie, hatte man nichts gehört. Raimund aber hielt sich nun gewöhnlich in seinem Geburtsorte auf. Das Pachtgut obgleich für eine weit geringere Summe ausboten wagte er so ganz mittellos, wie er war, sich nicht zuschlagen zu lassen. Und so arbeitete er nun, bis

weiter, als Tagelöhner, wo er früher gewohnt war, beinahe als Herr zu erscheinen.

Florens Herz klopfte immer stärker. Sie schief diese Nacht nicht. Beglückende Gedanken verscheuchten den Schlaf. „Nein!“ sagte sie zu sich selbst. „Dienen soll er nicht. Habe ich sein Erspartes annehmen müssen, da es mir darum noth that, darf er meine Hülfe auch nicht ausschlagen; sie kommt ja von einer eben so liebevollen Hand. Mag auch der König mir zürnen, weil seine Umarmung den Zauber in meinem Busen löste, oder meint er, genug für mich gethan zu haben durch die kostspielige Zurückbeförderung und das köstliche Andenken. — Er hat Recht! ich habe ja auch für Andere nicht für mich selbst gebeten. Sein Bild wird mir theuer bleiben, vielleicht sogar noch theurer, wenn die reiche Fassung, die jetzt mein Eigenthum ist, zu dessen Wohlstand dienen kann, der noch mehr für mich gethan.“ Sie entschloß sich, den kommenden Tag schon aufbrechen zu wollen, die wenigen Meilen zu Fuß zurückzulegen, und ehrlich und offen vor Raimund zu treten.

Allein so wie sie den folgenden Morgen zum Fortgehen bereit, später freilich als sie es sich vorgesetzt hatte, da stand, — denn sie hatte ihre im Hause aufbewahrten Kleider angelegt, an welchen sie doch viel auszubessern gefunden, — trat der Bürgermeister des Fleckens in das Haus, sich nach der Demoiselle Delarmieux erkundigend. Als sie erschien, kam er ihr, trotz ihres einfachen Aeußern mit großer Ehrerbietung entgegen, und sagte, nachdem alle Uebrige sich mit gebührender Demuth entfernt hatten: „Ich komme

Mademoiselle, nur um nachzufragen, wann Ihr gebent Hochzeit zu halten.“

„Ich? Hochzeit?“ erwiderte Flora erstaunt; „und mit wem denn?“

„Das müßt Ihr ja wissen,“ gab auch er verwundert zur Antwort — „Ei! mit wem es Euch gefällt. Gestern Abend ist ein Abgesandter des Königs von Frankreich bei mir erschienen, und hat mir die nöthigen Vollmachten zugestellt — kurz — Euch in seinem Namen an dem Tage Eurer Hochzeit einen Brautshaß nach den Ausdrücken des Botschafters, Eurer Gesinnungen und seiner Dankbarkeit würdig, zu übergeben. Faßt Euch, und seid verschwiegen,“ fuhr er fort, als er ihr plötzliches Erröthen bemerkte. „So viel ist gewiß, daß es Eure Wahl erleichtern wird, wenn die Bewerber in Euch nur ein armes Mädchen sehen, und Ihr um so früher aufhören werdet es zu sein. Nehmt es nicht übel, daß ich Euch so schnell wieder verlasse, auch das geschieht um Euretwillen.“

Freudige Verwirrung durchzuckte Florens Herz. „Er will es so,“ sagte sie für sich hin, vielleicht ein wenig für sich selbst heuchelnd, „das ist mir freilich nicht eingefallen, allein soll ich wählen ist meine Wahl schon getroffen.“ An Gabriel dachte sie gar nicht.

Dennoch mit unruhigem Herzen, wenn auch in dem süßen Gefühle, Empfindungen erwidern und vergelten zu können, deren Wiederhall in ihrer Brust sie sich nun eben so freudig hingab, als sie sich früher bemüht hatte, diese zu verkennen, begab sie sich allein, jedoch mit einem reichen inneren Gefolge, den wohl bekannten Weg nach der

verödeten Ortschaft, wo sie ihre Jugend verlebt hatte. Jeder Schatten war aus ihrer Brust gewichen, selbst die ihr aufstoßenden Ruinen schienen mit einem Frühlingsglanze überzogen, der alle traurige Erinnerungen verbannte. Der Tag war heiß. Die starke Aufregung ihrer Seele beschleunigte, ohne daß sie es selbst wußte, ihren Gang. Auch bemerkte sie ihre Ermüdung nicht eher, als bis sie kaum mehr im Stande war, sich aufrecht zu halten; und so sah sie sich gezwungen, in einer Hütte dicht am Wege einzufehren, deren frühere Inhaber sie zwar gekannt, die nun aber entweder erschlagen oder geflüchtet waren. Indessen traf sie auf eine andere, ihr theure und beweinte Person. Die alte Barbara hatte sich wieder eingefunden; und nun da diese ihre geliebte Herrin wieder sah, kehrte ein Lächeln um die vertrockneten Lippen, ein Strahl von Feuer in den glanzlosen Blick zurück. Mit liebevollem Zwang nöthigte sie Flora, auf ihr Lager sich hinzulegen wo zwar ihr Körper, aber die Seele keine Ruhe genoß. Sie konnte ihr Verlangen nicht unterdrücken nach den Schicksalen der alten Frau zu fragen, und diese nicht die Befriedigung, ihr dieselben mitzutheilen. Auch in diesen sollten ihr neue Beweise von Raimunds gutem Herzen, und seine Anhänglichkeit an Alles, was mit ihr in Verbindung gestanden, offenbar werden. Allein von der eignen Rettung erfuhr sie nichts. Als die alte Barbara ihren Herrn, dem sie keine Hülfe leisten konnte, unter den französischen Schwertern niedersinken sah, war sie, zum Glück unbeachtet, in das nahe Holz, und immer weiter entflohen. — Flora fühlte sich indessen noch immer zu erschöpft, um hoffen zu dürfen auf

Kraft noch denselben Abend zurückzukehren. Ihr Zusammentreffen mit der alten Freundin, machte auch diese Absicht unnöthig; denn sie konnte ja nun bei ihr, kaum eine halbe Stunde von dem Ziele ihrer Wanderung entfernt, übernachten, und gab daher gern ihren Vorstellungen nach, erst bei dem kühlen Dämmerlichte des Abends, wo Raimund von der Arbeit zurückkehrte, ihn aufzusuchen. Und so geschah es auch. Die alte Barbara, die sie begleitete, wußte genau, wo sie ihm begegnen mußte. Sie trafen ihn eine kurze Strecke von seiner neuen Wohnung.

Freudiges Erschrecken ergriff ihn bei Florens unerwartetem Anblick. Ein sanftes Erröthen überflog seine vor Kummer und Sehnsucht erbleichten Züge. Er faßte heftig ihre beiden Hände und drückte sie an seine Brust. „Ist es kein Traum?“ rief er außer sich. „Sehen meine Augen Euch wirklich wieder? Ihr habt uns in diesem langen, langen Zwischenraume nicht vergessen, und seid wirklich zurückgekehrt?“

„Fünf Monate nur war ich abwesend,“ sagte sie mit Thränen in den Augen.

„Fünf Monate!“ wiederholte er. „Ach! mich dünkt es Jahre! doch Ihr seid wieder da, und was dazwischen liegt ist vergessen. Wie macht mich Euer Anblick glücklich, und“ fügte er plötzlich erbleichend hinzu, „wie wird Gabriel sich freuen.“

„Gabriel? Wo ist Gabriel?“ fragte sie schnell.

„Ich weiß es nicht!“ erwiderte er, ohne sie anzusehen. „Seitdem ich Euch nicht gesehen, habe ich auch nichts von ihm gehört, noch von dem, was er vorhaben

mag. — Ich kenne ihn. Erst nach dem Gelingen wird er wiederkehren. Möchte er nur den Pacht erschwingen können, damit Ihr, wir Alle — allein der Brodkorb darf ihm leicht zu hoch gehängt werden, denn noch heute — so wie ich eben erfuhr soll die Herrschaft an einen Fremden, Gott weiß an Wen verkauft worden sein. Ach! Flora! ich fürchte! ich fürchte, daß Ihr nur zu Kummer und neuer Entbehrung zurückgekehrt seid.“

Barbara hatte sich indessen bescheiden auf einen Stein am Wege niedergelassen, während die jungen Leute einen einsamen Feldweg einschlugen.

„Ich fürchte nichts“ versetzte Flora, „denn ich finde ja Euch Raimund! eben so gesinnt wie ich Euch verließ. Ich bin nur verändert. Mein Gelübde ist gelöst. Ich darf nun Liebe und Treue wiedergeben, und denke zu heirathen.“

„Heirathen?“ wiederholte Raimund mit erzwungener Festigkeit, jedoch mit unsicherer Stimme. „Seht Ihr! ich wußte ja wohl, daß Ihr Euch besinnen würdet, denn Ihr seid gut und dankbar, und Gabriel ist zum Glück geboren, hat er Euch doch das Leben gerettet!“

„Immer, und immer Gabriel!“ entgegnete sie heftig: „Er hat mir nur zu viel Qual verursacht; denn auch Euch hat er gequält! Wem von Euch bin ich wohl am meisten schuldig? Seht mich nicht so verwundert an. Ein Leben zu retten, im Augenblick der Noth und mit eigener Gefahr, ist viel werth. Aber mit entsagender Entbehrung, die keinen Lohn fordert, es zu erhalten, ist unendlich mehr. Seht! das habt Ihr gethan und,“ fuhr sie, ohne ihn an-

zusehen fort — „als jene schreckliche Nacht meine Augen sich keine halbe Minute lang öffneten, begegneten ihnen zwei treue Augen. Eine leise Stimme nannte meinen Namen, der warme Hauch zwei glühender Lippen haben mich ins Leben gerufen. Wähnte ich auch — darin einen Berath an den meinigen, hatte er doch schon mein ganzes Leben dem, von dem er kam, geweiht. Ihn, ihn allein, ich fühle es, habe ich geliebt; ihn allein nur kann ich lieben. Wagt Ihr zu behaupten, Raimund! daß derjenige, der mich so dem Leben wiedergab, Gabriel gewesen?“

„Großer Gott! Ist es möglich!“ stammelte Raimund außer Fassung. — „Wie habe ich mir je einbilden können — Mein Flora! an der Vermessenheit ist Gabriel unschuldig. — Um Gotteswillen was habt Ihr vor?“

„Euch zu heirathen! Raimund, denn Ihr waret es! — Eure Hand zu fassen —“ fuhr sie diese ergreifend fort, „um sie nie mehr fahren zu lassen.“

„Ach! Flora!“ rief er schmerzlich, die Hand heftig zurückziehend „Warum habt Ihr denn? — Bedenkt Euer Gelübde an Gabriel; daß er selbst mich zum Zeugen gerufen, daß er Euch meiner brüderlichen Redlichkeit übergeben. Ich bin nicht zum Glück geboren und Euer nicht werth! Ein Wort bindet Euch, so wie mich das meine.“

„Dein Wort, Raimund! dachte ichs doch. — Welches Wort? nun muß ich alles wissen.“

„Ich habe gesagt, was ich nicht sollte,“ versetzte Raimund nach kurzem Bedenken, „aber mein Schweigen dürft Ihr nur ärger auslegen, und lügen kann ich nicht. Ich habe Euch einmal, glaube ich, schon gesagt, daß ich

nichts von den Eltern zu erwarten hatte. Sie drangen in mich, jeden Anspruch auf ihren Nachlaß zu Gabriels Gunsten aufzugeben, damit er durch ein größeres Vermögen sich und Euch ein recht glückliches Loos begründen könnte. Sie hätten nicht nöthig gehabt, mich mit ihrem Fluch zu bedrohen, wenn ich nicht aus allen Kräften zu diesem Zwecke beitrüge. Ich that ja alles für Euer Glück — ach! ich wagte nie den Gedanken, daß Ihr mich lieben könntet.“

„O, Raimund!“ sagte Flora, ihm die Hand reichend. „Du hast ehrlich Wort gehalten. Ihren Nachlaß wirst Du nicht vermissen. Es ahnt mir, daß Du mir der Güter mehr bringst, als Gabriel je besitzen wird. — Deine Goldgulden haben Zinsen getragen.“

„Zwar“ fuhr Raimund, leise mit dem Kopfe schütteln fort, „warf er mir, jenen Abend, der so schrecklich endete, als ich ihn, von Eurer Brust fortriß, bitter vor, daß ich nur schlecht Wort hielt; aber ich hatte auch Euch versprochen, Euch gegen Schelmenstreiche zu schützen und so erschien mir seine Gewaltthat an Euch. Und nur wenige Stunden hernach, als Vater, Mutter, Habe und Glück von einem feurigen Grab verschlungen waren, und die Sturmglocke von Eurer Kirche meiner schwankenden Besinnung zu Hülfe kam, als es mir, ich weiß selbst nicht wie, gelungen war, früh genug zu kommen, und ahnend, wo Ihr Euch befändet — denn ich hatte mit dem alten Pfarrer die eingetroffene Möglichkeit, und die Mittel dagegen schon früher besprochen — Euch, die Besinnungslose leichter als ich es gehofft, aus der brennenden Pfarre

zu retten, da gab mir die Angst eine wunderbare Kraft. Ich trug Euch, trotz der Wunde der dabei verbrannten Ferse, auf meinen Armen, von den jagenden Wolken, die den Mond abwechselnd bedeckten, beschützt, weit, weit ins Freie hinaus. — Aber Ihr wart noch nicht gerettet — ich sank unvermögend mich weiter zu schleppen mitten auf der Flur mit Euch nieder. Der Mond schien wieder hell. Ich vernahm das Geschrei der Flüchtenden, die stampfend n Hufe feindlicher Pferde. Da in meiner bittersten Angst, den Himmel um Rettung flehend für Euer Leben, nur meine Hoffnung darauf setzend, daß Ihr aufleben und Kraft gewinnen möchtet, Eure Flucht zu beschleunigen — da erwachtet Ihr in meinen Euch ängstlich umschlingenden Armen, ach! nur einen Augenblick. Fast zu gleicher Zeit bemerkte ich einen stöhnenden Wanderer ganz in der Nähe. Ich fuhr auf. Es war Gabriel. Es war ihm gelungen, noch vor dem Angriffe, das Silberzeug und die Kleinode der Eltern zur Seite zu schaffen, und unfern der Wohnung zu verstecken. Ach! da die Leichen der Eltern, deren Leben er, so wie ich, vergebens zu vertheidigen gesucht hatte, keine Hülfe mehr brauchten, und er glücklich den Plünderern entsprungen war, suchte er nun den Kleinen aber schmerzlichen Kasten in Sicherheit zu bringen. Wußte er doch, daß ich nach der Pfarre geeilt war. Auch er war darauf bedacht, die Moorhütte zu suchen, die ich ihm als einem Zufluchtsort für die Eltern bezeichnet hatte, aber er wußte nicht recht sich hinzufinden. Glücklicherweise trafen wir zusammen. Auch er war ermüdet; aber wir tauschten. Ihr waret leichter als der Kasten und seine

Ferse war gesund. So hat er Euch wirklich gerettet. Ich war weniger glücklich. Ich konnte noch nicht von der Stelle, als einige herumstreifende Plünderer beim Scheine des Mondes mich erblickten; dem Anblick des schweren Kastens, der ihnen wichtiger sein mochte, als ich, habe ich es zu verdanken, daß ich in das nahe Schilfrohr des Sumpfes entkommen konnte. Ihr waret noch ohne Besinnung, als ich endlich an der Moorhütte ankam; Gabriel wüthete, als er den Verlust erfuhr. Diesen für ihn und Euch harten Schlag mehr als seine Vorwürfe beachtend gab ich um so williger nach, als er mir, mich an die Eltern mahnend, das Gelübde abforderte, durch keinen Widerspruch oder Einmischung seiner letzten Hoffnung: Eure Rettung, zu dem einzigen Brautschatz zu machen, der seine Ansprüche auf Eure Neigung aufrecht halten konnte, in die Quere zu kommen. Auch thue ich es durch dieß offene Geständniß nicht, das Euch überzeugen muß, daß wir Beide ohne seine Hülfe verloren gewesen wären, und daß Ihr, die Ihr besser seid als ich, auch nicht zu meiner Schande, da ich Euch ehrlich Alles vertraute, oder zu dessen Schaden, für den ich auf jede Hoffnung Verzicht geleistet, mißbrauchen werdet."

„Nein! Nein!“ rief Flora gerührt und doch unwillig, „aber was Ihr mir nicht gesagt, was mir im Innern geahnt, ist mein Eigenthum. Und einer so rücksichtslosen schlauen Eigensucht, die Euch so tief gequält, wollt Ihr mich hingeben, Raimund? Ihr, der Ihr mich so uneigennützig liebt!“ —

„Gabriel ist nicht schlecht, weil er schlau ist,“ erwie-

berte er fest. „Ein jeder braucht die Kräfte seiner Seele, wie er kann, um das Theuerste zu erlangen. Mich hat er auch nicht gequält. Es ist ihm eben so wenig eingefallen, daß ich Euch lieben dürfte, als mir, daß Ihr mich Eurer Liebe würdigen könntet. Laßt mich denn nicht mein Zutrauen zu Euch, bereuen. Wäre ich auch vermessen genug, den Fluch der Eltern über mich zu verhängen, dürfte ich Euch denn desselben theilhaftig machen? Er hat Euer Wort und mein Gelübde, könnt Ihr, die Ihr den Euirigen treu geblieben seid, wollen, daß ich das meinige breche? Der es empfangen kann es nur lösen. Ach! wenn er nur zurück käme!“

Beide gingen traurig neben einander. Seine letzten Worte hatten Floren tief ergriffen. Beide — Sie aus Stolz — Er aus tiefer Demuth — hatten ein Gelübde gethan — aber wie weit inniger, wahrer war die Neigung seines Herzens, als die ihrige, der sie doch nun vielleicht ihr eignes, sein Lebensglück geopfert hatte. Wie erbittert sie sich auch gegen Gabriel fühlte, war es ihr doch, als hätte ihre eigene eigensüchtige Thorheit ein unwürdiges Spiel mit beiden Brüdern getrieben. — Diese Empfindung lehrte sie Geduld und Demuth. Sie sah ein, daß nur Gabriels Rückkehr, oder wenigstens Nachricht von ihm eine Veränderung in dieser peinlichen Lage herbeiführen konnte, die ihr mit jedem Tag unerträglicher wurde. Ihr Beider Zustand war dem des alten Tantalus nur zu ähnlich. Erreichbar ihrer ausgestreckten Hand hingen die goldnen Äpfel des Glücks, ja selbst wahrscheinlichen Vermögens über ihrem Haupte, der silberne Quell stiller eheli-

cher Zufriedenheit rollte zu ihren Füßen. Aber Hand und Fuß war ihr gebunden. — Reich, wann sie nur wollte, vergingen ihre Tage in freiwilliger Armuth, in gefühlter Entbehrung innerhalb Barbaras ärmlicher Hütte, wo sie sich heimischer und in einer weniger demüthigenden Lage fühlte, wo aber ihre einzige Hülfquelle Raimunds kärglicher Tagelohn war, den sie jedoch seltner als sie gehofft, sah. Denn vielleicht das eigne Herz fürchtend, oder besorgt, Gabriels von ihm eingeräumten Rechte zu nahe zu treten, verweilte er des Abends, nichtige Entschuldigungen vorgebend, wie vor Angst fortgetrieben, nur flüchtige Minuten. Wäre irgend eine Gelegenheit dazu gewesen, Flora hätte vielleicht gern einen Brillant des Bildes hingegeben; obgleich jeder, seit dem Besuche des Bürgermeisters ein neues Anrecht auf ihre Aufbewahrung erhalten hatte. Das ihr mitgetheilte Geheimniß wagte sie Raimunden, der, in seinem aufgeregten Gemüthszustande, ihre leisen Anspielungen darauf überhört hatte, nicht zu offenbaren. Es würde, das fühlte sie, sein Widerstreben nur noch vermehrt haben.

Zum Glück dauerte dieser Zustand nicht lange.ierzehn Tage mochten jedoch wohl seit ihrem Aufenthalt bei der alten Barbara vergangen sein, als sie, eines Sonntags Morgen noch bevor der Gottesdienst anging, mit Raimunden vor der Hütte in einer am Eingange von frischen Reisern gebildeten Laube saß. Er war diesen Morgen, sichtbar leidend, so früh gekommen, um ihr eine nichtige Entschuldigung für sein Ausbleiben den übrigen Theil des Tages zu bringen. Er war in sich gekehrt jedoch, wei-

cher als gewöhnlich, denn er erschien zum ersten Mal vor Floren wieder in seinem ihr geliehenen Sonntagskleid, jetzt sein theuerstes Eigenthum, das sie ihm den Abend vorher wieder zugestellt hatte, nachdem sie mit eigner Hand, dieses umgemacht, kurz so verändert, daß er es wieder tragen konnte. — Allein seine Blässe sprach nur zu gut den peinlichen Kampf, den dieß Bewußtsein von Florens Liebe mit der selbstauferlegten Verpflichtung, durch diesen Anzug nur vermehrt, in seinem Innern führte, aus, um ihr nicht Anlaß zu geben, ihm in dieser traulichen Stunde aufs Neue, die Vergeblichkeit dieses Kampfes bei ihrem festen Willen, Gabrieln nicht angehören zu wollen, vorzustellen. Beide waren zu sehr mit ihrem Innern beschäftigt, um kaum flüchtig den Bürgermeister vor dem Wohnorte der Muhme zu bemerken, der in einer ziemlich schwerfälligen Kutsche mit seiner Familie vorbeifuhr, um der neuen Einweihung der ausgebesserten Kirche beizuwohnen, und sich vergeblich aus dem Wagen streckte, um den jungen Mann zu sehen, den er an Florens Seite gewahrte; noch weniger gaben sie auf einen Wanderer Acht, der blaß und unter dem Gewichte eines schweren Mantelsacks gebückt, beide fest anstarrend, immer näher schlich. Raimund hielt so eben Florens Hand zwischen der seinigen, als jener auf einmal dicht vor ihnen stehen blieb, und das einzige Wort: „Verräther!“ scharf aussprach. Beide sahen bestürzt auf. Es war Gabriel. Raimund erblaßte, dagegen zuckte eine freudige Ueberraschung durch Florens Brust. „Ei Gabriel! Woher des Weges?“ sagte sie mit Fassung ihm die Hand nicht unfreundlich hinreichend.

„Von dem Hause der Ruhme,“ erwiderte er düster, „das Ihr verlassen habt, um in der Nähe dessen zu sein, der bei meinem Anblick erbleicht. Da habe ich nicht nach mehr gefragt; denn ich wußte genug.“

„Bei weitem nicht, was Euch zu wissen nöthig, ist,“ sagte sie mit verhaltenem Zorn: „Fürs Erste nur so viel, daß ich durch keinen Bund mich verpflichtet fühle, mich von irgend Jemand meistern zu lassen. Aber tretet hinein, damit Ihr ausruhen und Euch überzeugen könnet, daß ich mich hier in meiner wahren und wirklichen Heimath befinde. Barbara!“ rief sie im Hineintreten — „Stelle auf, was das Haus vermag. Wir haben Besuch bekommen. Gabriel ist da.“

„Gabriel!“ rief die Alte, die Hände froh zusammenschlagend denn auch sie legte, so wie vorher die ganze Ortschaft, diesem Namen eine Bedeutung für Floren bei, die nur diese nicht erkannte; hatte ausserdem Florens und Raimunds Niedergeschlagenheit und Unruhe Gabriels Abwesenheit zugeschrieben und glaubte um so mehr in dem Rufe des Mädchens einen Freudenklang zu vernehmen, dem ihr theilnehmendes Herz beistimmte. Kaum hatte sie schon in ihrem ärmlichen Sonntagsstaat die diesem entsprechenden Erfrischungen auf dem Tisch gesetzt, als sie sich, voraussehend, daß sie doch heute ohne Begleitung fortgehen müsse, zu der heutigen kirchlichen Feier, die sie um alles in der Welt nicht versäumen mochte, auf den Weg machte.

„Nun setze Dich Gabriel!“ sprach indessen Raimund gefaßter, dem kein Vorwurf eines Unrechts, dessen er sich nicht bewußt war, sondern das bange Gefühl der nahen

Entscheidung die Wange gebleicht hatte. „Entweihe nicht unser Wiedersehen durch eine Ungerechtigkeit. Hast Du Floren nicht selbst meinen Händen anvertraut? Was bringst Du Gutes,“ fuhr er fort, als Gabriel das Felleisen auf eine Weise, die dessen Schwere verrieth, auf die Bank neben dem Tische niederwarf.

„Ich bringe“ erwiderte dieser mit einem schnellen Blick auf die alte Barbara, die so eben freundlich, fast schelmisch nickend aus der Hausthür getreten war — „ich bringe den Brautschaz, Flora! den ich Euch versprochen. Sei es nun, um uns die Pachtung zu verschaffen, oder Euch in ein Kloster einzukaufen, der Abrede nach. Ich habe mein Wort gelöst, haltet nun Ihr das Eurige. Mir oder Gott seid Ihr verfallen; allein ich hoffe, daß Ihr vernünftiger geworden seid! Ihr sollt sehen, daß ich nicht müßig gewesen, und bringe ich auch nicht geschlagene Münze, habe ich doch das, woraus sie gemacht werden kann.“ Rasch und geschäftig, als bauete er auf die Ueberraschung, die, bei der Armuth Beider, welche der Bruder wohl schwerlich hinreichend hätte mildern können, der Anblick seines Schazes auf sie hervor bringen würde, machte er das Felleisen auf, und zog aus diesem in altes Leinen gewickelt, blanke, theils gekrümmte, theils lang geschlagene, und zerbrochene Stangen so auch Stücken von Bierathen von demselben Metall hervor, die er Alle siegend vor den wirklich erstaunten Blicken enthüllte. Da Flora selbst faßte sonderbar erregt eine der Letzteren, an der sogleich das ihr wohlbekannte doppelte £, mit einer Krone darüber, ihr in die Augen fiel. „Dieß mein Brautschaz?“

rief sie glühend vor Zorn! „Glender! die Braut, die sich von gestohlenem Gut irren läßt, heißt der Galgen!“

„Um Gotteswillen!“ rief Raimund erschrocken, „welche Worte? Flora?“

„Gestohlen?“ wiederholte Gabriel tonlos, schwankend, wie von einem Blitz zerschmettert.

„Gestohlen! habe ich gesagt,“ fuhr sie fort. „Ich erkenne den königlichen Kronleuchter von Versailles. Mußte es denn wahr sein, was ein unwissender Mund verrieth, und wogegen sich mein Herz empörte: daß Gabriel Hoofst der Dieb sei. Entfernt Euch, Gabriel! je weiter je besser; denn seid Ihr auch auf flämischen Boden, hat doch König Ludwig lange Arme. Ueberdieß bringt die Nähe eines Diebes keinen Segen. Entfernt Euch und bedenkt, daß nun Eure Rettung in meiner Hand liegt.“

„Was ist das?“ stammelte Gabriel plötzlich muthlos an allen Gliedern zitternd — „Ihr wißt mitten in Flandern, was weit davon — könnt Ihr denn heren? oder rührt solch Wissen von dem Talisman her, den Ihr, wie ich seit Jahren weiß, verstoßen am Busen tragt? Dann muß derselbe Euch auch sagen, daß meine kühne That kein so gemeiner Name trifft, so wie auch Mangel an Kühnheit nicht schuld daran ist, daß keine reichere Beute den Namen der That in einen Glänzenderen umgewandelt. — So wisset denn deshalb ganz, von dem Ihr nach meiner Ansicht Nichts hätten ahnen sollen; denn die Wahrheit braucht zuweilen einen Schleier, nicht ihretwegen, sondern um der blöden Augen willen, die Flecken in ihrer Klarheit sehen. Wer hat hier gebrannt, gemor-

det, geplündert, wer anders als die Truppen Cures angebeteten Königs, als Er selbst? Nicht wahr! Gewalt ist eine ehrliche Sache! ist Schlaubeit denn schlechter, wenn die Rache sie adelt? Die Todten können zwar nicht wieder erweckt, aber Schätze, die nicht getödtet werden, können wieder erworben werden. Lieber wäre es mir gewesen, hätte ich diesen Zweck im offnen Kriege erreichen können; aber ich habe keine Truppen, und außerdem kam der Friede, so mußte ich die Waffen des Friedens zur Hand nehmen. Ich wollte indessen zeigen, daß ich Muth besaß, mit dem mächtigsten Gegner anzubinden; von ihm wollte ich den Werth der von den feinigern mir geraubten Habe wieder holen. Ich durfte meiner kunstgewohnten Hand und der Kraft der Dietriche vertrauen. Glücklicherweise traf ich in Paris auf einen flämischen Tapezierer, der weitläufig mit uns verwandt ist, und Arbeit im Schlosse hat. Kurz: in seinen Dienst angenommen, arbeitete ich mit ihm in den königlichen Gemächern und es gelang mir zu entdecken, wo der König, seine persönlichen und privaten Kostbarkeiten aufbewahrte, da, um so wohl ihn, als mich, vor Verdacht zu sichern, verließ ich wieder den Dienst, unter dem Vorwande nach der Heimath zurück kehren zu wollen. Aber meine Arbeitskleider behielt ich zurück damit sie mir den Eingang wie gewöhnlich eröffnen möchten. Und das gelang, aber so wie ich das Gemach betreten hatte, das ich für das Richtige erkannte, hörte ich hinter mir Tritte und erblickte den König selbst, der sich der offnen Thüre näherte. Mit schneller Besonnenheit bestieg ich ohne weitere Absicht als die, für einen Arbeiter

gehalten zu werden, eine Leiter, die unter einem Kronleuchter zufällig stand. Als nun aber selbst der Monarch hinzutrat, und mir seine Hülfe anbot, fuhr es mir wie ein Blitz durch die Seele, ihn selbst behülflich zu machen, mir seinen eignen Raub zu ersetzen. Meine Kühnheit gab mir Kräfte, den schweren Leuchter herabzuheben und durch eine mir bekannte Treppe, die in den Garten hinabführte, mich zurückzuziehen, wo ich mich mit der Beute in eine Grotte versteckte, die silbernen Arme theils abschraubte, theils zerbrach, und durch Hülfe eines vorgefundnen Gartenkorbs, von meiner Schürze bedeckt, gelang es mir durch den gewöhnlichen Eingang zu entkommen. Glücklich, aber höchst ermüdet, erreichte ich Paris. Da erst fühlte ich mich außer Gefahr, doch nur für den Augenblick. Ich kannte dort weder Gönner noch Fehler, bei denen ich mich außerdem nicht geneigt fühlte, meinen Schatz für den halben Werth zu veräußern. Auch besaß ich kein Mittel, um ihn kunstmäßig einzuschmelzen. Ich sann darauf wie ich ihn ganz und mich selbst nebenbei nach Flandern retten könnte, welches zu einer Zeit, wo ich der Entdeckung des Raubes jeden Augenblick gewärtig sein mußte, mir fast unmöglich schien. Während dieses Brütens, durchkreuzten auf einmal die widersinnigsten Gerüchte die Stadt. — Der Raub war entdeckt; das war in der Ordnung — aber mein Name war auf die unbegreiflichste Weise damit verbunden. Ein Flamländer, Namens Gabriel Hoost, sei der Thäter hieß es allgemein. Denkt Euch mein Entsetzen, mein Erstauen! Ich sah mich plötzlich entdeckt und doch nicht ergriffen, hörte meinem Namen von tausend Zungen geflücht und ging

frei und unverdächtig herum. Glücklicher Weise wußte man in der Herberge, die ich bezogen hatte, meinen Namen noch nicht, allein ich zitterte einem meiner früheren Bekannten zu begegnen, und stellte mich krank, um ungestört, ungekannt im Bette liegen bleiben zu können. Fühlend, daß dieser peinliche Zustand länger fortgesetzt mich in noch größere Verlegenheit bringen konnte, wagte ich mich eines Abends, so gut ver mummt, als ich nur konnte, in eine nahe Schenke, wo denn auch wie überall der kühne Raub des Kronleuchters besprochen wurde, und erfuhr nun zu meinem größten Erstaunen, daß der Thäter nicht entdeckt, daß der angeschuldigte Gabriel Hoost laut und öffentlich für unschuldig erklärt, und — wurde hinzugefügt — zu gleicher Zeit verschwunden war. Mein Muth kehrte zurück, und mit Schlaueit die Papiere benutzend, die mir eben als Träger dieses Namens einen nicht vorher geahnten Dienst leisteten, gelang es mir, glücklich mit meinem Schaze über die Grenze zu kommen. Vermag Euer Talisman, Flora! nun auch dieß Räthsel zu lösen?"

„Ja! Ja!“ nahm Flora das Wort, „denn eben durch ihn, ist es mir gelungen, jedoch in einem andern Sinne als ich es vor wenigen Augenblicken dachte, Euch das Leben — eben so gewiß wie Ihr das meine — zu retten. Auch ich bin, damit Ihr es nur wißt, zu derselben Zeit im königlichen Schlosse zu Versailles gewesen. Daß wir unsrer Nähe ungeachtet, nicht zusammen trafen, ist begreiflich, weil wir nie an demselben Ort zugleich etwas zu thun hatten. Ich trug Euren Namen, nun weiß ich warum und wurde wegen Eurer That festgenommen,

weil Euer Kinn an Glattheit dem meinen ähnlich sah. Darum gewannt Ihr Zeit zu entwischen. Meine Unschuld wurde aber bald erwiesen, und die gerettete Ehre Eures Namens sicherte Eure Flucht. So ist mein Wort gelöst, und so gönnt auch Eurem Bruder — denn nicht er, sondern nur Ihr selbst, Eure Selbstsucht ist zwischen uns getreten — was doch Euch verloren wäre, seitdem meine blöden Augen vor Eurer Wahrheit zurück beben. —“ Sie endete nicht, denn in demselben Augenblick hielt ein nahender Wagen plötzlich vor der Wohnung still.

„Der Herr Bürgermeister selbst,“ rief Raimund, der, düster in sich versunken, bisher keinen Antheil an dem Gespräche genommen, erschrocken, mit einem schnellen Blick aus dem Fenster.

Gabriel stand regungslos: die Ankunft eines hohen Beamten, von dessen Verhältniß zu Floren weder der Bruder, noch er etwas ahnete, raubte Beiden die augenblickliche Fassung. Nur Flora ergriff mit schneller Besonnenheit das Felleisen, packte das zerbrochene Silber, von dem sie sich kurz vorher mit Abscheu abgewandt hatte, schnell hinein und hatte kaum alles unter den breiten Tisch geschoben als die Thüre aufging und der Bürgermeister mit einer feierlichen Miene, von der schlau lächelnden Barbara gefolgt, eintrat.

„Mademoiselle Delarmieur,“ begann er, sie feierlich begrüßend, „zürnt nicht, daß ich größere Ungeduld hege, Euch verheirathet zu sehen, als Ihr selbst. Allein meine Euch zugethane Kundschafterin, welche die Sehnsucht Euch glücklich zu sehen mit mir theilt,“ fuhr er mit einem

entschuldigenden Blick auf Barbara fort, „hat sich nicht gescheut, mich im Hause Gottes aufzusuchen und am Kermel zu ziehen, um mir die von ihr täglich ersehnte Nachricht zu bringen, daß der Bräutigam plötzlich und unerwartet angekommen sei. Ich war schon so etwas vermuthend, als ich Euch diesen Morgen, aber Ihr mich nicht, im Vorüberfahren erblickte. Das Instrument, von dem ich Euch gesprochen, ist schon seit demselben Tag, als dieß geschah, ausgefertigt. Ihm fehlt nur der Name des Bräutigams. Ich sehe hier zwei bekannte Gesichter, und zweifle nicht, nach dem was mir das Gerücht schon zugeflüstert, daß der Junggeselle Gabriel Hoofst —“

„Ihr irrt Euch Herr Bürgermeister,“ unterbrach ihn Flora — „so wie Alle, und Gabriel selbst am meisten sich geirrt haben; denn Raimund, den Ihr hier seht, ist die Wahl meines Herzens! Allein, um sie laut zu verkünden, war mir Gabriels Gegenwart nothwendig, damit er sehe, wie theuer der gute Name, den er trägt, mir ist, und Raimunden, damit der ältere Bruder durch seine Bestätigung uns des Segens der Eltern theilhaftig mache, dessen er keinen Augenblick aufgehört hat, sich würdig zu machen. Und seid Ihr dessen auch jetzt nicht Willens, Gabriel Hoofst?“

„Ich bins,“ stammelte dieser, ohne Kraft ein Wort hinzu zu fügen. Seine stolze Zuversicht war mit dem unerwarteten Verlust seines Geheimnisses gebrochen.

„Raimund also,“ sagte der Bürgermeister, diesem freundlich die Hand reichend. — „Ihr seid verständiger, Mademoiselle, als die jungen Mädchen sonst. So wün-

sche ich Euch Beiden Glück," fuhr er fort, indem er das Document hervorzog, das er, so wie auch dem Gebrauch jener Zeit zufolge, Dinte und Feder bei sich trug. „Ich will denn sogleich hier Euren Namen einfügen, Herr Raimund Hoost von Rehrwaaren, denn diese ganze Herrschaft bringt Euch Eure Braut, durch die Gnade der französischen Majestät Ludwigs des Vierzehnten, zur Mitgabe. Er wußte," so ist mir aufgetragen, dabei zu bemerken, „kein zweckmäßigeres Mittel, die hier von seinen Truppen verübten Gräucl zu seinem Ruhm und der Ehre seines Namens vertilgt zu sehen."

„Mir! mir, die Herrschaft?" rief Flora froh bestürzt, während die beiden Brüder, so wie auch die alte Barbara vor Erstaunen sprachlos dastanden, und sie das funkelnde Bild, das noch Niemand hier gesehen hatte, aus dem Busen zog. — „O! mein König! wie beschämst Du mich, indem Du auf solche Art meine Bitte erfüllst. Nun seht Ihr, Gabriel! daß die Gnade wie der Zorn der Mächtigen dieser Erde, weil sie jedes gewöhnliche Maß überschreiten — mit Demuth empfangen und mit Geduld ertragen werden müssen. Ach! Gabriel! warum muß ich Euch auch diese Gnade zu verdanken haben!"

„Das Hochamt ist zu Ende, und der Priester harret auf mein Geheiß," fuhr der Bürgermeister fort. „Alles ist längst im Stillen vorbereitet, nur Ihr selbst müßtet die Stunde herbeiführen. Ja! Barbara bewahrt Euch sogar insgeheim ein zwar schlichtes, aber Eures neuen Standes würdiges Brautkleid auf, und die Brautkrone wird Euch von meiner Tochter schon geflochten. Was

den Anzug des Bräutigams aber betrifft, ist er zwar sauber indessen — "

„Und sollte ich die ganze Herrschaft wieder darüber verlieren, möchte ich doch kein anders Bräutigamskleid tragen,“ unterbrach ihn Raimund mit einem seinem gewöhnlichen Gleichmuth ganz fremden Feuer, „ist es doch schon ein Vorbote meines Glückes gewesen!“

„Nun so sind wir in Ordnung. Unterschreibt dieß Document, während die Braut ihren Schmuck anlegt, und dann nach der Kirche. Wo ein übergroßes Glück erscheint, darf man keinen Augenblick zögern, es anzufassen, denn eben so bald möchte es den Händen wieder entchlüpfen, die es nicht im Fluge ergreifen. Im Schloß Kehrwaaren selbst soll die Hochzeit, so gut es in der Eile geschehen kann, gefeiert werden. Es ist schon nach dem Castellan geschickt, und dahin geht es von der Kirche aus.“

Die Brautleute, Gabriel selbst, unterschrieben mit zitternden Händen, die des Festern nicht vor Freude. Er begleitete sie in den Wagen des Bürgermeisters nach der Kirche. Allein er war nicht zu überreden, ihnen nach dem Schlosse Kehrwaaren zu folgen. „Ich trage kein Hochzeitskleid,“ sagte er kurz, und fügte, nur von den Brautleuten gehört, hinzu, „und bringe keinen Segen.“ Dort harrte ihrer kein üppiges Mahl, allein um so lautere Herzens = Freude.

Als die alte Barbara den folgenden Tag in Begleitung des jungen Ehepaars auf eine kurze Stunde zum Abschied nach ihrer Hütte zurückkehrte, fand sie die Thür angelehnt, aber darinnen weder Gabriel, den sie Alle dort zu

treffen erwartet hatten, noch sein Felleisen. Von diesem Augenblick an war er spurlos verschwunden. Man will bemerkt haben, daß das Ehepaar seitdem unter sich seiner nie erwähnte, obgleich jeder für sich insgeheim, jedoch vergebens, nach ihm geforscht haben soll. Aber Beide erfüllten im treuen Vereine, nach ihren Kräften, ja selbst mit Entbehrungen, treu und heilig die Verpflichtungen, welche sie mit dem reichen Geschenk übernommen hatten, und noch in weit jüngeren Zeiten behielt unter den patrizischen Geschlechtern Flanderns der Name der Familie Hooft von Kehrwaaren einen guten Klang



Die Sängerin von Augsburg.

Historische Novelle von F r. B a u n.

Es war ein hochststurmischer Februarabend. Zwischen den Schneeflocken, welche laut an die Fenster des Wohnzimmers der Herzogin Anna von München schlugen, erschuterte zuweilen ein Windstoß klirrend die Scheiben und schien das ganze Schloß aus seinen Grundvesten heben zu wollen. Dazu drang allezeit ein so schauriger Luftstrom herein, daß der nebst ihren Töchtern Margarethe und Elisabeth und einigen Frauen anwesende Hofmeister Ludwig von Kappelstein die Herrin fragte, ob sie nicht lieber Platz am Kamine nehmen wolle. Aber auch an dem traulichen Orte dauerte die Störung fort, welche von der sorglichen Miene der sonst immer sich gleich bleibenden Herzogin schon den ganzen Abend ausgegangen war. Es wollte zu keinem Gespräche von einiger Ausdauer kommen.

„Soll ich vielleicht den Gesang noch herbeiholen lassen?“ fragte der Hofmeister, als die Sprödigkeit der Rede immer unbehaglicher wurde.

„Ihr habt Recht,“ versetzte die Herzogin, „daß man sich schon zu sehr an diesen Zeitvertreib gewöhnte. Gleich-

wohl will ich heute lieber darauf Verzicht leisten. Wo bleibt aber der heimgekehrte Reisende?“

„Engelhart von Reisenberg? Er wartet nur auf den Befehl Ew. Herzoglichen Gnaden.“

„Mein Gott, habe ich denn noch nicht nach ihm geschickt? Der Sturm verjagt mir heute alle Gedanken.“

Raum öffnete hierauf der Hofmeister die Thüre, um den Zurückgekehrten holen zu lassen, so riß das Wetter ein Fenster auf und als die Anwesenden wetteiferten, dem brausenden Sturme das aufgerissene Thor wieder zu verschließen, sprach die Herzogin: „Dort herein, lieben Leute, kommt mein ganzer Unmuth. Denkt nur an die, welche heute unterwegs sind und wie leicht das bei meinem Herrn und Gemahl der Fall sein kann.“

„Schwerlich wohl, gnädigste Frau“ — versetzte Rapolstein — „auf dem reichständischen Tage zu Bamberg giebt es zu viel Herren und zu viel Scharren auszuweisen, als daß man so bald damit fertig würde.“

Es gelang auch dem Hofmeister so gut, seine Behauptung ihr wahrscheinlich zu machen, daß die Herzogin offenbar weit ruhiger erschien, als zuvor und den eintretenden Reisenberg mit dem ganzen Wohlwollen empfing, wodurch ihre etwas hager, aber beinahe jugendlich erscheinende, Gestalt einen sehr einnehmenden Reiz erhielt.

„Herr Engelhart“ — sagte die Herzogin, dem ihr Nahenden mit besonderer Huld die Hand darreichend, welche er ehrerbietigst an seine Lippen zog — „es fehlt uns an neuen Mähren, und solltet Ihr in der letzten Zeit auf der Burg Eures Oheims keine Gelegenheit gefunden haben,

solche zu sammeln, ei so waret Ihr doch bei der großen Hofhaltung des Kurfürsten Friedrich in Heidelberg zu Weihnachten. Die Gerüchte von ihrem Glanze übersteigen allen Glauben. Seit hundert Jahren soll kein Pfalzgraf solch eine Pracht auf seinem Schlosse gesehen und geübt haben.“

„Das ist auch sicher eher zu wenig gesagt, als zu viel, gnädigste Frau,“ erwiederte Engelhart. „Schon die sämtlichen Herzoge von Bayern mit dem Reichthum ihres Gefolges boten dem Auge ein seltenes Schauspiel dar. Dann funkelten die Bischöffe von Worms und Speier in ihrem vollen geistlichen Prunke. Unbeschreiblich war vollends die Kostbarkeit, mit welcher der alte Philipp Graf von Katzenelnbogen sich umgeben hatte. Er kam auch dem Kurfürsten wenig von der Seite und man hält für ausgemacht, daß bereits zwischen Beiden die künftige Ehe der Enkelin und Erbin des Grafen Philipp und Philipps des adoptirten Sohnes des Kurfürsten, so gut wie abgeschlossen worden.“

„Solche Hoffnung muß auf dem Schlosse Heidelberg großen Jubel erregt haben!“ bemerkte die Herzogin. „Welch ein Länderzuwachs für die Pfalz durch das treffliche Katzenelnbogen! —“

„Allerdings!“ erwiederte Reifenberg. „Keinem Menschen scheint auch nur einzufallen, daß das Herz des Pfalzgrafen Philipp doch künftig eigentlich ebenfalls ein Wort in den Abschluß der Verbindung zu sprechen haben sollte!“

„Auch die Herzen der Fürsten dürfen nicht vorlaut gegen die Verhältnisse sich auflehnen wollen!“ versetzte

Anna, mit einem Blicke auf Engelhart, vor dessen Strenge der seinige sogleich zu Boden sank, während sein sehr blaßes Gesicht zu Purpur aufflammte. „Hat doch der kleine Philipp künftig das höchste Beispiel von Herzensbeziehung in demselben Oheim vor Augen, der diese schöne Bahn ihm vorzeichnete! *)“ fügte die Herzogin, mit der ihr sonst gewöhnlichen Milde hinzu. Denn das, lieber Reisenberg, werdet Ihr mir gewiß zugeben, daß es ein weit geringeres Opfer ist für den künftigen jungen Mann, eine Jungfrau zu ehelichen, die, bei aller Liebenswürdigkeit, vielleicht in seiner Neigung einer andern nachsteht, als, wie Kurfürst Friedrich, dieses hohe Muster ritterlichen Sinnes und Handelns, dieses Bild der kraftvollsten Männlichkeit, der Ehe für immer zu entsagen. Doch nachher mehr hierüber. Für jetzt wieder zu dem Heidelberger Feste.“

Allein Reisenberg, durch die ganze Weise der Herzogin ziemlich gestört im Innern, brachte es nur zu einer sehr allgemeinen und unvollkommenen Beschreibung desselben.

*) Bekanntlich war Pfalzgraf Friedrich, der Siegreiche, der Vormund seines noch ganz kleinen Bruderssohns Philipp und verwaltete Anfangs nur im Namen dieses Kindes das Kurfürstenthum Pfalz. Allein das kräftige Regiment, welches die damaligen Umstände erheischten, nöthigte den Starken, die Kurwürde selbst zu übernehmen. Um aber doch Philipps künftigen Stamme das Erbe derselben nicht durch eigne Nachkommenschaft zu entziehen, verpflichtete er sich im sechs und zwanzigsten Jahre, wo er Kurfürst wurde, zur Lebenslangen Ehelosigkeit. Dabei trat er die eigenen Ländereien an das Kurfürstenthum ab, um diesem mehr Kraft und Ansehen zu verschaffen.

res Stammes, dem alten ehrwürdigen Geschlechte eine Bürgerliche leichtsinnig aufdringen wollet. Denn ein stiller Gram darüber wird sicher fortdauernd an ihrem Leben zehren, welcher so zugleich das Eurer und selbst das Eurer zukünftigen Gattin um den innern Frieden, das höchste Glück des Menschen, bringen müßte!“

„Wahrlich, gnädigste Frau, meine Eltern wissen, daß sie mit dem Willigen in diese Verbindung unter zwei Dingen, welche sie beide für Uebel halten, das bei weitem Kleinste gewählt haben. Sie sind nämlich, und besonders meine Mutter, fest überzeugt, daß ich, durch irgend etwas genöthigt, meinen Hoffnungen auf Clara zu entsagen, diese Härte gewiß mit meinem Leben bezahlen würde. Denn welcher Tochter aus dem höchsten adelichen Hause steht Clara Dettin an Adel der Gesinnung und des Benehmens im mindesten nach? Ja, welcher Adelichen könnte man nicht diese Eure Sängerin sogar als Musterbild vorstellen? Und, gnädigste Herzogin, Ihr selber erkennet ja solches an. Denn, wenn Ihr jemals einen Unterschied machtet zwischen dieser Hoffnungsfrau und den Adelichen, so geschah es allezeit zur Ehre der Dettin, weil sie eben die übrigen an Feinheit der Sitte, wie an Adel und Schönheit der Gesinnung, übertrifft. Warum nun soll ich nicht dasselbe thun, warum mit einer Blume, glänzender vielleicht als die, welche im ummauerten Garten unter der Pflege des Gärtners sich bildet, blos darum nicht meine Brust schmücken, weil sie draussen im freien Felde zu solcher Vollkommenheit gebieh?“

„Der uralte Brauch der Besseren spricht dagegen. Wer

sich aber an Gebräuche nicht gebunden glaubt, welche langjährige Erfahrung als heilsam betrachtet, der steht bereits auf dem Punkte, die Sittlichkeit selbst für einen veralteten Brauch anzusehen. Ja, schon das Beispiel allein wirkt gefährlich auf viele Andere. Das war es, Herr Engelhart, was ich Euch zu Gemüthe zu führen dachte. Es geschah auf meine Veranlassung, daß Clara das Gespräch, um welches Ihr heute bei ihr angesucht habt, Euch versagte und auch diesen Abend uns hier nicht Gesellschaft leistete. Keineswegs, als wollte ich einen Nachtspruch gegen einen Plan thun, der durchaus nicht zu meinen Grundsätzen paßt. Es galt nur, vor dem ersten Alleingespräch sowohl Euch, als Claran meine Meinung darzulegen, um, wo möglich, Eurer künftigen Reue vorzubauen. Mehr darüber, wenn ich mit Claran werde gesprochen haben."

„Gnädigste Frau!"

„Sorget nicht. Die Gebieterin wird nur als rathende Freundin zu ihr sprechen. Oder vielmehr, ich werde ihr bloß von meinem Gespräche mit Euch sagen und das Uebrige ihr selbst überlassen."

Raum hatte sich Reifenberg mit sehr besorgter Miene entfernt, so entließ die Herzogin auch die beiden Andern. Clara mußte kommen.

„Was sehe ich, rothe Augen?" rief Anna ihr beim Handkusse entgegen.

„Die Ursache davon ist vorüber!" antwortete die Jungfrau fröhlichen Muthes. „Einzig die Angst, daß ich nicht kommen sollte, trat mir in die Augen. Nach

diesem gnädigen Empfange ist kein Gedanke mehr von Kummer in meiner Brust.“

„Keine Unwahrheit, Clara!“ sprach die Herzogin mit aufgehobenem Finger „Reisenberg war hier.“

„Auf dem Wege hierher hörte ich das so eben.“

„Und bedauerstest um so mehr, daß Du ausgeschlossen worden.“

„Vielleicht wäre das geschehen, Gnädigste, denn ich habe ihn so lange nicht gesehen. Allein die Furcht vor einer Mißbilligung von Euch benahm mir alle andern Gedanken.“

„Da sagte also doch wohl Dein Gewissen, daß Du Mißbilligung verdient hättest.“ Freundlich strich dabei die ihr wohlwollende Fürstin dem Mädchen das goldene Haar aus der Stirn, mit ihrem Blicke die Augen suchend, welche sich etwas verlegen zur Seite wendeten.

„Das wohl gerade nicht. Aber Ihr hattet mir verbieten lassen, Reisenbergs Besuch anzunehmen. Ich besorgte daher, es sei von seiner Seite eine Unvorsichtigkeit vorgekommen, die mir ebenfalls mit zur Last fiel.“

„Also das wäre doch möglich?“

„Gnädigste Herzogin, nicht so scharfen Blickes schauet mich an. Daß ich ihn lieber sehe, als die meisten Andern, dessen habe ich Euch ja nimmer ein Fehl haben wollen und daß er mir gut sei, sagte er mir schon vor der Abreise, wie ich Euch ebenfalls nicht verschwieg. Damals machtet Ihr jedoch eine so ernste Miene, daß ich das heutige Verbot, ihn zu sehen, damit zusammenhielt und eben jetzt eine

Vorhaltung mit Bittern erwartete. Er hat aber wohl meiner nicht Erwähnung gethan?"

„Ich selbst brachte das Gespräch auf die Bahn!“ antwortete die Herzogin und theilte Glaran die ganze Unterredung mit.

„Gnädigste Frau“ sprach hierauf Clara mit fester Stimme, „der Gesichtspunkt, aus welchem Ihr Reisenbergs Absichten auf meine Hand betrachtet, ist mir völlig neu. Woher rührt das aber, als von der Gnade, mit welcher Ihr mich überhäuft? Nicht gewohnt, die arme Bürgerstochter Euern adelichen Hoffräulein im mindesten nachzusehen, habe ich den Geburtsunterschied zwischen ihnen und mir so ganz außer Acht gelassen, daß von dieser Seite sich meinem Blicke gegen Reisenbergs Werbung gar kein Bedenken darbot. In anderer Hinsicht aber schien die ganze Art und Weise des Mannes eine Zurückweisung von meiner Seite keineswegs zu verdienen. Welche Jungfrau würde ihn nicht tausend Werbern vorziehen und ich gestehe es, ich fühlte mich stolz, daß gerade mir seine besondere Achtung zu Theil geworden war. Allein das Licht, worin Ihr so eben die Sache mir setzt, giebt dieser mit einem Male, auch für mein Auge, einen ganz andern Stand. Möge daher Eure Weisheit allein über ein Verhältniß entscheiden, das ich so wenig veranlaßte, als ich zeither mich ihm entzog.“

„Clara“ — antwortete die Herzogin — „Du trägst Deinen Namen mit der That. Niemals ist mir die Unschuld klarer erschienen, als in Deinem Auge. Niemals habe ich einem Menschen so tief auf den Grund seines Her-

zens zu sehen geglaubt, als jetzt eben Dir. Wort und Ton und Blick sind so einstimmig, daß mir kein Zweifel an Deiner vollen Hingebung in meinen Beschluß übrig bleiben kann. Wohlan, Clara, mehr noch als zeither, denke ich mich künftig als Deine zweite Mutter zu bewähren. Halte Dich in den nächsten Tagen auf Deinem Zimmer und sprich Niemand als Deine Leute. Mein Befehl wird Deine beste Entschuldigung sein!“

Raum war die Herzogin zur Ruhe gegangen und eingeschlummert, als der Lärm unten auf dem Schloßhose sie wieder aufschreckte und der rothe Fackelglanz ihr ganzes Schlafzimmer überströmte. Die Herzoge Albrecht und Ludwig von Bayern, nebst dem Kurfürsten Friedrich von der Pfalz kamen wirklich, dem Sturme trotzend und zwar durch das zum Theil lächerliche Ungemach, das sie unterwegs hatten erdulden müssen, recht frohen Muthes von dem Bamberger Tage, der zum Frohsinn durchaus keinen Anlaß gegeben.

Der Abend hatte, leider, die bösen Früchte für den Herzog Albrecht von München wirklich getragen, welche seine Gemahlin im Voraus mit Angst erfüllten, wenn sie dachte, daß er bei dem entsetzlichen Wetter unterwegs sein sollte. Das Zipperlein, dem er häufig unterworfen, war davon geweckt worden, so daß der Leidende sie den folgenden Morgen an sein Lager berief. Als sie eintrat, saß bereits die hohe kräftige Gestalt des Kurfürsten Friedrich bei ihm. Schnell erhob er sich der Angstvollen entgegen. „Grüße Euch Gott,“ sprach er „verehrte Ruhme

spart die Sorge auf trübere Zeit. Der Arzt giebt den besten Trost wegen der Herstellung des guten Betters. Er ist eben hinweggeeilt, das Heilmittel selbst zu bereiten, von dem er dem Patienten baldige Hülfe verspricht, wenn ihm dabei die nöthige volle Ruhe bleibt.“

„Dem Himmel sei Dank, dafern die Sache sich also verhält.“

„Und besonders auch dafür“ erwiderte der Kurfürst, „daß ihm diese Ruhe ganz unverkürzt bleiben kann. Wohl dem Herrscher, dem in solchem Falle eine Anna von Braunschweig als Gemahlin zur Seite lebt, deren vielfach erprobter Geist nicht nur der häuslichen Ordnung so mit Würde vorsteht, sondern auch im Rathe so weise waltet, wenn die Noth solches erheischt, wie jetzt.“ Bei diesem Worte stieg ein Seufzer die breite, hohe Heldenbrust herauf. Da er den festverschlossenen Lippen nicht entschlüpfen konnte, so nahm er den Weg durch das große blaue Auge, dessen Strahl sich plötzlich umnebelte, während seine rechte Hand, wie in Verlegenheit, daß wohl der Nebel sein Inneres noch mehr entschleiern könne, zuerst die Fülle des zarten gelben Haares aus der hohen Stirne strich und dann die goldenen Locken am Kinne fruchtlos zu zerstören drohte.

Von dieser Gefühlsüberwallung des schönen Mannes auf das tiefste ergriffen, vergaß die Herzogin die Umstände des Augenblicks und sprach: „Werther Better, Ihr beschämt Annen von Braunschweig mit Euerm gütigen Vorurtheile und seid einer weit vollkommenern Gemahlin würdig. Sollte Euch aber eine solche, unbeschadet der Eigenthümlichkeit Eurer Verhältnisse, nicht werden können?“

Schon manchmal habe ich dessen im Stillen gedacht und da Ihr denn einmal eine so günstige Meinung von mir hegt, so laßt uns doch die Sache gelegentlich mit einander berathen.“

„Der Better scheint nach Euch zu verlangen!“ sagte der Kurfürst auf den Kranken deutend und das düstre Lächeln und Achselzucken über die von der Herzogin dargelegte Hoffnung, mit dem er aus dem Zimmer ging, bewies, daß er auffer Stande war, sie zu theilen.

Der Arzt hatte übrigens mit der baldigen Genesung des Erkrankten völlig Recht gehabt. Schon am dritten Tage war Herzog Albrecht so weit hergestellt, daß er seine Gemahlin des ihr aufgetragenen Rechts der Familienberathung überheben konnte. Es mochte ihm wohl recht gelegen kommen, auch war vielleicht in Hoffnung auf seine nahe Herstellung die Berathung von ihm an jenem Morgen späterhin abgesagt und um einige Tage hinausgeschoben worden. Denn, bei aller Anerkennung der Fähigkeit seiner Gemahlin zur Staatsverwaltung, hegte der Herzog doch über viele Dinge andere Ansichten als sie, und glaubte besonders auch in dieser Familiensache ein nachdrücklicheres Wort führen zu können.

Beleuchtet vom Alles durchdringenden Geiste des Kurfürsten Friedrich lag die Angelegenheit der beiden bayerischen Fürsten und ihr beiderseitiger Nutzen in der Ausgleichung ihnen bald dergestalt vor Augen, daß das Anfangs so schwierig erschienene Werk nunmehr das beste Gedeihen versprach. Ein äußerst froher Familienabend beschloß den

Tag. Friedrich saß bei Tische zwischen der Hauswirthin und dem Hauswirth und hatte hauptsächlich zu wachen, daß dieser nicht durch das, köstlich im Becher blinkende rheinische Gold verleitet, der ärztlichen Vorschrift zuwiderhandelte, welche seiner noch auf schwachen Füßen stehenden Genesung diesen Genuß beinahe ganz untersagte.

„Morgen, dünkte ich, ein Mehreres!“ sagte daher auch der Kurfürst, sehr frühzeitig den Stuhl zurückschiebend. „Unser wackerer Hauswirth und Better soll nicht länger die Qualen des Tantalus neben unserer Seligkeit erdulden. Eine Nacht ruhigen Schlafes wird ihn vielleicht zur Theilnahme an ihr fähig machen.“

Als bald darauf die übrigen Anwesenden sich entfernt hatten und auch Herzog Albrecht bereits nach seinem Lager geleitet worden war, sagte Kurfürst Friedrich in sehr froher Laune zur Herzogin Anna: „Ein Wort im Vertrauen noch, Frau Muhme, das mir schon lange auf dem Herzen liegt. Keine Liebeserklärung, und bloß darum keine, weil Ihr hoffentlich schon wisset, wie lieb Ihr mir seid; aber wohl eine Frage. Der Better ist ein so großer Freund und Kenner der Tonkunst und besonders des Gesanges, daß Eure hiesigen Abende recht oft damit verschönert werden sollen. Gleichwohl erleben wir heute schon den dritten auf Euerm Schlosse und noch ist keine Rede davon gewesen. Besonders soll eine Eurer Hofjungfrauen sich in der Kunst des Gesanges sehr hervorthun, diesmal aber noch gar nicht zum Vorscheine gekommen sein. Und zwar auf Euern besondern Befehl! Sehr genaue Kundschafter behaupten,

sie werde vor Euch als krank gemeldet, und sei doch so gesund, als etwa Ihr und ich.“

„Ich errathe diese Kundschafter,“ versetzte schnell die Herzogin und der plötzlich aufsteigende Zorn durchglühte ihr ganzes Gesicht, „ich weiß, wessen Nachforschungen in diesen Tagen so zudringlich geworden sind, daß ich bereits strengen Befehl gegeben habe, den fecken Gesellen im Wiederholungsfalle geradezu festzunehmen. Es ist mir bekannt, daß er diesen Morgen und dann Nachmittags wieder recht lange Euch mit seiner Person belästigte. Um ihn Euch im rechten Lichte zu zeigen, war es mein fester Vorsatz Euch selber das Histörchen mitzutheilen. Der Unbescheidene ist aber, wie ich nun merke, mir mit einer Anklage bei Euch zuvorgekommen.“

„Anklage, beste Ruhme, wo denkt Ihr hin? So unvernünftig ist wahrlich Reisenberg nicht, um Eure Anklage bei mir zu versuchen. Ueberhaupt klagt er einzig die Verhältnisse an, die seiner Neigung sich widersetzen. Nun liegt mir aber der junge Mann am Herzen. Tapfer und weise zugleich, wie wenige, möchte ich ihn gern fördern in einem Wunsche, dessen Verweigerung ihn, meines Bedünkens, zu Grunde richten könnte. Glaubet nicht, daß ich den zu großen Raum billige, den er diesem Wunsche bereits gegeben hat; allein es ist geschehen und das Beste nun wohl, das Beste unter diesen Umständen, zu berücksichtigen. Eine Ausnahme hebt die allgemeine Regel nicht auf und er verdient es, daß feinetwegen solche gemacht werde. Noch mehr, es ließe sich sogar der Aus-

nahme vielleicht ein artiges Mäntelchen umwerfen, in dem sie minder auffallen würde.“

Die Bewegung der Herzogin mit dem Haupte zeigte, daß sie sich noch nicht ganz mit dem Kurfürsten einverstehen konnte. Dieser aber ergriff ihre Hand, drückte sie, offenbar um das Bedenken der Dame zu beschwichtigen, voll Innigkeit an seine Lippen und sprach:

„Wer sind die Verwandten dieser Eurer Dienerin?“

„Ihr Oheim und Vormund, in dessen Hause sie erzogen wurde, war ein vor zwei Jahren verstorbener kunstreicher Goldschmidt Namens Joseph Geld zu Augsburg und dabei ein so wackerer und gottesfürchtiger Mann, daß ich um alles in der Welt die Schuld nicht auf mich laden möchte, die Zukunft der Nichte nur im mindesten zu verwarlosen.“

„Deßhalb, Herzensmuhme, tragt keine Sorge. Reifensbergs wahrhaft edler Charakter gilt mir für die sicherste Bürgschaft. Das Mädchen soll, denke ich, in Kurzem mit dem Reichsadel geziert sein. Zwar fühle ich mich, in meinem jetzigen Verhältnisse zum Kaiser, zu stolz zu einem Begehren dieser Art von ihm. Es wird sich aber schon dazu ein Anderer finden lassen. Ist doch die Reichskanzlei gemeiniglich willfährig in Dingen, bei denen ihre Sportelkasse keinen Nachtheil erleidet.“

„Wohl“ — sprach die Herzogin freudig — „diese Auskunft gefällt mir. Ihr werdet Euch mit Beförderung dieser Ehe Dankaltäre in den Gemüthern zweier Menschen stiften, die ich beide für trefflich halte. Wollte Gott, ich dürfte

„schon jetzt meiner lieben Clara die süße Hoffnung vertrauen!“

„Ei, das dürft Ihr ja. Könnt Ihr auch die Sache, welche von fremder Entscheidung abhängt, nicht für Gewißheit ausgeben, so erlaube ich Euch doch, dem Mägdelein zu sagen, daß ich Euch mein Wort zum Pfande einsetze, Alles anzuwenden, sie durchzuführen. Wenn Ihr übrigens nur halb so froh seid, als ich, daß unsere jetzige Verhandlung einen so günstigen Ausgang gewann, so werdet Ihr gewiß auch mich entschuldigen, daß ich Eure Ruhe so spät noch unterbrach.“

„Wie möchte die kleine Verzögerung des Schlafes in Anschlag kommen bei der wahrhaften Beruhigung, die Ihr mir über eine Angelegenheit mitbrachtet, welche mich wirklich in nicht geringe Sorge setzte? —“

Zu aufgereggt im Innern, um auf baldigen Schlummer hoffen zu dürfen, war das Licht der Herzogin sehr willkommen, welches sie aus ihrem Fenster noch in Clara's Fenster erblickte. Sogleich ließ sie sich über den langen Corridor und durch eine Reihe von Zimmern nach Clara's Wohnung leuchten. Der Gedanke der Armen, durch sie gerade jetzt während der Anwesenheit der fremden Fürsten zur Haft Verurtheilt, mit der Kunde, so sie zu geben dachte, eine ruhigere Nacht zu verschaffen, beflügelte ihren Schritt dergestalt, daß sie dem die Fackel in der Hand vorausschreitenden Diener ein paarmal zu größerer Eil aufforderte.

Die Herzogin kam an vor Clara's Gemache, als eben der Nachriegel vorgeschoben wurde. Erschrocken nach

Wiedereröffnung der Thüre vor dem ganz unerwarteten Besuche, starrte die aller Worte beraubte Dienerin auf die Dame und eilte dieser erst dann mit Lichte nach, als sie schon in Clara's dunkles Wohnzimmer getreten war. Auf die Nachricht, daß Clara so eben schlafen gegangen sei, stand die Herzogin einen Augenblick in Zweifel, ob sie nicht unter diesen Umständen den Besuch bis zum folgenden Morgen verschieben solle. Allein die schöne Hoffnung, welche sie ihrer Hofjungfrau brachte, konnte wohl als eine hinreichende Entschädigung für die mögliche Störung gelten. In die halboffene Thüre des Schlafgemachs zuerst tretend, hielt sie die ihr mit dem Lichte Folgende durch einen finstern Blick vom Wecken der bereits Schlafenden ab, und setzte sich auf den Stuhl neben dem Bette. Es war ganz der Schlummer eines Engels. Die Gesichtszüge legten den tiefsten Frieden einer Seele dar, indem sie an süßer Stille einem heitern, von keinem Lüftchen gestörten, Maienmorgen glichen. Aber gerade die Süßigkeit des Friedens in diesem Bilde beunruhigte Clara's Gönnerin mehr, als sie sich davon angesprochen fühlte. Wie hatte die liebende Seele zu einem solchen Zustande bei der jetzigen Lage ihres Liebesverhältnisses auf andrem, als einem heimlichen, mit dem klar ausgesprochenen Willen ihrer Gönnerin ganz im Widerspruche stehenden Wege gelangen können? Ohne Zweifel, sagte sich die Herzogin, ist es doch zu einem Einverständnisse zwischen ihr und Engelhart gekommen! Diese mit jedem Augenblicke sich mehr in ihr befestigende Voraussetzung trübte die Ansicht der Dame von der hohen Reinheit der Jungfrau so sehr, daß darüber das

Vorhaben, wodurch sie so spät noch in Clara's Wohnung getrieben worden war, einen großen Theil seines ihr zuvor ganz unwiderstehlichen Reizes verlor. Mehr Zufriedenheit, als von welcher die Miene der Schlafenden schon jetzt zeugte, schien ihr keine Nachricht in der Welt geben zu können, und so stand die verstimmte Dame eben auf, um nach ihrer Wohnung zurückzukehren. Ihr Platz zu machen, trat die Dienerin schnell zur Seite und stieß dabei die Nachtlampe vom Tische, durch deren Fall die Schlafende aufwachte.

Welch ein Staunen beim Anblick ihrer Gebieterin! Und daß durchaus kein Erschrecken damit verbunden war, daß Clara's seelenvolles Auge bald gerade mit derselben freudigen Stille auf ihr ruhte, welche noch kurz zuvor das Gesicht der Schlummernden geschmückt hatte, das befestigte in der Fürstin das so eben gewaltig wankende Vertrauen von Neuem. Nein, — sagte sie zu sich — bei der Treue und Zuversicht in diesem Blicke, ihre innere Heiligkeit ist noch durch keinen Anhauch getrübt worden! —

Ehe die Fürstin es hatte verhindern können, hüpfte Clara schon auf vom Lager. „Was, gnädigste Frau, ist Euer Begehren?“ fragte sie dann, den Mantel schnell überwerfend.

„Vor Allem, daß der Himmel Dir diese offene Miene gegen mich stets erhalten möge! — Sind von Seiten Engelharts neue Anforderungen geschehen?“

„Aber auch wie früher zurückgewiesen worden. Ueberhaupt, gnädigste Herzogin, hat Euer letzter Rath Gedanken in mir erweckt, bei denen das Unangemessene meiner Verbindung mit Reifenberg mir völlig einleuchtet. Wahr-

lich, Eure besondere Gunst und die völlige Gleichheit, welche Ihr mir mit den adelichen Hofjungfrauen zugestandet, gehörte dazu, den gewaltigen Unterschied zwischen meinem und Reifensbergs Stande ganz aus dem Gesichte zu verlieren. Eben vorhin habe ich meiner guten Base einmal so recht mein Herz in einem Briefe ausgeschüttet über den seltsamen Wahn, in dem ich der Lehren und Warnungen meines Oheims so ganz vergessen konnte. — "

„Ich besinne mich, Clara, bei Lebzeiten Deines Oheims hättest Du schwerlich hierher an den Hof gedurft. Als er die silbernen Tische im großen Saale mit den alten griechischen Fabelgeschichten, eine getriebene, köstliche Arbeit seiner Hand, von Augsburg selbst hiehergeschafft hatte, kam einmal die Rede darauf, allein: Gott bewahre! Er that wahrlich, als ob der Hof eine Erniedrigung für Dich werden mußte. Gott gebe ihm demaleinst eine fröhliche Auferstehung, aber so viel ist sicher, Dein Oheim war ganz das Gegentheil von Deinem Charakter, er war ein eingebildeter und hochfahrender Mann!“

„Gnädigste Frau,“ versetzte Clara, „das war mein wackerer, frommer Oheim wahrlich nicht.“

„Diese Entschuldigung macht seiner braven Nichts Ehre. Habe ich denn aber nicht mit eigenen Ohren vernommen, wie er unserm Marschall auf einen geringen Tadel nach vielem ungemeinem Lobe, gerade heraus sagte: Herr Hofmarschall, Ihr versteht gerade so schlecht zu tadeln, als zu loben? Und dem Küchenmeister, der ihm hierauf scherzhaft anrieth, sich erst hobeln zu lassen, wenn er wieder nach Hofe käme, wendete er auf alle nachherigen

Fragen den Rücken. Am Kammertische aber zu essen, dazu hätte er sich nimmermehr verstanden. Eben so war er nicht zu bewegen, in einem der herrschaftlichen Zimmer Platz zu nehmen. Ich weiß besser, wer ich bin, und was mir zukommt, sagte er das Eine Mal und hätte den Hofmeister, der ihn auf den Stuhl drücken wollte, im Unwillen darüber fast umgeworfen. Beweist denn das Alles nicht einen wahrhaft unförmlichen, über die Verhältnisse hinausgehenden Stolz?“

„Diesen Stolz hatte er allerdings, gnädigste Frau. Er sagte — doch ich muß nothwendig erst wegen der Unbehutsamkeit um Verzeihung bitten, wenn ich seine Rede wiederhole.“

„Scheue Dich nicht, mein Kind, sie gehört ja zur Sache.“

„Er sagte eines Tages: Thörichten Einrichtungen, die nicht zu ändern sind, muß man nachgeben, aber nur so weit es nöthig ist, nimmer jedoch sich mit ihnen gemein machen. Dem Adel, den seine Geburt aufbläht, soll der Bürger mit dem gerechten Stolze auf die eigenthümliche Tüchtigkeit entgegen treten, und von den Ehren, die jener hauptsächlich anerkennt, sich weder etwas zueignen, noch annehmen. Am wenigsten aber darf der Bürger sich mit ihm in innige Vereine, wie die Ehe, einlassen. Ich halte das, seiner sinnlosen Ansprüche wegen, für ein Verbrechen an dem eignen, innern Adel. — Es war an meinem dreizehnten Geburtstage, als er dieses mit seinem gewöhnlichen Feuer sprach, es ist mir aber eben wieder so gegenwärtig, daß ich gar nicht begreife, wie der Rath,

den er offenbar zunächst meinetwegen ertheilte, in der letzten Zeit mir so ganz aus den Gedanken gekommen. Das Alles habe ich denn meiner Base geschrieben, und darauf ist mir so leicht um's Herz geworden, wie ich mich lange nicht gefühlt habe.“

Die Herzogin sprach hierauf: „Abgesehen, mein Kind, von dem häßlichen Bürgerhochmuth, liegt der Abneigung Deines Oheims gegen das, was man Mißheirathen nennt, eine unwiderlegbare Wahrheit zum Grunde. Und darum eben erbitterten mich beinahe Reifensbergs Absichten auf Deine Hand. Ein Anderes aber würde es sein, wenn sich eine gesetzliche Ausgleichung Eurer verschiedenen Abkunft finden ließe.“

Clara blickte ihre Gönnerin mit einem Ausdrücke des Gesichts an, welcher deutlich darthat, daß sie sich vergebens bemühte, den Sinn dieser Rede zu fassen.

„Und“ fuhr die Herzogin äußerst freundlich fort, „ich wünsche meinem guten Clärchen Glück, daß sie in der That bereits so gut wie gefunden ist.“ Die Herzogin theilte ihr hierauf erst das Vorhaben und dann den Namen des Mannes mit, dessen mächtiger Einfluß durchaus kein Mißlingen der Sache befürchten ließ. Um so räthselhafter erschienen aber der Dame die ihr sonst die Regungen des Herzens dieser Dienerin deutlich aussprechenden Gesichtszüge. Denn statt von Hoffnung und Freude immer lebendiger zu werden, erstarrten sie offenbar mehr und mehr, die Röthe der Wangen erlosch, wie der Strahl ihres Auges und der erblässende Purpur der fest zusammengepreßten Lippen verrieth einen Schmerz, den Clara offenbar der

hohen Frau am liebsten verborgen hätte. Befremdet trat diese einen Schritt zurück, die Jungfrau anzustauern, welche hierauf das Knie vor ihr bog und ehrfurchtsvoll den Saum ihres Gewandes an den Mund drückte und sprach: „Verehrteste, ermesset meinen schweren Kummer darüber, eine so ausgezeichnete Gnade aus Eurer, aus derjenigen Hand nicht annehmen zu dürfen, aus der sie gerade den höchsten Werth für mich haben mußte. Vielleicht hat die Offenheit meines Wesens, Euch bereits den blutigen Kampf dargelegt, der meine Seele in diesen Augenblicken zerriß. Er ist entschieden für meine Pflicht gegen den treuen Pfleger meiner Jugend, den Oheim Selb. Niemals kann ich den durch seine Geburtsvorrechte von mir für immer Geschiedenen zum Gemahl annehmen, noch weniger aber durch Verläugnen meines ehrlichen Herkommens die Asche der Verwandten schänden und das graue Haar der geliebten Base vor der Zeit in die Grube bringen!“

Die Herzogin Anna war zu sehr in den Hoffnungen getäuscht worden, welche sie nach Clara's Wohnung getrieben hatten, um ihres Unmuths Meisterin zu bleiben. Sie verließ die Dienerin, ohne ein einziges Wort auf ihre Aeußerung zu sagen.

Kurfürst Friedrich empfing am folgenden Morgen die unwillkommene Botschaft aus dem Munde der Herzogin, welche ihrem Verdrusse über den Bürgerstolz dabei freien Lauf ließ.

„Ja“ sprach er „liebe Muhme, die Weise klingt allerdings rauh, wie das Mägdelein und Ihr selbst den

Goldschmidt von Augsburg schildert, allein es liegt doch seinem Sinne viel Wahres zu Grunde. Eure Hoffnungsfrau hat auch nicht minder Recht, als ihr Oheim, gleichwohl wird sie ihr Rechthaben vor der Stimme der Liebe schwerlich behaupten. Erlaubt mir, ihr den Reifenberg selbst zuzuschicken. Da wird sich's zeigen. Besitzt er nicht Blick und Wort, worüber sie des Oheims Lehren, übrigens mit bestem Gewissen, so deuten zu können glaubt, daß seinetwegen eine Ausnahme von der allgemeinen Regel gemacht werden müsse, so kann Niemand ihm helfen. Und so gern ich um seinetwillen seiner Liebe ein fröhliches Gedeihen verschaffte, so scheint mir nachher doch weiter nichts für ihn bei dem Mägdelein zu thun."

Reifenberg wurde herbeigeholt. Benachrichtigt von allen Umständen hatte in ihm die Hoffnung sichtbar die Oberhand über die Furcht, als er von der Herzogin selbst bis an die Schwelle von Clara's Wohnung geleitet wurde. Desto gebeugter kehrte er, nach einer Stunde zu seinem Gönner, dem Pfalzgrafen zurück. Der tiefe Antheil des letztern bewog ihn endlich noch zu der Bitte um persönliche Verwendung für die Wünsche seines Herzens bei Claran.

„Guter Engelhart,“ versetzte hierauf Kurfürst Friedrich, „es war schon ein schlimmes Zeichen, daß die Herzogin Anna mit ihren Vorschlägen kein Gehör fand bei Eurer Geliebten. In Eurer Zurückweisung aber scheint mir die sicherste Probe zu liegen, daß die Rechnung falsch war, die Ihr Euch auf die Liebe des Mägdeleins macht. Wozu sollten meine Vorstellungen da noch frommen, wo Amor selbst seine Worte fruchtlos anbrachte? —“ Als

aber Reifenberg dennoch nicht abließ, den Kurfürsten um diese Huld zu beschwören; sagte er: „Wohlan, Euch zu willfahren, soll es mir darauf nicht ankommen, mich einer abschlägigen Antwort auszusetzen.“ Sogleich ließ er Claran in's Nebenzimmer berufen und indem er sodann dorthin zu ihr ging, beschied er den Liebenden, seiner Rückkehr zu harren. —

Während des Gespráches zwischen dem Pfalzgrafen und Claran stiegen Reifenbergs Folterqualen immer höher. Er hatte gehofft, Ohrenzeuge desselben werden zu können, was auch Friedrich gewünscht zu haben schien, allein war die Wand dazwischen so stark, daß keine Silbe herüberklingen konnte, genug in den ersten Augenblicken mußte er das glauben, weil nicht der kleinste Laut zu vernehmen war. Sehr bald aber hörte er die Anrede des Kurfürsten an die Jungfrau so vollständig, daß nicht nur kein Wort ihm entging, sondern auch eine große Bewegung in der sonst immer so festen Stimme des Sprechenden sich that. Uebrigens hätte Friedrichs Rede selbst, schwerlich zweckmäßiger sein können, da er in der That keinen gegen Clara's Ansicht von einer Vermählung mit Reifenberg zu richtenden Grund überging. Clara's tiefem, auch Reifenbergen ganz fremden Tone nach, war sie ebenfalls mächtig erschüttert von der Rede dieses Vermittlers. Gleichwohl beharrte sie fest auf der Verneinung, welche sie gegen die Herzogin und dann besonders auch gegen den Bewerber ausgesprochen hatte. Dabei fand Reifenberg, daß ihr diesmal die wahrhafte natürliche Beredsamkeit ganz abging, mit welcher seine, des Liebenden, Vorstellungen von ihr

widerlegt worden waren. Desto nachdrücklicher betheuerte sie, unter keiner Bedingung je die Gemahlin Reisenbergs werden zu können und bekräftigte dieses zuletzt noch dadurch, daß sie den Himmel zum Zeugen anrief.

Bei des Kurfürsten Rückkehr taumelte der aller Hoffnung nunmehr Beraubte halb bewusstlos zum Zimmer hinaus. Friedrich eilte ihm schweigend nach, blieb aber dann plötzlich stehen, um sich zum Fenster zurückzuwenden. Er riß solches auf, sah nach dem Hofe, schloß es nach langem Hinunterblicken wieder und fand, als er sich umkehrte, den Herzog Albrecht im Zimmer.

„Was glühet Ihr so, lieber Better? Habe ich Euch doch überhaupt nie noch so wenig bei Euch gesehen!“

„Helft mir dem Himmel danken, verehrter Better,“ sprach Friedrich, „daß ich mich verpflichtete, keinem Weibe je die Rechte der Gemahlin des Kurfürsten von der Pfalz einzuräumen. Denn, bei Gott, es säße sonst nächstens eine neben mir auf dem Throne, deren gerechte Ansprüche darauf das Vorurtheil der Menge nicht anerkennen würde!“

„Gerechte Ansprüche“ wiederholte erstaunt der Herzog, welcher, aus der Seitenthüre im nämlichen Augenblicke hereingetreten, als der Kurfürst das Fenster so heftig öffnete, aus dem Nebensfenster mit angesehen, wie das Klirren der kleinen, runden Glasscheiben, Clara, die einzige Person, welche so eben über den Hof ging, vielleicht unwillkürlich, zum Herauffchauen bewog und die demuthvolle Verbeugung der plötzlich Hocherröthenden von seinem Gaste mit unverkennbarer Innigkeit erwiedert wurde.

Der Kurfürst schlug sich vor die Stirne und sprach: „Ihr scheint Augenzeuge gewesen zu sein! Nehmt meine tiefe Beschämung als Antwort auf Eure Frage, verehrter Vetter. Es kann hier nicht von Ansprüchen und noch weniger von Gerechtigkeit derselben, es kann von nichts die Rede sein, als von einem höchst leidenschaftlichen Zustande, in den ich zum ersten Male in meinem ganzen Leben gerieth.“

Darauf erzählte er von Reisenbergs unglücklicher Liebe zu Clara und wie er zur Verwendung für ihn gleichsam genöthigt worden war. „Schon der Moment“ sprach er, mit immer steigender Begeisterung, „als das seelenvolle Wesen voll der tiefsten Demuth mir nahete, schien mich allen zeitherigen Verhältnissen gewaltsam zu entführen. Und wie nun vollends die zwei großen blauen Himmel ihrer Augen sich aufthaten, so glaubten meine Blicke schon in der ewigen Seligkeit um so sicherer sich zu berauschen, da diese wundervollen Augen durch sie ebenfalls mit Wonne erfüllt zu werden schienen. Lange wußte ich nicht, ob ich die Sprache wirklich eingebüßt hatte, bis die wachsende Verlegenheit, worein die ebenfalls in Schweigen tief Versenkte gerieth, mir endlich wieder zu Worten verhalf. Daß meine Seele nicht bei ihnen war, könnt Ihr unter diesen Umständen wohl denken. Gleichwohl glaube ich, bei dem mich gewissermaßen selbst vernichtenden Gefühle, sie könne ja doch nicht die meinige werden, Reisenberg durch die Wahl meiner Worte wenigstens nicht geschadet zu haben. Dazu war seine Sache offenbar, schon vor meinem Eintreten bei der Jungfrau, verloren.“

Albrechts vom Alter bereits sehr angegriffene Gesichtszüge vertiefte während dieser Mittheilung ein kummervolles Nachdenken noch mehr. Als der Kurfürst inne hielt, und dann eine Zeitlang vom innern Sturm heftig im Zimmer auf und nieder getrieben worden war, trat der Herzog zu ihm, ergriff seine Hand freundlich und sprach: „Und was denket Ihr zu thun, lieber Vetter?“

„Nichts!“ war seine Antwort. „Wo die Stimme der Liebe kein Ohr finden darf, gehört der Ehre allein die Entscheidung. Meiner Ehre und der Ehre des Magdeleins. Denn, daß Clara's Ehre noch unentwehrt ist, im heiligsten Sinne des Wortes, darauf könnte ich schwören beim schuldlosen Leichname des Herrn.“

„Wenigstens steht Clara Dettin schwerlich irgend einer Jungfrau an meinem Hofe in Sitte und Tugend nach. Auch liegt mir ihr Heil um so näher am Herzen, da ich im Verein mit meiner Frau das Wort gegeben habe, redlich für sie zu sorgen und sie vor allem Schaden zu wahren. Vor drei Jahren bei einem Festmahle zu Augsburg, welches die dortigen Geschlechter mir und Annen veranstalteten, sahen wir sie zum ersten Male. Die Tonkunst, das wisset Ihr ja, und besonders volle Gesangstimmen, sind mir eine eigene Würze des Lebens, und werden es sein, bis an das Ende meiner Tage. War es doch einzig die heilige Macht der Tonkunst, die mich wieder zum Bewußtsein zurückleitete, als treulose, fluchwürdige Rathgeber meinen Vater, Herrn Ernst, den der allbarmherzige Gott eine selige Urständ nicht versagen möge, dahin gebracht

hatten, meine erste Gemahlin, wie eine Verbrecherin in den Fluthen der Donau lebendig zu begraben! — "

Wie allezeit, wenn Herzog Albrecht auf diese dunkle Erinnerung geführt wurde, vergingen ihm auch diesmal die Sinne. Die Geschichte war aber auch wahrhaft schauerlich. Im acht und zwanzigsten Lebensjahre, mit größter Leidenschaft an der schönen Agnes, der Tochter des Baders Kaspar Bernauer zu Augsburg hangend, verschmähte Herzog Albrecht die ihm verlobte, aber in strafbarer Verbindung mit dem Grafen Johann von Werdenberg stehende, Elisabeth von Württemberg, wollte auch von anderer standesmäßiger Vermählung nichts wissen. Vielmehr ließ er sich heimlich mit Agnes trauen und bezog mit ihr das Schloß Bohburg, welches er aus dem Erbe seiner Mutter, Elisabeth von Mailand, besaß. Zur damaligen Zeit erschien er bei einem prachtvollen Turniere zu Regensburg, aber die Schranken verschlossen sich ihm, als einem, der in verbotennem Umgange mit einer Jungfrau lebte. Vergebens schwur er, daß Agnes seine Gemahlin sei. Hochentzündet kehrte der Zurückgewiesene heim. Den seiner geliebten Agnes widerfahrenen Schimpf abzuwaschen, achtete er sie nun öffentlich als seine rechtmäßige Ehefrau und gab ihr einen fürstlichen Hofstaat auf der Burg von Straubing, wo er Statthalter war. Aber das glückliche Leben, welches er dort mit ihr führte, wurde einst auf das unglaublichste gestört. In seiner Abwesenheit ging sein Vater in der Verblendung und Erbitterung so weit, sie unter dem Vorwande, von Liebestränken, wodurch sie seinen Sohn an sich gefesselt habe, vor Gericht zu ziehen und das

Urtheil, sie in die Donau zu werfen, auch sogleich vollstrecken zu lassen. In der Sinnlosigkeit, worein die Nachricht der Gräueltthat den Herzog Albrecht versenkte, schwur dieser furchtbare Rache der ermordeten Unschuld, begab sich zum Herzog Ludwig den Bärtigen nach Ingolstadt und beängstigte gemeinschaftlich mit diesem durch wilden, schrecklichen Krieg seinen Vater, so, daß es zweifelhaft wurde, was größer war, die väterliche Grausamkeit, oder die Raserei des Sohnes, der sein eigenes, künftiges Erbtheil heillos verwüstete. Und nur mit Hülfe der Tonkunst ward ihm sein von Natur so milder, menschenfreundlicher Charakter endlich zurückgegeben.

Kurfürst Friedrich fühlte sich, als er jetzt seinen bejahrten Better, die Augen mit der Hand bedeckend, in tiefem Schweigen an der Wand lehnen sah, um so tiefer von dem innern Weh des würdigen Verwandten ergriffen, als die Geschichte mit all ihren schauerlichen Nebenumständen ihm bekannt war, und das unmittelbar zuvor selbst Erlebte ihm am klarsten bewies, wie unvermerkt der Mensch in unangemessene Verhältnisse gerathen kann, wenn der Damm der Vernunft seiner Leidenschaft nicht in den Weg tritt. Gleichwohl enthielt er sich weislich alles Zuredens. Er wußte, daß sein wackerer Better von dem Zustande, in dem sein Geist so eben wieder untergegangen zu sein schien, noch am schnellsten befreit wurde, wenn er ohne Störung, sich selbst überlassen blieb. Und so erwachte auch wirklich Herzog Albrecht endlich mit einem Seufzer wie aus tiefem, unseligen Traume, indem er die Hand vom Gesichte nahm und die Augen weit aufthat. „Was wollte ich Euch sa-

gen?“ begann er. „Ach ja, daß Clara durch ihren Gesang zur Harfe mir so lieb wurde. Daher auch, nicht ihrer Leibes Schönheit wegen, lag ich ihrer verwittibten Base so an, mir die holde Jungfrau mit hierher nach München, als Fräulein bei der Herzogin Anna zu geben. Fürwahr Ihr möget kaum irgend etwas Süßeres hören, als diese klangreiche Stimme. Ja, ich könnte Euch sogar rathen, ihre holden, frommen Töne, als Gegengift wider ein Gift zu gebrauchen, von dem Eure kraftvolle Jugend vielleicht eben bedroht wurde. Denn sollte irgend ein frevelhafter Wunsch in Euch aufgestiegen sein, so werdet Ihr sicher durch ihre Stimme, wie durch überirdisches Einwirken wieder davon gereinigt. Diesen Mittag, den wir im großen Saale, umgeben von den Bildnissen unseres Hauses zubringen werden, will ich Euch auf eine Aehnlichkeit aufmerksam machen, die Euch nicht wenig überraschen soll. Erinnert mich daran, wenn ich's im Geräusch des heutigen Menschenzusammenflusses vergessen könnte. Auf Wiedersehen dort, Wetter! Ich höre die Herzogin und bin so eben nicht in der Stimmung ihr angenehm zu erscheinen.“

Wirklich war der Herzog kaum zu der einen Thüre hinaus, als Anna zu der andern hereintrat. Je gespannter ihre Erwartung auf Nachrichten von Reisenbergs Liebesfache gewesen war, desto unmuthiger wurde sie bei der Mittheilung des gar nicht mehr zweifelhaften Ausganges derselben. Wie die Herzogin früher der Verbindung ihrer Hofjungfrau mit Reisenberg entgegen gewesen war, gerade so interessirte sie sich, seit jenem Erbieten des Kurfür-

sten für dieselbe. Uebrigens trat sie eben darum Friedrichs Meinung völlig bei, daß, sollte ihr Wunsch dieses Paar vereint zu sehen, noch in Erfüllung gehen, gar kein Zureden, und keine Einmischung irgend einer Art statt finden dürfe, vielmehr die Sache eine Zeitlang scheinbar ganz unbeachtet bleiben müsse.

Die Pracht des festlichen Mittags, im großen Saale des Schlosses war ausgezeichnet. Noch ehe man an der Tafel Platz nahm, zogen vorzüglich die beiden, unter der Leitung von Clara's Oheim zu Augsburg gefertigten, silbernen Tische, worauf das zum Theil aus Golde bestehende Speisegeschirr blühte, die Aufmerksamkeit mehrerer Kunstfreunde an. Von all den, dicht unter dem Tischblatte, angebrachten Götter- und Heldengeschichten in getriebener Arbeit erhielt die eine besonders den Preis. Sie war, wie der Goldschmidt aus Augsburg erzählt hatte, mit eigener Hand von ihm gefertigt und stellte den Raub der Helena vor. Man bewunderte das Glück, womit es dem Künstler gelungen war, die schwere Aufgabe zu lösen, in der Figur der Helena, ohngeachtet des sehr verkleinerten Maasstabes, die Schönheit so darzustellen, daß ihre Zaubermacht auf so viele Helden, daraus sich erklären ließ. Für den Kurfürsten von der Pfalz hatte diese Helena einen besondern Reiz dadurch, daß er darin Clara's Gesichtszüge völlig wieder zu erkennen glaubte. Ueberzeugt, die Aehnlichkeit mit ihr, welche der Hausherr ihm Mittags zu zeigen versprochen hatte, in dieser Helena gefunden zu haben, glaubte er sein Erinnern an des Herzogs Versprechen

ganz unterlassen zu können. Um indessen zu sehen, ob nicht Andere ebenfalls das Bildniß der Hoffnungsfrau in dem Gesichte der schönen Griechin wieder erkannt hätten, wendete er sich an die Herzogin Anna mit der Bemerkung, daß unstreitig dem Meister Selb zu diesem Gesicht irgend eine lebende Schönheit gefessen habe. Allein nach nochmaliger Betrachtung der Schilderung, antwortete Anna mit einer verneinenden Bewegung des Hauptes daß die Schönheit in solcher Vollendung wohl schwerlich einer lebenden Person zu Theil werde. Noch bei Tische dachte er über die unglaubliche Verblendung der Dame nach, welche das Urbild der dargestellten Helena tagtäglich vor Augen habe, ohne das zu erkennen, was ihm auf den ersten Blick klar gewesen sei. Nach aufgehobener Tafel wollte er auch sogleich ihrem Gemahl seine Bewunderung deshalb bezeigen.

Hatte aber Helena's Conterfei seinem Auge geschmeichelt, so glaubte sich der Pfalzgraf desto mehr über den Zufall beklagen zu müssen, der ihm den Platz einem Bildnisse gegenüber ertheilte, welches ihn verstimmt, so oft sein Blick darauf fiel. Es war das Bild der ersten Gemahlin des Herzogs, seiner geliebten Agnes. Nachdem Albrecht die Gebeine der Ermordeten, aus dem Grabe, über welchem sein Vater zur Sühne des Mordes eine Kirche hatte bauen lassen, nach dem Kreuzgange bei den Brüdern von Carmel zu Straubing in die früher von Agnes selbst auserwählte Grabstätte tragen und mit einem Marmordenkmal bedecken lassen, wurde auch ihr Bildniß in diesen Saal aufgenommen. An einem offenen Fenster in der Burg zu Straubing stehend, war sie dargestellt, in einfacher aber zierlicher Klei-

ding, ohne Abzeichen ihrer höhern Stellung, wie sie nachdenklich in die Fluthen herabblickte, und von den Blumen die sie in der Hand hielt, der Sturm die Blätter riß und verstreute der Brücke zu, die später der Rand ihres Grabes werden sollte.

Wenn schon die Anmuth und Milde des Gesichts sich nicht verkennen ließen, so nahm den Kurfürsten der tiefe Eindruck doch Wunder, welchen diese, im Ganzen ihm zu unbedeutend erscheinenden Züge, auf seinen Vetter Albrecht gemacht hatten, sogar wenn er dabei berücksichtigte, daß das Bild schon vor sieben und zwanzig Jahren gefertigt war.

„Nun,“ fragte nach der Tafel Herzog Albrecht den Kurfürsten von der Pfalz, „seid Ihr vielleicht von selbst auf die Aehnlichkeit verfallen, auf die ich Euch hinwies.“

„Allerdings, ich wundere mich nur, daß meine liebe Ruhme, Frau Anna, mit der ich darüber sprach, auch gar kein Auge dafür hatte.“

„Ei wo der Sinn dafür fehlt, da fehlt auch das Auge“ versetzte der Herzog mißvergnügt, „wie seid Ihr nur darauf verfallen, Vetter, mit meiner zweiten Gemahlin von meiner Agnes zu sprechen. Darum, wahrlich, ließ ich Euch nicht gerade diesen Platz bei der Tafel anweisen. Denn wenn ich schon ihrer Asche mit der Aufnahme des Bildes hier die gehörige Ehre erweisen zu müssen glaubte, so habe ich doch bis zum heutigen Tage die Herzogin Anna mit dem kleinsten Wörtchen über ihre Vorgängerin verschont. Und das ist mir manchemal recht schwer gefallen, sobald

mich Anna's Anmaßung und Herrschsucht von selbst auf die Demuth und Ergebung meiner Agnes hinwiesen."

Das Befremden des Kurfürsten, daß sonach auch Herzog Albrecht jene Aehnlichkeit mit Clara keineswegs in dem Bilde der Helena, sondern in Agnes Portrait hatte finden können, war fast noch größer, als Albrechts Erstaunen, daß seinem Better Friedrich die völlige Uebereinstimmung in Clara's und Agnes Gesichtern nicht einleuchten wollte. Uebrigens schob er's hauptsächlich auf die Beschädigung, welche die Leimfarbe, mit welcher damals gemahlt zu werden pflegte, beim Reinigen des Bildes durch unkundige Hand erhalten hatte, und darauf, daß Friedrich Claran noch nicht habe singen hören. Das erste Mal, wo dieses geschähe, würde er, wie Albrecht meinte, unstreitig dieselbe Oeffnung der Rippen wahrnehmen, welche an Agnes Gesicht auf dem Bilde so wunderlieblich sei.

Um nur den Herzog nicht unwillig zu machen, mußte Friedrich diese Lieblichkeit schweigend anerkennen, obschon sie ihm keineswegs auf dem Gemälde sichtbar, auch vielleicht nicht einmal dem Urbilde eigen gewesen, sondern einzig in dem noch immer in Albrechts anklingenden schönen Traume seines Herzens zu Hause war.

„Und“ fuhr der Herzog fort, „obgleich man glauben sollte, daß eben durch Clara's Aehnlichkeit mit meiner Agnes in so Vielem, nur schmerzliche Erinnerungen in mir geweckt werden könnten, hat mir solche vielmehr schon recht oft in den Stürmen des Lebens zur innern Besänftigung gebient, gerade, wie mein Schutzgeist, Agnes selbst, als sie noch unter uns wandelte. Am auffallendsten ist Clara's Ein-

wirken auf mein Gemüth, bei den Liedern, welche Agnes vormals ebenfalls zur Harfe sang. Besonders gelingen der Jungfrau die, Frömmigkeit aussprechenden, Gesänge. Man glaubt dann eine Gesandtin des Himmels zu hören und zu sehen. Mit Liebesliedern, die meine Agnes so un-nachahmlich sang, will es ihr viel weniger glücken. Ihr werdet mir das morgen Abend wieder sagen, wo ich sie nach dem Zimmer der Herzogin mit der Harfe will kommen lassen.

Die vollen goldenen Pokale des mittäglichen Festes hatten der so schön begonnenen Ausgleichung der baye-rischen Herzoge eher Schaden gethan, als solche befördert. Des Weines Geister waren besonders im Herzoge Ludwig von Landshut auf alten Groll gestoßen, den sie von Neuem in Umtrieb brachten. Die Sache wieder gut zu machen, hatte Kurfürst Friedrich bereits die ganze erste Hälfte der Nacht mit seinem Kanzler Guldenkopf und Landschad von Steinach gearbeitet und saß nach kurzem Schlummer so eben wieder beim Schreiben eines Briefes an seinen Better Ludwig. Da war ihm Heinrich von Sickingen, ein erst in der Nacht von der Reise gekommener, gemeldet worden, welchen er angenommen, aber indem der Diener ihn einzulassen ging, über dem wichtigen Gegenstande sei-neß Schreibens wieder vergessen hatte. Nachdem der Ein-getretene lange an der Thür geharret, war er allmählig dem Tische, wo Friedrich schrieb, immer näher getreten. Da blickte der Schreibende zufällig empor und erschrack of-fenbar vor dem feinen jugendlichen, aber ganz verfallenen

Gefichte Heinrichs, dessen dunkelbraunes Haar die blasse Leichenfarbe noch mehr hervorhob.

„Um Gott“ rief der Kurfürst, indem er den Jüngling anstarrend seinen Stuhl zurückschob, „Ihr wäret Heinrich von Sickingen, Ihr, mit diesem erloschenen Auge in einem halbausgetrockneten Todtenschädel, jenes leuchtende Sinnbild von Jugend und Leben, Jedermann, und besonders den Frauen, eine so willkommene Erscheinung! Hat Euch Ida von Horneck, Eure Verlobte, schon so gesehen?“

„Nein, gnädigster Herr, doch ist sie es eben, welche mich zu Euch herführt. Ihr Bruder Hans, der Unhold, wüthet vor wie nach, von Stolzeneck aus, daß Eure Gnade ihm einräumte, und denkt die unglückliche Schwester, da ich sie nicht ehelichen kann, mit einem seiner Raubgesellen zu vermählen.“

„Und warum Ihr nicht?“

„Weil ich dem Tode verfallen bin, ebenfalls durch ihn. Von dem linken Arme, den er mir in der Trunkenheit am Tage der Einnahme und Schleifung der Burg Widdern abhieb *), rührt der gänzliche Verfall meiner Gesundheit her. Drei Tage lang, zum Theil bewußtlos, in einem Graben liegend, wohin die flüchtige Besatzung von Widdern mich geworfen hatte, verging die Zeit, in der viel-

*) Ein gleichzeitiger Geschichtschreiber sagt davon: „vnn wordent vnder einander vnneinß, daß Hans Hornick Heinrich von Sickingen einen Arm abhiewe mit einem Schwert, daß er im Sale lag.“

leicht die Heilung noch möglich gewesen wäre. Dem Grabe, wie ich verfallen bin, kann ich nur Euern Schutz anflehen für meine arme Ida.“

Auf der Stelle sicherte der Kurfürst ihm solchen zu, rief auch sogleich seinen Kanzler aus dem Nebengemache herein, daß dieser sie künftig in sein Haus aufnehmen möchte. Für das Nächste aber mußte Veranstaltung getroffen werden, sie aus den Händen ihrer Verwandten zu befreien, was auch auf der Stelle geschah.

„Und nun, gnädigster Herr,“ fügte Sickingen, nachdem er ihm seinen Dank ausgesprochen, hinzu, „nun soll ich noch meinem Waffenbruder, Engelhart von Reisenberg, das Wort bei Euch reden.“

„Also Kunde von ihm, er lebt?“

„Allerdings, gnädigster Herr.“

„Dank dem Himmel dafür. Man hat ihn gestern Vormittag gleich einem Rasenden über die Isarbrücke jagen und seitdem keine Spur mehr von ihm gesehen. Zwei Knechte, die ihn nicht ereilen konnten, waren höchst bestürzt zurückgeblieben. Sie fürchteten gar, daß er in den Fluthen der Isar geendet habe. Ich kann also der sehr darüber beängstigten Herzogin die Zusicherung der Fortdauer seines Lebens ertheilen?“

„Gewiß, gnädigster Herr. Sind auch meine irdischen Tage so gut wie bereits geendet, so bleibt mir doch der Trost, daß der Schatten, zu dem ich geworden bin, dieses frische Leben vom Untergange rettete. Reisenberg hat mir sein Wort gegeben, nicht Hand an dasselbe zu legen. Ich versprach ihm dagegen, Euch seinen Dank für

Eure huldbolle Verwendung in einer Angelegenheit darzubringen, die, wenn dunkle Hoffnungen und Wünsche mich nicht täuschen, ihm künftig noch in einem schönern Lichte erscheinen wird.“

Vergebens sann der Kurfürst der Unklarheit dieser Rede nach. Uebrigens wurde der Antheil, welchen er an dem betrübten Schicksale des jungen Mannes nahm, durch diese Nachrichten über Reisenberg nur noch inniger. Wirklich hatte die Herzogin Anna, ganz außer sich vor Besorgniß wegen Reisenberg, noch Abends sehr spät seine Knechte zu sich rufen lassen und nachdem durch diese ihre Unruhe eher vermehrt als gehoben worden, einen Brief an Clara, unstreitig voll der bittersten Vorwürfe geschrieben.

Kurfürst Friedrich sendete den kranken Sickingen nach Heidelberg, mit dem schriftlichen Befehle an seine Ráthe, daß sobald Hans von Horneck nebst Anhange eingefangen und dort sein würden, diese, mit Ausnahme der im Guldenkopffschen Hause aufzunehmenden Ida, nach Florens Herberge gebracht werden sollten, nachdem sie zuvor einen Eid abgelegt, vor des Pfalzgrafen Heimkehr und Erlaubniß, keinen Schritt aus diesem Hause zu thun.

Zu den kleinen traulichen Abendversammlungen in den Gemächern der Herzogin Anna gab gewöhnlich der Zeitpunkt, wo die Kerzen das verschwundene Tageslicht ersetzen, das Zeichen. Allein von Ungeduld getrieben, stand Kurfürst Friedrich diesmal schon in Anna's Wohnzimmer, als noch die Glut der untergehenden Sonne aus den Fenstern gegenüber ihm entgegenbligte. Sein Zweck da-

bei war, die Herzogin allein zu treffen, um vielleicht Gelegenheit zu finden, das gestörte Verhältniß zwischen ihr und Clara wieder herzustellen. Aber statt Annens, die er nicht antraf, trat Herzog Albrecht bald nach ihm herein und theilte ihm mit, daß sein letzter Wunsch bereits erreicht sei. Auf die Nachricht von Reisenberg, durch Sickingen überbracht, welche Friedrich am Mittage verkündet hatte, war unmittelbar nach Tische Anna selbst mit ihrem Gemahle zu Clara geeilt, um Alles wieder gut zu machen. „Die Herzogin“ sprach Albrecht, „wird auf einen Wink, den ich ihr geben lasse, hier sein mit Clara. Die ungewöhnliche Innigkeit der letztern, eine Folge der so erwünschten Auflösung des eingetretenen Mißverständnisses, kann kaum anders, als glücklich, einwirken auf den Gesang der Jungfrau. Anna, mit der ich mich eben heimlich besprochen, trat meiner Meinung bei, daß das Beisein einer dritten Person Clara's Vortrage gar leicht das Köstlichste, die reizende Unbefangeneit und Innigkeit rauben könnte, welches doch ein hoher Genuß für Euch sein müßte. Hierauf nun gründet sich ein Vorschlag, den ich Euch zur Genehmigung oder Verwerfung anheimstelle. Dort wird die Herzogin mit Clara hereintreten. Wie, wenn wir beiden uns in dieses Nebengemach begäben und hinter der halbboffenen Thüre die Sängerin anhörten? Das Anschauen, das hierdurch allerdings eingebüßt wird, läßt sich ja nachher reichlich nachholen, nicht so der reine Erguß der Töne.“

Friedrich war völlig einverstanden damit und der Herzog sendete einen Pagen, der seiner Gemahlin sagen mußte,

daß Alles besorgt sei, worauf er sich mit dem Kurfürsten in's Nebengemach begab. Albrecht hatte der Herzogin bereits die Lieder angedeutet, welche er gesungen zu haben wünschte. Eins darunter, ein damals sehr bekanntes altes Lied, das vom treuen Sinne handelt, war, was aber freilich Anna nicht wußte, ein Lieblingsgesang seiner ermordeten Agnes gewesen. „Ob schon Claran“ sprach der Herzog, „das wahrhafte Verständniß dieses gefühlvollen Gesanges offenbar nicht aufgegangen ist, so weiß doch mein Gedächtniß alle die Zauber hineinzulegen, mit denen es mich aus dem Munde der Verewigten so oft erquickte. Sie mag damit anfangen. Gerade die Unvollkommenheit, welche Ihr an ihrem Vortrage bemerken werdet, muß Euch den Genuß der darauf folgenden frommen Lieder erhöhen.“

Der Kurfürst drückte ihm noch seinen Dank für diese besonnene Anordnung aus, als die nahenden Tritte der mit Clara ankommenden Herzogin ihm Schweigen auferlegten.

„Das Lied vom treuen Sinne, liebe Clara,“ sprach Anna, indem sie nach der Harfe hinwies, die bereits im Zimmer war, und nach kurzem Stimmen des Instruments, sang die Jungfrau:

Viel Untreu ist auf Erden,
Davor mich Gott behüt;
Ich weiß ein heimlich Leiden,
Das mir das widerrieth,

Daß ich mich soll von dem wenden,
Der mir alles Gute gan,
Mein Leben muß sich enden,
So ich ihn müßt verlan.

Darum ich Gott will bitten,
Daß er mich bald erhör
Und alle meine Gedanken,
Daß er's zum Besten Lehr.
Denn alle meine Gedanken,
Die stehn allein zu ihm hin,
Sonst keiner auf dieser Erden
Soll kommen in meinen Sinn.

Lang Zeit, daß ist nit ewig,
Daß hab ich oft gehört;
Noch zu erlangen hoff ich
Den so mein Herz begehrt;
So schick uns Gott das Glücke
Zu seiner gelegenen Zeit,
So will ich ihn nit aufgeben
In Lieb' und auch in Leid.

„In Lieb' und auch in Leid!“ stimmte mit höchster Gewalt der Leidenschaft der Kurfürst ein, der, hingerissen von dem tiefen Gefühle im Vortrage der Sängerin, die lange schon nur mit dem peinlichsten Zwange aufrecht erhaltene Mäßigung nicht ferner behaupten konnte. Dabei in's Zimmer der Herzogin eilend erfaßte er der schönen Jungfrau linke Hand. Der Klang der in der Bewußtlosigkeit ihr entfallenden Harfe schien ihr die Besinnung zurückzugeben. Erschrocken streckte sie die Rechte nach dem noch am Boden leise fortbebenden Instrumente hin, wäh-

rend Friedrichs liebeflammendes Auge in Clara's hocherglühtem Antlitz, welches diesmal durch die goldene Haube, nach der Sitte der bürgerlichen Jungfrauen ihrer Geburtsstadt, etwas eigenthümlich Anziehendes erhielt, immer tiefer sich berauschte.

Die Kerzen, welche nun hereinkamen und der ihnen folgende Abendbesuch stellten die sehr durchbrochenen Schranken des Gewohntens nur nothdürftig her. Es war keine Rede und konnte nach dem Vorgefallenen nicht wohl eine sein von den Liedern, welche dem ersten hatten folgen sollen. Das Herzogliche Paar flüsterte viel. Sie schienen darüber einstimmig, daß Clara das Lied, welches ihr sonst niemals recht gelingen wollte, unnachahmlich vorgelesen hatte. Dabei machte aber die Herzogin sich ziemlich sichtbar Vorwürfe, die Veranlassung zu dem Vorfalle gegeben zu haben. Dem Kurfürsten fehlte etwas. Die an ihm so bekannte Feinheit im Umgange artete wider seinen Willen in verletzende Bitterkeit aus. Der Zwiespalt zwischen seinen so eben zur Sprache gekommenen Gefühlen und den Verhältnissen, schien diese erzeugt zu haben. Vor Allen aber mußte wohl Clara Aufsehen erregen. An die Stelle der Offenheit, mit der der süße, friedensvolle Glanz ihres Auges sonst Jedermann still und freundlich zu berühren pflegte, war das befangenste, schüchternste Wesen getreten. Wenn sie ja zuweilen bei Anreden einen Blick auf Jemand zu thun versuchte, so zog er sich sogleich, wie beim Anschauen der Sonnenstrahlen, wieder, mit einer schmerzlichen Empfindung hinter das Augenlid zurück und alles Blut ihres schönen Körpers schien ihr in's Antlitz ge-

treten zu sein. Unpäßlichkeit vorschüßend beurlaubte sie sich auch sehr bald im Stillen bei der Herzogin, welche, gewaltig verstimmt, nicht im Stande war, Claran nur den mindesten Antheil zu bezeigen.

In ihrem einsamen Gemache stand Clara am folgenden Morgen, den düstern Blick tief versenkt in einen Ring, dessen blitzende Steine wie der Abglanz der Thränen erschienen, welche die ganze Nacht den Schlaf aus ihren Augen gedrängt hatten und noch immer unaufhaltsam ihr über das Gesicht stürzten. Der Ring war vom Kurfürsten. Als er am Abende, den Schluß ihres Liebes voll leidenschaftlicher Glut wiederholend, aus dem Nebengemache in das Wohnzimmer der Herzogin brach und Clara's linke Hand ergriff, mußte er den Ring an den Mittelfinger dieser Hand geschoben haben. Bei dem innern und äußern Sturme des gewaltigen Augenblickes war sie viel später erst das Geschenk inne geworden. Wie ein Zauberspiegel hatte sodann dieser Ring die ganze Nacht hindurch die Gestalten ihrer Base, ihres verstorbenen Oheims, ihrer fürstlichen Gebieterin ihr gezeigt, und nur zuweilen gelang es dem huldvollen Antlitz des fortdauernd vor ihrem Geiste stehenden Kurfürsten, einen Glanz um sie her zu verbreiten, welcher jene drei hochzürnten drohenden Gestalten ihr verschleierte. Ein solcher Moment beglückte sie auch jetzt im Wachen. Mitten aus der schwarzen Nacht des Bornes jener Drei trat, das Ungewitter beschwörend, Friedrich mit dem freudestrahlenden Auge, wie da hervor, als er die Worte in Lieb' und auch in Leid, mitsang

und selbst sein Ton dabei am gestrigen Abende umrauschte ihr Ohr von Neuem. Aber Alles verschwand mit Einem Male vor diesem, wie vor dem Auge der Jungfrau. Ein wirklicher Menschenlaut sagte ihr, daß sie nicht mehr allein im Zimmer sei. Der Ring, den sonach fremde Blicke in ihren Händen gesehen hatten, wäre vor Schrecken ihr fast entfallen und mit wahrhaftem Entsetzen betrachtete sie den in einfachem schwarzen Rocke dicht neben ihr stehenden Unbekannten, der seine ernsten Augen auf sie richtete. „Wer seid Ihr?“ stammelte Clara, zurückschauernd.

„Euer Warner!“ war die Antwort. „Solche Ringe, in solcher Hand, sind gewisse Unterpfänder auf zahllose Thränen.“

„Wisset Ihr — —“ fragte Clara mit leisem Beben.

„Was ich weiß, kümmere Euch nicht. Nehmet nur das zu Herzen, was Euch zu wissen Noth thut.“ Mit erhobener, feierlicher Stimme fuhr er dann fort: „Der Palast, den die Annahme des Ringes Dir eröffnen kann, wird nur den schauerlichen Glanz der Blitze um Dich her verbreiten, wenn nicht der Geist wahrer Liebe Deinen Schritt dahin leitet. Ueberhaupt trozt Niemand der Macht der Verhältnisse ungestraft. Auch selbst über das wahrhaft liebende Haupt wird diese Strafe, spät oder früh, hereinbrechen. Aber das Eigenthümliche der Umstände würde Dich mitten in der Trübsal vor der Strafe der Verzweiflung bewahren, es könnte Dich sogar zum höchsten Glücke, mitten in der Pein des größten Unglücks,

führen, wenn treue Liebe und Entfagung aller Eitelkeit, Deine Schritte leiteten! — "

Mit jedem Worte des Mannes wuchs der Keim des Zutrauens, den die ungemaine Klarheit seines dunkeln Auges schon bei der ersten Antwort in ihr Herz legte. Seine Stimme schien unmittelbar aus der Tiefe des Herzens herauf zu klingen. Sein Aeußeres verstärkte noch den Eindruck. Denn war auch der Reiz der Jugend gänzlich von ihm gewichen, so hatten doch die Jahre dem Edeln seiner Gesichtszüge nichts anhaben können. Dabei verlieh ein noch immer glänzend schöner, langer, schwarzer Bart der erhabenen Gestalt ein höchst ehrwürdiges Ansehen.

Kaum war die Rede des Unbekannten verhallt, als auch schon die Thüre rauschend aufging und der eintretende Kurfürst, erstaunt, wie es schien, über den ganz unerwarteten Besuch, einige Augenblicke stehen blieb, um dann desto schneller dem Manne zuzueilen, in dem er plötzlich den Sterndeuter Niklas vom Fichtelberg erkannte, der sieben Jahre früher ihm von der Wunde vorausgesagt, welche er bei Bestürmung des Schlosses Lüzelsstein mit einem Pfeil durch das Schienbein erhalten hatte.

„Unglücksbote“ rief der Kurfürst finster ihn an, „was brachtest Du?“

„Womit die Sterne mich begnadigen, Glück oder Unglück, das empfangen die Sterblichen treu durch meinen Mund!“

Mit ehrerbietiger Freundlichkeit gegen Clara und den Kurfürsten ging der Astrolog hinweg.

„Clara“ — sprach Friedrich, „wie kommst Du zu diesem Geher?“

„Gnädigster Herr, so fragte ich mich selbst erschrocken, als er vorhin plötzlich vor mir stand. Er ist mir völlig unbekannt, aber ich gestehe, daß seine Rede mein Herz gewann.“

„Dein Herz?“ sprach der Kurfürst, „das würde ein Verlust für mich sein; denn Offenheit für Offenheit, ich hätte gestern Abend schwören wollen, daß dieses liebe Herz mir zugehörte. Und ich schwöre noch jetzt darauf, Clara“ fügte er voll Feuer hinzu. „Ja, es gehört mein, trotz dem Rathe des eben Hinweggegangenen.“

„Gnädigster Herr, thut dem Manne nicht Unrecht. Er gab mir durchaus keinen Rath, der gegen Euch zu deuten gewesen wäre.“

„Hätte auch keine Ursache dazu gehabt, mein Kind. Blick, Wort und Alles mußte Dir gestern ja sagen, daß wie Du mein, ich auch Dein gehörte. Der Ring, den mein Herz selber mir von der Hand nahm und an die Deinige schob, ist die heiligste Weihe für den abgeschlossenen Bund.“

„Verstehe mich recht, mein Leben,“ fügte er, als hier der unwiderstehliche Glanz in Clara's blauem Auge an aufsteigenden Besorgnissen ermattend, sich von seinem offenen Gesichte ab und zur Erde wendete und trat einen Schritt zurück. „Kurfürst Friedrich ist weit entfernt, sich eines Mißbrauchs Deiner Gefühle für ihn schuldig zu machen. Aber nach dem Volke, das die ewige Vorsicht ihm

anvertrauete, war dieser Ring sein theuerstes Besizthum. Als das fromme Auge der verewigten Mutter im Tode schon brechen wollte, zog sie noch das Kleinod von ihrem Finger und übergab es mir. Ihre Lippen hatten bereits die Sprache verlohren, aber der schon dem Himmel halb zugehörende Blick wird mir ewig sagen, was ja doch keine Rede mit solcher Kraft und Innigkeit hätte aussprechen können. Es war ein Blick, der meinen ganzen Lebenspfad erleuchten und vor allem Unwürdigen bewahren wird. Wem Friedrich diesen Ring zum Eigenthume giebt, der muß ein Theil und zwar der liebste Theil seines eigenen, innersten Wesens sein. Von den mächtigen Wogen des Gefühls gestern aus meiner Hand zur Deinigen übergeführt, befestige ich jetzt an dieser den Ring mit vollem Bewußtsein. Unser innerer Verein ist, glaube ich, durch ihn für unser ganzes Dasein festgegründet. Ob unsere Lebenswege auseinander gehen müssen, oder sich ebenfalls vereinigen können, darüber mag eine Berathung zwischen Gefühl, Vernunft und Verhältnissen entscheiden."

Ein glühender Blick, den er dabei auf die Jungfrau warf, drohte wenig Augenblicke nachher den Kurfürsten über die Berathung hinausführen zu wollen. Allein die milde Rührung in Clara's Auge lenkte ihn wieder in das schöne Gleis zurück, das er sich selbst vorgezeichnet hatte. Er schied auf der Stelle von ihr und der kühlen Kus, den er dabei auf ihr Auge drückte, sprach den heiligen Ernst aus, mit dem er gegen den Sturm der Gefühle auf seiner Hut sein wollte.

Friedrichs Morgenbesuch bei Clara war der Herzogin Anna zu Ohren gekommen. Höchst unmuthig darüber folgte sie Mittags nach Tische dem Kurfürsten auf sein Zimmer und hub an von der ihm bereits am ersten Abende angedeuteten Berathung, wegen einer durch Stand und Rang für ihn und zugleich für seine besonderen Verhältnisse passenden Gemahlin. Allein die Unempfänglichkeit für dergleichen, worein den Kurfürsten seine Gefühle versetzten, verbunden mit der Ungeschicklichkeit der Herzogin zu einer solchen Verhandlung, in dem Mißmuth, welchen Friedrich nicht zu verkennende Sinneigung zu ihrer Hofjungfrau in ihr erweckt hatte, war Ursache, daß sie gar keine Freude an diesem Versuche erleben konnte. Während sie so wohl ihres Gastes, als Clara's Verhältnissen, so weit sie es vermochte, die Zusammenkünfte dadurch daß sie der Dienerin abermals das stete Bleiben in ihrer Wohnung auferlegte, zu erschweren suchte, enthielt sich Friedrich freiwillig aller Besuche bei der Geliebten, desto eifriger aber ging sein Bestreben dahin, baldmöglichst, unter Berathung mit dem Herzog Albrecht, den er ganz in sein Vertrauen zog, und seinem vormaligen Lehrer und nunmehrigen Hofkaplan, den würdigen Matthias von Kemnat, seine und Clara's Zukunft festzustellen. Der Herzog stimmte für die öffentliche Ehe mit ihr zur linken Hand, nachdem Clara zuvor durch Erhebung in einen höheren Stand ihm näher gerückt worden war. Kemnat hingegen fand Bedenken, zwar nicht über die Erhebung, aber gegen das Deffentliche der Ehe, und glaubte seine Stimme zu der von Friedrich ersehnten Ehe nur dann geben zu dürfen, wenn die größte

Heimlichkeit dabei beobachtet würde. Zulezt ließen zwar der Herzog und der Kurfürst den gewichtvollen Gründen, womit Kemnat seine Ansicht unterstützte, Gerechtigkeit wiederfahren, nur sträubte sich ihr Gefühl gegen die große Härte an Clara's zartem, wahrhaft jungfräulichen Sinne, welche damit verbunden war. So standen die Sachen, als die Witwe des Goldschmidts Joseph Seld, aus Augsburg, die Base der Jungfrau, auf des Kurfürsten Veranlassung, in München anlangte. Ehe noch ihre Nichte ein Wort von ihrer Ankunft und den geheimen Verhandlungen erfuhr, hatte man die Alte mit ihnen vertraut gemacht. Obschon ganz berauscht von der Huld der hohen Häupter gegen sie und ihre Nichte in der Hauptsache, ließ sie sich doch durch alle Gründe des Hofkaplans durchaus nicht zu ihrer Einwilligung in die Heimlichkeit der Trauung bewegen. Endlich ergab sie sich zwar in diesen Wunsch des frommen Mannes, doch einzig, wenn ihre Nichte kein Bedenken dagegen haben sollte. Ohnstreitig hegte sie die feste Ueberzeugung, daß Clara nimmermehr solch einem Verlangen ihre Zustimmung geben werde.

Ihre Rechnung war falsch gewesen. Als es dazu kam und eines Abends der Kurfürst und sein Kaplan die Base Claran zuführten, erklärte diese im Beisein des bald darauf dahingekommenen Herzogs Albrecht, daß sie, nach den Darlegungen Kemnats, die Fülle des eben so ganz unerwartet auf sie zuströmenden Glückes nicht anders annehmen könne, als unter der Bedingung, welche der fromme Geistliche vorschlage. „Denn“ sprach sie,

„gereicht doch diese Bedingung zum Heile desjenigen, dem ich Heil und Leben auf der Stelle mit Freuden opfern würde!“

Einen wahrhaften Abscheu aber zeigte sie vor der Erhebung in einen andern Stand. „Nein“ sprach sie, „wie möchte ich, da das besondere Verhältniß dem Geliebten nicht verstattet, mich an seinem Namen Theil nehmen zu lassen, irgend einen andern besser finden, als den, unter dem ich seine Liebe gewann?“

Die Trauung geschah noch an diesem Abende, nachdem Clara's Base an Eidesstatt gelobt hatte, nie einem Menschen davon Meldung zu thun. —

Ein und ein halbes Jahr war seitdem verfloßen. Aus den Zimmern des Kurfürsten auf seinem Schlosse zu Heidelberg trat eines Nachmittags eine vornehme Dame in tiefster Trauer. Von der entgegenstehenden Seite aber, nach des Fürsten Gemächern zu, schritten zwei jugendliche Frauen. Die eine war eine heroische Gestalt, deren dunkle Augen, unter dem glanzvollen, sich herabneigenden schwarzen Haare aus frischem freundlichen Gesichte funkelnd, an Blut den Purpur der üppigen Lippen noch überboten. Aus den überreichen Haarflechten blickten hindurch gewundene, goldene Ketten, und von der Mitte des Scheitels verkündete ein Kranz blühender Myrte das fröhliche Fest, deren Feier sie entgegen ging. Auch bligte von den kostbarsten Ringen die schöne Hand, welche das unten in weiten Falten herabfallende, mit Perlen gestickte, weiße Atlaskleid eben etwas emporhielt. Ganz anders erschien die

ihr zur Linken gehende Begleiterin. Einfacher schwarzer Atlas umhüllte die ganze, wenn schon etwas kleinere, aber doch nicht minder schöne Figur. Ihr blendendweißes Gesicht mit den großen blauen Augen und dem gelben Haare wovon es umkränzt wurde, hätte gewiß jeder Mahler als das herrlichste Vorbild zur Darstellung der heiligen Jungfrau betrachtet. Alles an ihr würde er zu einer solchen haben benutzen können, das schwarze Gewand und die goldene Haube ausgenommen. Die Augen auf die Dame im Trauerschleier gerichtet, traten beide zur Seite. Aber die Trauernde kam auf sie zu und als sie den Schleier zurückgeschlagen und die in der goldenen Haube, die Sängerin von Augsburg, in der Dame die inzwischen verwitwete Herzogin Anna von München erkannte, die als Clara in München Abschied von ihr nehmen wollte, um ihrem heimlichen Gemahl nach Heidelberg zu folgen, derselben im höchsten Zorne das Gesicht entzog, warf sie sich so voll Demuth, als lebe sie noch in dem frühern Verhältnisse bei der Herzogin, dieser zu Füßen.

„Nicht doch!“ sprach die Trauernde, als Clara den Saum ihres Gewandes mit ihrer Lippe berühren wollte, und reichte beide Hände hinab, sie emporzuheben. „Seid mir willkommen, Clara. Meine Unzufriedenheit, als Euer jetziges Verhältniß begann, ist tief beschämt durch Eure fortdauernde Rechtfertigung desselben. Wie das Verhältniß unseres Betters, des Kurfürsten, eine Ausnahme von der Regel war, so habt Ihr auch das Euerige zu einer höchst ehrenvollen Ausnahme von ihr gemacht. Das Räthsel, dem Kurfürsten Friedrich die Reize des stil-

len häuslichen Glückes, bei seiner eigenthümlichen Lage zu gewinnen, war eine Aufgabe an der sich seit langer Zeit mein Nachdenken fruchtlos versuchte. Ihr habt sie auf eine sehr glückliche Weise gelöst. Wüßte ich auch nicht genau, mit welchem Namen ich Euch jetzt bezeichnen sollte, so dürfte ich Euch nur Friedrichs Schutzgeist heißen, und Jedermann würde unter dieser Benennung Euch erkennen.“

„Mit Vergunst, gnädigste Frau, Friedrichs Schutzgeister sind seine Vernunft, sein Gemüth und seine Gerechtigkeit. Mein einziger Ruhm besteht darin, nichts zu heißen als seine treue Dienerin. Nennet mich Clara Dettin, wie ich solches von Jedermann mir erbitte. Meine Vorfahren, die ehrsamten Bürger von Augsburg, setzten einen gerechten Stolz auf ihren Namen. Ich führe ihn fort auf einer ungewöhnlichen Bahn. Aber mein Bewußtsein giebt mir das Zeugniß, daß ich ihm auch auf ihr keine Schande mache.“

„Dieser Ausspruch Eures Bewußtseins wird durch den Segen des ganzen Landes geheiligt.“

„Und wer ist diese Jungfrau, geschmückt mit dem Zeichen der schönsten Jugendhoffnung?“ fuhr die Herzogin fort, den Seufzer fruchtlos zu unterdrücken suchend, welcher sich an ihre Frage hing.

„Ida von Horneck, die Verlobte Engelharts von Reifenberg.“

„Habt Ihr selbst ihm eine so passende Entschädigung ausgewählt?“ sprach die Herzogin, offenbar recht erfreut von dieser fröhlichen Wendung seines Schicksals.

„Nein, gnädigste Frau, Ida war Engelharts erste

Liebe, allein Heinrich von Sickingen, sein ihm innigst verbundener Waffenbruder, bereits früher mit ihr verlobt. Engelhart beschied sich dessen, daß er zurücktreten mußte. Meinen Tönen zur Harfe gelang es allmählich, seinen tiefen Gram zu beschwören, und vielleicht beruhte seine nachherige Leidenschaft zu meiner Person hauptsächlich auf der Hoffnung, sich dadurch gewissermaßen mit in Besitz dieser Töne zu setzen. Genug Sickingens früher Tod gereichte in sofern selbst diesem zu wahrhaftem Troste, daß dadurch Reifenberg ein Glück erlangen konnte, welches ihm außerdem unerreichbar geblieben wäre. In seinen letzten Augenblicken legte er selbst Engelharts und Ida's Hände zusammen. Ich war Zeugin. Und die Hände, welche der Sterbende zum Himmel hob, schienen seinen letzten Dank und sein letztes Gebet auf Erden anzudeuten. Denn unmittelbar darauf verschied er."

Unstreitig hatten sich mit diesem Ereignisse die Hoffnungen erfüllt, worauf Heinrich von Sickingen beim Abschiede in München von dem Kurfürsten, hindeutete und deren Dunkel diesem undurchbringlich war.

Jetzt erschien auch der frohe Bräutigam selbst. Clara war mit seiner Verlobten vorausgegangen, sie zu dem Kurfürsten zu führen, dessen Dienst ihn noch einige Zeit zurückgehalten hatte. Die Herzogin und er bezeigten einander gegenseitig ihren innigen Antheil. Zuletzt fügte sie noch hinzu: „Worauf ich so eben Eure holde Braut hinwies, das vergesset auch Ihr nicht am heutigen frohen Tage. Wie unsere jetzigen Wege, so durchkreuzen sich im Leben Freude und Schmerz, und wer mitten in der Freude, des

Schmerzes eingedenk ist, der findet auch mitten im Schmerze an der künftigen Freude eine wohlthätige Trösterin.

Siebzehn Jahre dauerte das Band der treuesten Liebe zwischen Clara und Friedrich dem Siegreichen. Ueber allen Tadel durch ihre Tugend, Milde und Menschenfreundlichkeit erhoben, fühlte sich die Freundin des Kurfürsten hochbeglückt. Unter den außerordentlichen Umständen nahm Niemand Anstoß an ihrem Verhältnisse mit dem Kurfürsten, wenn auch ihre priesterliche Einsegnung über vierzehn Jahre das tiefste Geheimniß blieb. Obschon sie ihrem erhabenen Gemahle zwei Söhne geboren hatte, nannte man sie doch allgemein die züchtige Clara Dettin und Dichter priesen ihren frommen Sinn, ihre Keuschheit, Demuth und Bescheidenheit.

Je länger sie aber wenigstens der Möglichkeit liebloser Urtheile blosgestellt gewesen war, um so mehr glaubte der Kurfürst sich zu einem öffentlichen Zeugnisse der Gefeglichkeit seines Liebesbundes mit ihr verpflichtet, als der Tod ihres ältesten Sohnes Friedrich die liebende Mutter mit Trauer erfüllte. Denn an demselben Plage, welchen der edle Mann sich zu der eigenen künftigen Ruhestätte in der Kirche der Franziskaner längst ausgewählt hatte, wurde der Knabe beigesezt und durch die Inschrift auf dem Grabmahle, als rechtmäßiger Sohn des Pfalzgrafen, Kurfürsten Friedrich anerkannt. Zugleich nannte er auch nun mehr seinen zweiten Sohn, Ludwig von Bayern.

Um diese Zeit trübte sich des Kurfürsten Verhältniß

mit Philipp, seinem noch unmündigen Nachfolger und Erben, weil Philipp auf die Vermählung mit Anna von Katzenelenbogen nicht einging und so Friedrichs Lieblingsplan scheiterte, dem Kurfürstenthum Pfalz durch Erwerbung der schönen Grafschaft Katzenelenbogen einen viel bedeutendern Umfang zu verschaffen. Der Keim des frühen, schon nach wenigen Jahren erfolgenden, Hintrittes Friedrichs liegt vielleicht in dieser Bereitung einer lange mit Inbrunst gepflegten Hoffnung.

Nicht genug, daß der Tod durch Trennung des glücklichsten Vereins Glaran eine unheilbare Wunde geschlagen hatte, trat auch nun noch das Leben auf, der Unglücklichen allen übriggebliebenen Trost zu entreißen. Ohne den mindesten Widerwillen leistete sie Verzicht auf das sehr mäßige Erbe, welches der junge Kurfürst Philipp bei Lebzeiten des Verewigten ihr zugesichert hatte. Allein damit war es dem Hasse des neuen Hofes gegen die Rechtmäßigkeit ihres Vereines mit dem entseelten Herrscher nicht genug. Man riß sie hinweg von der Gruft des angebeteten Gemahls, vom Herzen des inniggeliebten Sohnes. Neun Jahre Gefangene auf dem Schlosse Lindenfels im Odenwalde, sehnte sie sich fruchtlos zurück nach der Luft, welche früher die Geliebten mit ihr getheilt hatten. Am Tage vor ihrer plötzlichen Abführung in diese ferne Gegend war der Sternkundige Niklas vom Fichtelberge abermals in ihr Gemach getreten. Mit Bedauern hatte er ihr eine nahe, unerfreuliche Einsamkeit vorausgesagt, aber hinzugefügt, daß sie ihr nur die bange, dumpfe Nacht vor einem Tage der Sonne und des Glückes sein werde. Durch diese

Weißagung und mehr noch durch den tröstenden Rückblick auf die ganze fleckenlose Bahn eines wohlthätigen Lebens, wurde lange Zeit ihre Hoffnung auf ein würdigeres Schicksal aufrecht erhalten. Endlich aber schien doch ihre Hoffnungsflamme bis zum Erlöschen matt zu werden, als eines Morgens die Pforte ihres Gewahrsams unter frohem Geräusch sich aufthat und der schmerzlich entbehrte Sohn Ludwig ihr in die vor Freude und Liebe bebenden Mutterarme sank. Mit glänzendem Gefolge von Rittern, Knapen und Leuten, erschien er, sie gleichsam im Triumphe abzuholen, und ihren Segen zu seiner Vermählung sich zu erbitten. Nach mancherlei Unruhen und Bedrängnissen hatte sein Schicksal noch eine sehr glänzende Wendung genommen. Der mächtige Graf Hugo von Montfort und Rotenfels gab ihm die Hand seiner schönen Tochter Elisabeth, deren Herz Ludwig von Bayern gewonnen hatte. Feierlich ertheilte ihm nun auch Kurfürst Philipp die Grafenschaft Löwenstein.

Eines Tages noch sehr früh wurde Claran ein Greis gemeldet, welcher seinen Namen dem Diener nicht angezeigt hatte. Durch die Last der Jahre war seine Gestalt zwar gebeugt, aber ihrer Würde keineswegs beraubt worden. Ohngeachtet der Bart, vormals so glänzend schwarz, durch den nunmehrigen Silberschein sein Ansehen sehr verändert hatte, erkannte Clara doch an dem noch immer mächtig leuchtender Auge den Astrologen Niklas vom Fichtelberge. „Sei mir begrüßt, Clara, in Deinem so wohlverdienten Glücke!“ sprach er. „Wenn die verkündigte Strafe Dir nicht zu erlassen war, o, so ist auch

der Genuß Deines nunmehrigen Zustandes nur desto vollendeter. Würde die Pracht des Morgens so herrlich vor uns stehen, wäre ihm nicht das nächtliche Dunkel vorausgegangen? Die Sterne sind gerecht. Ein Fürstenhut aus Deiner Sitte, Treue und Demuth emporgeblüht, wird noch nach Jahrhunderten auf dem Haupte Deiner Nachkommen prangen."

Die Stiefmutter.

Novelle von Wilhelm Blumenhagen.

Mitternacht war nahe. Der Chevalier Melac verschmähte trotz des ermüdenden Rittes, den er heute im schlechten Herbstwetter gemacht, den Schlaf, und saß noch wach und munter in dem kleinen Gemache, das man ihm gastfrei im Schlosse des Herrn von Esenheim angewiesen. Der junge Mann hatte das Fenster aufgestoßen und horchte auf das dumpfe Gebrauß des Rheinstromes, welcher tief unter ihm floß, und sah zugleich in das milde Licht des Mondes, der schmal und sichelförmig im letzten Viertel sich zeigte, und einem goldenen Rahne gleich langsam durch das stillgewordene, gereinigte Luftmeer dahin fuhr. Beides, das sanfte Himmelslicht und das geheimnißvolle Lied der Wellen schien dem bewegten Gemüth des Einsamen wohl zu thun, und er versank nach und nach in jenes träumerische Sinnen, dem ein gewisses Alter sich so gern hingiebt, weil es nur schwankende, halb-erkennbare Bilder darbeut, die dem ungewissen Wollen, dem unsichern Hoffen, dem veränderlichen Begehren ähneln, welche in diesen Lebensjahren den Uebergang vom

Jünglinge zum Manne characterisiren. Doch mit jeder Minute, in welcher Melac sich dieser Träumerei überließ, mit jedem Blick der halb geöffneten Augen auf die im Halblight der Mondnacht erhellte Gegend außen, oder innen auf die Wände und Mobilien des Zimmers verbeutlichten sich die Gegenstände und Gestalten seiner Phantasie, und die Erinnerung wiederholte ihm eine Periode seines Lebens, die ihm zwar unvergeßlich geblieben, welche sich aber in den drei Jahren, seitdem sie verronnen, nie so deutlich ihm dargestellt als jetzt, wo der Zufall ihn wiederum auf ihren Schauplatz gerufen.

Drei Jahre waren verflossen, seit er in dieser Gegend einen schönen Monat verlebt. Von seinem Onkel dem Marchall de Champ, Grafen von Melac, welcher ihn, der früh eine Waife geworden, väterlich beschützt und erzogen hatte, wurde er damals dem neuen Gesandten am Dänischen Hofe, dem Marquis Bourepeaux, als Cavalier mitgegeben, um auf der Reise zum Norden und im Auslande Welt- und Menschen-Kenntniß zu sammeln, und sich für eine glänzende Zukunft zu bereiten. Der Ambassadeur erkrankte in Mainz, sein Uebel zog sich in die Länge und verzögerte die Weiterreise um viele Wochen. Die jungen Edelleute im Gefolge des Marquis, unter denen sich auch der junge Rousseau, des berühmten Jean Jaques Vater befand, dessen poetischer Geist auf seine Gefährten unwiderstehlich einwirkte, zerstreueten sich zu nahen und fernen Ausflügen in die herrliche Gegend, und der junge schwärmerisch-ritterliche Philibert Melac, der bisher nur Paris, den Hof des Königs, die Fechtschule und das College, und höchstens

die Dorfschaften und Rittergüter auf sechs Meilen in der Runde der Hauptstadt Frankreichs als das Theater seines Lebens gekannt, ward von dem prangenden Gottesgarten, welcher den majestätischen deutschen Gränzstrom umkränzt, in solches Entzücken versetzt, daß er gleich einem irrenden Ritter alle seine Höhen und verstecktesten Winkel durchwanderte, und von seinen Gefährten, welchen das üppige Treiben in der großen Stadt des geistlichen Erzfürsten mehr zusagte, getrennt, oft seine Entdeckungsreisen weit an dem Strome hinauf oder hinunter ausdehnte.

So verlor er sich auch in die Gegend, wo ein Herr von Esenheim mit seiner Familie ein altes Steinschloß bewohnte, das den jungen Ritter durch sein antikes Aeußere, seine köstliche Lage fesselte, und in welchem er mit seinem kleinen Normannischen Rosse eine gastfreie Aufnahme nicht vergebens suchte. Doch nach wenigen Tagen fesselte ihn die wirthliche Familie mehr als die Naturumgebung, und bewog ihn seine Urlaubszeit bis auf den letzten Termin der neuen, von mehrfachen Seiten den erst seit Kurzem in die fremde Welt eingetretenen Jüngling ergreifenden Bekanntschaft zu weihen. —

Der Herr des Schlosses, ein kleiner, hagerer Mann mit scharfen Gesichtszügen, die mehr Geist versprachen, als hinter ihnen wohnte, hatte am Erzbischöflichen Hofe einen Ehrenposten bekleidet; sein Verstand genügte den bewegten, scharfen Weltverhältnissen nicht, sein aufbrausendes, eigensinniges Wesen sagte dem höfischen Treiben nicht zu, und so folgte es natürlich, daß Herr von Esenheim sich zurückgesetzt sah, indem man weder seine unbeholfenen

Dienstleistungen suchte, noch seiner rauhen Unbesonnenheit die Geheimnisse des Staats zu vertrauen sich geneigt fühlen konnte. Er gab unwillig den Hofdienst auf und zog sich nach seiner Stammburg zurück, wo er selbst den König spielen konnte, wo jedoch das einzig sich anbietende Vergnügen der Jagd und die Gesellschaft wilder Jagdgesellen das Bischen Licht seines Geistes fast gänzlich verlöschte und dagegen die ihm angeborene Rohheit und den ihm zur Natur gewordenen Jähzorn wachsen ließ in ungezügelter Naturfreiheit. Herr von Esenheim stand auf der Spitze des Mannesalters, doch war er gesund und kräftig, die Natur ersetzte, was sie an geistigen Schätzen versagt, durch eine unzerstörbare Constitution des Leibes, und der fast sechzigjährige Nimrod durfte sich allen Lebensgenüssen ungestraft hingeben und er verschmähete keinen derselben, der sich ihm in seiner freiwilligen Verbannung darbot. —

Als etwas Neues zog der Chevalier in den ersten Tagen des Schloßherrn Theilnahme an, aber schnell ging sie in Rauch auf, da der pariser Junker sich so wenig als ein Meister auf der Jagd noch als ein Weinkenner bewies, und seine Erzählungen von dem neuen Garten zu Versailles, Le Notre's Meisterstück, von Lully's des neuen Orpheus Zaubertönen, von den Feenfesten der Maintenon und Montespan, oder gar seine Gespräche über Fenelons Telemach und Moliere's Tartüffe und Vaubans neuen Festungsbau Herrn von Esenheim bis auf den Tod langweilen mußten.

Desto willkommener wurden jedoch diese Berichte aus einer neuen Welt den übrigen Burgbewohnern. Die Edel-

frau war eine zarte Dame, die im scharfen Contrast mit dem Gemahl von der Natur einen so feinen Körper erhalten, daß die Seele allenthalben durch die Haut, die an Farbe und Durchsichtigkeit dem Porzellan gleich, hervorleuchtete; wie der arme Schmetterling, den eine frühe, trügerische Sonne aus der Puppe gelockt, und den der wieder einbrechende Nachtfrost tödtet, so ward sie aufgerieben durch den unauflöselichen Bund mit dem materiellen Gemahl, und ein Bild der langsamen Auflösung saß sie lilienweiß und still duldbend unter ihren Kindern, in stummer Ergebung, die nur durch den Blick auf das freundliche Dreiblatt der Lieblinge gestört wurde, und gern hörte sie des Fremden Geschwätz, das ihre trüben Träume auf eine Zeitlang verscheuchte. Melac fühlte sich wunderbar von dem feinen Leidensbilde angezogen, und es däuchte ihm, als sei ihm in ihr seine Mutter erschienen, die er nie gekannt, und mit raschgeschlossener Freundschaft schloß er sich an den Junker Jerome, einen achtzehnjährigen, offenen, viel versprechenden Jüngling; mit zarter Neigung, deren Tiefe er erst nach der Entfernung erkannte, huldigte er dem sechzehnjährigen Fräulein Clara, und wiegte den kleinen, lieblichen Spätling, die dreijährige Angela auf seinem Knie, die sich bald als seine Herrscherin gebärdete, ihn wie einen Pagen und Haushofmeister in ihrer Puppenwelt gebrauchte, und durch ihre naiven, klugen Einfälle ihn für den seltsamen Dienst zu gewinnen und fest zu halten wußte.

Doch außer diesen Familiengliedern ward noch eine Person nicht von ihm übersehen, die zwar eine untergeord-

nete Rolle zu spielen schien, deren geheimer Einfluß aber bald von ihm erkannt wurde. Es war ein Frauenzimmer, Aurora benannt, welche als Gesellschafterin von Mainz mitgenommen worden, und welche bei der Kränklichkeit der Edelfrau alle Functionen der Haushofmeisterin, der Gouvernante, der Wirthschafterin, überhaupt im weitesten Sinne der Stellvertreterin ihrer Dame in sich vereinigt zu haben schien. Demoiselle Aurora schwebte auf der bösesten Jahresstufe ihres Geschlechts, sie feierte ihren Geburtstag noch unter der Zahl dreißig, erröthete jedoch jedes mal, wenn der Geburtstagskuchen, den ihr die Kinder brachten, eine Zahl in seinem süßen Centro sehen ließ; übrigens berechtigte sie ihre Außenseite zu der Unwahrheit und Verhehlung, denn ihre Gestalt trug alle Blüthe der Jugend; ihre Größe überschritt die angenehme Mitte nicht, welche die Männer vorziehen; über einer schlanken Taille hob sich eine üppige Brust; die lockende Wölbung der Hüften trug ein zierlicher Fuß; natürliches Roth mahlte die runde Wange; unter breiter Augenbraue bligte ein dunkles Auge, aus dem gleich dem Farbenwechsel des Chamäleons jetzt kecke Laune, dann verlockende Sentimentalität, dann brennende Leidenschaft und jetzt wieder stiller, anziehender Tiefsinn an das Licht trat, wie es der Besitzerin passend schien, und eine Gewandtheit und Lebhaftigkeit ihres Benehmens, eine fast unbegreifliche Kunstfertigkeit sich in alle Hausgenossen zu fügen, Allen gerecht zu sein, gab ihr eine mysteriöse Gewalt, mit der sie, die Untergeordnete, die arme, bürgerliche Waise, Alle, denen sie zu dienen schien, auf wunderbare Art beherrschte.

Keine Woche war verlaufen, und auch Philibert fühlte sich unterjocht und gebunden. Freilich mußte sie dem jungen Pariser, der wenigstens von fern dem Hofleben des vierzehnten Ludwigs zuschauen gedurft und dessen Sinne von dem feinen narkotischen Dunstkreise oft in einen Ahnungsschwindel gerathen waren, am meisten zusagen, denn die Edelfrau verbot durch den heiligen Nimbus, der sie als eine Halbverklärte umgab, jede Aeußerung der Galanterie, Fräulein Clara hörte zwar gern seine Huldigung, verstand aber in ihrer Kindlichkeit wenig davon, und gab nichts zurück, Aurora aber ging in leichtsinniger Berwegenheit in das romantische Spiel ein, ohne welches einmal kein Pariser, wäre er auch kaum Page geworden, leben kann, und das ihm nöthig ist wie Luft und Licht, aber das über die Jahre der Unerfahrenheit hinaus gewachsene Mädchen lockte ihn bald über die Perioden der Sonnette, der Blicke und Seufzer hinweg, und mit Schrecken sah sich der junge Ritter fast ohne sein Zuthun, fast ohne seinen Willen von dieser schönen Circe in ein sehr enges Band verflochten, das zwar in seiner Neueit, seinem Geheimniß, seinem Sinnentaumel ihn berauschte, ihn zu beglücken schien, aber ihn erröthen machte, wenn er der lieblichen, reinen Clara gegenüber stand und ihr lichtblaues Auge vertrauend und vertraut sich zu ihm aufschlug. Im seltsamsten Widerspruch hielt seine innerste Empfindung ihn bald fest, bald trieb sie ihn fort von dem Orte, wo sein Wesen aus allen gewohnten Schranken gerissen worden, und so schwer er sich von Claras feiner Hand lösmachte am Scheidungsmorgen, so schmerzlich er sich am Abende vorher aus Auroras

Sammetarm losgerissen, so sagte er sich doch, als er zurückschauend die alte Burg auf ihrer Höhe schon weit hinter sich liegen sah, daß sein Urlaubstermin wohl zu rechter Zeit abgelaufen sein möchte. —

Drei Jahre hatte der Chevalier im Gewühle der dänischen Seestadt verlebt; die Verschiedenheit der Sitte und Lebensweise, die Nähe des Meeres, die großartigen Verhältnisse eines Seestaats, das Studium der Schifffahrt und des Flottendienstes, das den jungen Mann unwiderstehlich anzog, wie es jeden Jüngling von Phantasie, Geist und Feuer in seiner Gefährlichkeit, seiner kühnen Wirksamkeit, da es geschiedene Welten verbindet, anziehen muß, dazu die Geschäfte, welche ihm der Gesandte auftrug, ließen ihn kaum seiner Vergangenheit gedenken, doch wenn ihm in König Christians Schlosse im Zirkel der steifen, gezierten Schönheiten Kopenhagens die Luft schwül und beklemmend dünkte, stand manches mal die liebliche, zarte Blume der Rheinfelsen, die anspruchlose Clara vor seinen Augen, und in sehnsüchtiger Träumerei sprach er geheim wie ein Einsamer mitten im glänzenden Hofsfeste zu ihr in die Ferne hinaus. —

Ein Schreiben seines Oheims, des Marschalls, gab ihm plötzlich die Aussicht auf eine erwünschte Veränderung seiner Verhältnisse. Der Graf war Gouverneur der wichtigen occupirten Festung Landau geworden, und er rief seinen Neffen zu sich, um Theil zu nehmen an den großen Ereignissen, welche vor der Thür waren, und von denen der Alte höheren Rang und Platz zu hoffen verführt wurde. Trotz dem vergaß er jedoch seines Neffen nicht, und im Ge-

genfaß zu seiner bekannten Character = Rohheit und Grausamkeit als Soldat rief er mit fast rührender Vaterforgfalt ihn auf, die guten Zeugnisse, welche der Gesandte dem Hofe zu Paris von ihm zukommen lassen, nun auch durch höhere, männlichere Selbstständigkeit zu besiegeln, und durch Waffenthat zu beweisen, daß ihm außer der Courtoisie und Höflingstugend auch die übrigen Eigenschaften eines französischen Edelmannes nicht mangelten. Mit innerer Freude beurlaubte sich der junge Melac, und durchflog ohne Aufenthalt die niedersächsischen Provinzen und das Hessenland; als jedoch die schönen Ufer des Rheinstroms ihn umsingen, als er die Gesänge der fröhlichen Winzer vernahm, da umklammerte ihn die Erinnerung, wie mit unbezwinglichen Liebesarmen, und er konnte sich nicht versagen, ihr einige Tage zu opfern. Er kam spät Abends im Schlosse der Esenheimschen Familie an, aber keines der jüngern Mitglieder sprang ihm entgegen, Hof und Gebäude schienen leer und entvölkert, zwei junge Dienstboten, ein Bursch und ein Mädchen, schaueten ihn neugierig an, und als er sich der Herrschaft hatte melden lassen, bekam er die Antwort, der Schloßherr sei nicht daheim, sondern zur Jagd hinaus, die Edelfrau bedaure, den Fremden so spät nicht selbst empfangen zu dürfen, heiße ihn jedoch willkommen, und würde gastliche Sorgfalt für ihn üben lassen. Betroffen stieg der Chevalier vom Sattel und folgte dem jungen Diener zu einem Seitenflügel des Schloßes, wo ihm ein kleines Zimmer aufgeschlossen wurde, das ihm gar bekannt war, denn Sunker Jerome hatte hier gewohnt, und Alles darin, die

Mobilien, die Waffen an der Wand, der Arbeitstisch, der Bücherschrank, das Bett im Cabinet, Alles stand noch eben so wie dazumal, und Melac meinte, der junge Freund, der ihm einst so viel Liebes erwiesen, mußte jeden Augenblick herein stürmen, und sich an seine Brust werfen. Er fragte den Diener, der die Kerzen anzündete, forschte bei der Magd, welche einige kalte Speisen und den silbernen Deckelkrug mit Wein vor ihm auf den Tisch pflanzte; beide waren erst seit einigen Wochen im Dienst, beide zeigten einen Respect vor der Herrschaft, der wie Furcht ließ, beide kannten keine Kinder des Edelherrn, gaben die Hausgenossenschaft als nur aus dem Herrn, der Dame, dem Leibjäger und einer kranken Verwandten bestehend an, und vermehrten so die Räthsel, welche der Unterschied seiner ersten und zweiten Aufnahme bei derselben Familie bereits in dem lebhaften Franzosen erregt hatte. Doch mit dem leichten Sinn seines Alters und seiner Nation tröstete er sich mit der gewissen Auflösung am nächsten Morgen, meinte die jungen Esenheimer könnten ja schon seit Wochen eine Reise zu Verwandten oder zur Weinlese gemacht haben, freute sich des Wohlseins der verehrten Edelfrau, und gedachte selbst ohne große Theilnahme der kranken Aurora, weil ihm dadurch ein Erröthen und die Beklemmung, welche er schon bei dem Gedanken an ihre erste Begegnung empfand, erspart werden möchte. — Er hatte das dargebotene Mahl nicht verschmäht, der herrliche Nebensaft hatte seine Müdigkeit verscheuht, nachdem er seinen Reitknecht fortgeschickt, hatte er Fenster und Thür geöffnet, um die dumpfe Luft des vielleicht lang verschlossenen Ge-

machs zu vertreiben, und saß jetzt von dem Zuge der lauen Nachtluft erquickt am Fenster. Mitternacht schlug die Schloßuhr mit scharfen Metalltönen, da polterten Schritte im Gange und in seiner Thür erschien eine Gestalt, die durch ihren Anzug und ihren Sammerton in dieser Tageszeit auch dem Beherzten ein augenblickliches Erschrecken erwecken mußte. Er sprang auf und haschte nach seinem Degen, aber augenblicklich erkannte er seinen Baptist, seinen Diener, der im Hemde und niederhängenden Strümpfen, mit leichenblassem Gesicht und von der Stirn sich aufwärts sträubendem Haar, herein schwankte, athemlos sich zu ihm flüchtete und fast neben ihm niedersank. —

„Was ist Dir geschehen? Bist Du fieberkrank?“ fragte er besorgt den treuen Burschen, indem er den Knieenden umfaßte und ihm das schwarze, kurze Haar auf die Stirn niederstrich, wobei er kalte Schweißtropfen an seinen Fingern fühlte.

„Herr!“ stotterte der junge Gascogner. „Um des heiligen Josephs willen schließt die Thür, ehe Ihr weiter fragt.“ —

„Furcht also?“ fragte Melac ärgerlich, indem er die linke Hand zurückzog und mit der Rechten den Diener nicht eben sanft vom Boden aufriß. „Pfui über die Memme! Du weißt von unserer ersten Reise her, ich dulde das nicht, und ich glaubte Dich geheilt von dem angeerbten Makel, seit ich sah, wie Du den Fäusten der dänischen Schifferknechte wie ein braver Franzmann zu begegnen wußtest. Was giebt's denn nun hier Gefährliches im stillen Schlosse?“

Schnell heraus damit, oder Du fühlst einmal wieder meine schlanke Klinge auf den Schultern.“ —

„O Herr!“ jammerte der bleiche Bub; „habt Mitleiden und höret mich an zuvor. Das ist's eben, daß das alte Schloß so ein stilles Schloß ist. Hier, wo Ihr sprecht und scheltet, wird mir auf der Stelle besser um's Herz.“

— Mit scheuen Blicken zur Thür erzählte er jetzt, was ihm begegnet. — Auch ihm hatte der Diener des Schloßes ein gutes Kämmerlein angewiesen, und zwar in demselben Flügel, jedoch ganz am Ende der Gallerie, ein rundes, gewölbtes Gemach, welches in einem Eckthurme der Burg zu liegen schien. Wohlgemuth, gesättigt durch ein tüchtiges Abendbrot, müd vom Ritte hatte er sich entkleidet, das Lämpchen gelöscht und das Bett eingenommen. Schon streuete der Schlafgott den Inhalt seiner Mohnköpfe über ihn aus, da schlug ein Ton an sein Ohr, der plötzlich alle Müdigkeit verscheuchte, seine Augen weit aufriß, und ihn aufrecht im Bett sitzen machte. Es war ein wimmernder, herzdurchschneidender Ton, unbeschreibbar sein Ausdruck, wie von unten herauf quellend und sich in kurzen Zwischenräumen wiederholend. Baptist fühlte sich augenblicklich wie im Schweiß gebadet, als jetzt aber zwischen dem Gewimmer sich ein lauterer, gellender Schrei erhob, war er mit beiden Füßen zugleich aus dem Bett und stand mitten auf dem kalten Estrich. Scheu sah er sich um im runden mondhellen Gemach, das jedoch bei seinen wenigen Geräthschaften Niemand verbergen konnte. Er wankte zur Thür, öffnete mit zitternder Hand und blickte bebend auf den Gang hinaus. Horch, da regte es

sich fern; ganz am Ende der Gallerie, die hie und da halb vom Mondlicht erleuchtet sich fast endlos dehnte, bewegte sich ein weißes Wesen, und zurück flog er in den finstersten Theil seines Kämmerchens. Mit Todesschauern hörte er das Gezischel näher kommen, jetzt schlüpfte das weiße Gespenst an seiner offenen Kammerthür hin und versank dicht neben ihr in den Boden. Einige Minuten noch stand er an die kalte Steinwand gelehnt, da wimmerte es wiederum dicht unter ihm, seine Füße hoben sich wie in Krämpfen, zur Thür stieß es ihn, fort, hinaus, bis er die große Schloßstreppe vorbei geflohen, bis er da, wo sich der Flügel winkelicht zum Mittelgebäude fügte, das Kerzenlicht aus seines Herrn Zimmer leuchten sah und kaum die Thür desselben zu erreichen vermochte. „Herr,“ schloß er seinen Bericht, „dieses Schloß ist verwünscht, wie so manches alte Steinnest in unserm Frankreich, wo die Barone spuken müssen bis zum jüngsten Gericht, weil sie Bauern und Fröhner in ihren Erdlöchern zu Tode gemartert. Die deutschen Freiherrn mögen auch nicht aus der Art geschlagen sein, und wer weiß, Welch ein alter Mordritter hier umgeht und aus Langweil fremden Reisenden das Genick abstößt. Lieber Herr, gegen derbe Menschenfauste und bei Tage die Brust herzuwenden, habt Ihr mich gelehrt; aber gegen Begrabene, die das Sargkleid abschütteln und durch welche Faust und Degen durchfährt wie durch einen Irrwisch, dürft Ihr kein gutes Christenkind hegen, wenn Ihr selbst ein gläubiger Christ seid.“ —

„Muster von einem Waffenknecht,“ rief verächtlich lachend der Chevalier, „ich muß mir nur noch eine Motion

machen, um dem jämmerlichsten Sohn der tapfersten Provinz eine gute Nacht zu bereiten, aber die Fledermaus oder das Käuzchen, welches ich an meinen Degen gespießt aus diesem Feldzuge mitbringe, sollst Du ungebraten verzehren, so wahr ich eines Melacs Sohn mich nenne.“ — Und rasch ergriff er eine der Kerzen mit der linken Hand, seinen Degen mit der Rechten, stieß den armen Burschen, der nach seinem Armel faßte, zurück, und schritt so schnell in den Gang hinaus, daß er nur noch von fern die Stimme des Verlassenen vernahm, welcher jammernd rief: „Rehret zurück, lieber Herr! O, wenn Ihr nicht wieder kämet hätte der Baptist Eure arme Seele auf dem Gewissen, und würde hier allein in der langen Nacht ebenfalls am Herzbruch sterben ohne Beichte und Absolution.“ —

Melac setzte seinen Marsch ohne Aufenthalt fort, war ihm doch jeder Winkel im Schlosse, auch jenes Thurmgemach, welches die schönste Aussicht in das Land gewährte, und wo Aurora ihre Wohnung gehabt, bekannt. Er fand es sogleich, an der offen stehenden Thür es erkennend, und leuchtete, ehe er eintrat, die Wendeltreppe hinab, die dicht daneben in die untern Thurmzimmer führte. Alles blieb todtensstill, und nachdem er jetzt das Gemach selbst durchleuchtet, mit dem Degen unter das Bett gestoßen, einen Schrank geöffnet, und nichts Verdächtiges vorgefunden, auch als er lange schweigend gehorcht, keinen Ton vernommen, ausgenommen einen Eulenschrei außen und den Schnabelstoß des Nachtvogels gegen das Fensterglas, so schritt er wiederum zur Thür, um den Rückmarsch anzutreten und den albernen Burschen zu seinem Bett zurück

zu fuchteln; da hörte er ein Hüsteln, welches von unten schallte, und schnell entschlossen löschte er das Licht, zog den Degen, und verbarg sich hinter der halb offenen Thür. Wirklich näherten sich leichte, langsame Tritte, und es stieg weiß herauf an der Wendeltreppe, und eine weibliche Gestalt machte Halt vor dem offenen Gemach und schauete eine Minute lang starr herein. Der Mond stand dem Fenster gegenüber und schoß seine Strahlen gerade in das Antlitz der nächtigen Wanderin. Nein, Melac konnte sich nicht täuschen; es war Aurora; die üppige Gestalt in dem dünnen Nachtgewand war die Thrige; die großen, runden Augen unter den dichten Augenbraunen, die wie träumend in das Mondlicht gafften, gehörten ihr, aber ihr Gesicht schien aus Marmor gehauen und trug die Farbe einer bleichen Statue. Der Ritter stand unentschlossen in seinem Versteck und kam zu keinem Entschlusse. Jetzt in dieser Stunde ihr zu begegnen, konnte ihm nicht angenehm sein, denn die Stimme seines Herzens, das in Hoffnung auf ein Wiedersehen der lieben Clara ihn hieher gezogen, nannte es eine Schändlichkeit, den sündhaften Roman mit Claras bösester Nebenbuhlerin in den ersten Stunden wiederum anzuspinnen, und sich der stillen Jungfrau auf's Neu unwürdig zu machen. Wohl wallte sein Blut einen Augenblick auf, denn Auroras Gestalt war reizend, verlockend wie einst, aber ein Blick in ihr Gesicht tauchte die Wallung in Eis; er hatte unter seinen Bekannten einen Nachtwandler gesehen, und Auroras Erscheinung mahnte ihn an jenes Bild gespenstischen Lebens; sie war sicherlich die Kranke im Schlosse, dieses nächtliche Umge-

ken war ihre Krankheit, war vielleicht eine Buße vom Himmel gesandt für früheren Mißbrauch der heiligen Mitternacht; wenn er jetzt hervor trat, wenn er sie anrief, der Name sie weckte, sie dann vielleicht erschreckt niedersank, wie er es bei jenem Kranken gesehen, wenn er dann die Bewohner des Schlosses wach rufen mußte, ihr beizustehen, sie in ihr Krankenzimmer zurückzuführen, in welche übele, peinigende Lage konnte er gerathen! —

Längst stand die Erscheinung nicht mehr auf ihrem Plaze, als er seine Ueberlegung zu Ende gebracht, und als er vorsichtig auf den Gang trat, sah er so weit sein Auge reichte, nichts mehr von ihr. Böllig erschöpft fühlte er sich vom Schreck und der unwillkommenen, nicht geahneten Ueberraschung, und er setzte sich deshalb eine Weile auf den nächsten Sessel, harrend ob die Wandernde zurückkommen möchte. Sie kam nicht, und langsam, oft stillstehend und horchend, schlich er zu seinem Zimmer zurück, fand aber die Thür desselben zu seiner Verwunderung fest verschlossen. Er pochte, nichts regte sich, er pochte lauter, da hörte er Baptistens Stimme, die: „Alle guten Geister!“ ausstoßend; wie jedoch sein Bohnwort jetzt zwischen die Beschwörung donnerte, sprang der Gequälte schnell herbei und schob den Riegel zurück.

Ein tüchtiger Backenstreich traf das blasse Gesicht des Gascogners, aber trotz der unerwarteten, schmerzlichen Begrüßung fuhr der bewegliche Diener unter dem gehobenen Arme des Herrn hindurch und verschloß die Thür mit sichtlich bebenden Händen ohne Aufschub, ohne über die Mißhandlung mit einer Klage Einspruch zu thun.

„Herr,“ sagte er dann, sich in die Knie werfend, „schlaget mich mit Allem, was Euch vor die Hand kömmt, nur ziehet den Riegel nicht wieder zurück, bis die liebe Gottessonne in das Fenster scheint. Ach! wüßtet Ihr, wie viele Paternoster ich indessen für Euch und Eure arme Seele gebetet habe, und wie bitterliche Thränen um Euch mir die Augen gebissen, Ihr hättet Eure Faust weniger hart fallen lassen. Wie könnt Ihr aber nur meinen, gestrenger Herr, da Ihr doch sonst so klug seid, daß alle Menschenkinder aus Erz gebacken, wie Ihr selber? Euer Vater, Großvater, Urgroßvater waren Kriegsleute, und wurden gewohnt in Blut spazieren zu gehen, und oft in einer kleinen Stunde einige Hundert Spanier oder Niederländer an ihren baumlangen Degen zu spießen. Deshalb habt Ihr die Tapferkeit im Mark und Blut, und habt sicherlich schon in der Wiege ohne Furcht den Währwolf oder das Hexenweib, welche nach den Kindern gehen, durch Eure Trompeterstimme zurück gejagt. Doch wie sollte unsers Gleichen zu so etwas kommen? Alle meine Väter und Großväter sind geprügelt worden und haben Fußtritte bekommen von Euern erlauchten Ahnen und von Jedermann, der einen bessern Rock trug, und darum ist das Fürchten eine Familientugend geworden, die in der Haut und den Füßen steckt, und die kein Vater und kein Ritterschlag hinaustreibt.“ —

„Plappermaul!“ fiel Melac ein. „Steh auf, und sage ohne Wasserbrühe, warum Du Dich eingeschlossen ohne meinen Befehl dazu.“ —

„Möget Ihr schelten,“ antwortete mit freierm Athem

der Bursch, „aber einen klügern Einfall hat keiner der Söhne meiner Mutter zur Welt gebracht, und sind wir Beiden wieder lebendig bei einander, so ist dieser schnelle Finger allein Schuld daran, der, als Ihr gegen alle Vorsicht eines gescheuten Ritters Euch in den Weg des Höllenspußs stürztet, gerade noch Kraft genug hatte, den kleinen Eisenstab von der Stelle zu rücken. Ich gab Euch verloren, und zog den Rosenkranz unter dem Brustwamse hervor, um Euch wenigstens mit einem warmen Bittspruch bei den Heiligen das Geleit zu geben als ein treuer, redlicher Dienstmann. Aber kaum hatte ich meine Gedanken zum Himmel erhoben, so pochte es leise an der Thür und versuchte zu öffnen. Herr, daß mir das Herz nicht zersprungen, wie eine Nuß auf die der Holzschuh eines näschigen Buben tritt, ist ein Wunder Gottes und der Fürbitte meines Schutzpatrons anzurechnen. Und wieder klopfte es und lauter, und rief mit einer Stimme Euren Namen, mit einer Stimme, Herr, wenn der Stier auf dem Pachtstese zu Hause und des Müllers Langohr und die alte Castellantin auf Eures gnädigen Oheims Schlosse ihre Stimmen alle zugleich hören ließen, würde nichts so fürchterliches zu Stande kommen, als die Stimme, mit der das Gespenst dreimal Euren Namen rief. Da preßte mir die Todesangst den Leib zusammen, daß der Athem mir aus der Brust fuhr wie aus einem Blasebalg, und die Beschwörungsformel des ehrwürdigen Paters Austin, an die ich eben gedacht, ohne mein Wissen und Willen laut aus dem eiskalten Munde quoll. Der ehrwürdige Pater hatte sie uns im frommen Mitleid gelehrt, als er terminiren

ging mit dem Zwergsack bei uns, und als er hörte, wie wir uns fürchteten Nachts durch den Birkengrund zu gehen, in dem sich der Musikus, der durstige Fiedler, erhängt und jetzt wie ein feuriger Irrwisch zwischen den weißen Baumstämmen umging. Und die gute Formel des Paters Austin that auch hier ihre Wirkung, denn kaum hatte ich ausgeredet, so wurde es still, und kein Mäuschen rührte sich, bis Euer Klopfen auf's Neue meinen armen Rücken mit Schweiß bedeckte." —

Der Chevalier hatte im tiefen Sinnen dem Berichte über dieses neue Abenteuer zugehört, ohne das Geschwätz des treuherzigen Baptists zu unterbrechen, der neu belebt schien durch des Herrn schützende Gegenwart. Als der Knecht pausirte, schüttelte er lächelnd seinen Kopf und schlug spöttisch mit leichter Hand den erstaunten Burschen vor die Stirn. „Armer Tölpel,“ sagte er dazu, „Dein Meisterstreich mit dem Riegel hat Dich um ein Glück gebracht, um welches alle Pagen im Louvre Dich beneidet haben würden, und der König selbst hätte es vielleicht nicht verschmähet, Dir Deinen Platz mit einer Handvoll neugeprägter Louis abzuhandeln, wär's möglich gewesen.“ — Baptist starrte ihm neugierig in's Gesicht, doch schnell wieder ernst werdend, befahl Melac dem Diener, ihn zu entkleiden, und legte sich ohne weitere Erörterung zu Bett, vergönnte jedoch dem Gefährten vor seinem Lager auf dem Fußboden von den Reisemänteln sich eine Ruhestätte zu bereiten, und bekümmerte sich weiter nicht darum, wie der Sorgsame den Tisch vor die Thür stellte als eine Schanzwehr, den entblößten Degen neben das Bett lehnte und

die Kerze brennen ließ; Melac hatte längst die Augen zugebrückt, wovon er jedoch träumte, verrieth dem lauschenden, im Nachregen des bestandenen Wetters unruhigen Diener kein ungetreuer Gesichtszug.

Eine freundliche Sonne strahlte in die Fenster, als Melac erwachte; neben dem Bett auf dem Estrich schnarchte Baptist mit unmelodischen Tönen und schien sattfam im Tageslicht nachzuholen, was seine mitternächtige Gespensterfurcht ihn hatte versäumen lassen, und selbst der Chevalier hatte Mühe in dauernder Schlastrunkenheit sich sogleich Alles dessen wieder zu erinnern, was ihm in dieser letzten Nacht begegnet. Er weilte noch einige Zeit mit offenen Augen gegen seine Gewohnheit im Bett, bis sein Geist klar geworden, und ihm vorerzählt, wobei ihm ebenfalls einfiel, daß er schon einmal wach geworden, als der Tag eben unter dem Mantel der Nacht hervor geblinzelt, daß eine Musik von Jagdhörnern ihn geweckt, die vielleicht die spätfrühe Heimkehr des Schloßherrn angekündigt, daß er jedoch über dem Gemurmel ferner Stimmen und dem dumpfen Geräusch im Schlosse unter ihm, wieder entschlummert sein mußte. Er griff über den Rand des Bettes hinab nach dem Ohrzipfel des Gascogners, und der Gezupfte starrte ihn sogleich aus weitaufgerissenen Augen an, und stand dann mit Einem Sage Kerzengrad im Zimmer, sich wie vorher der Herr auf die Ereignisse besinnend, welche ihn in solche ungewöhnliche Lage gebracht. Es blieb jedoch den beiden Nachtgefährten wenige Zeit sich zu verständigen, denn man klopfte bald nach ihrem Erwachen an

die Thür, und der junge Schloßdiener lud den Ritter im Namen des Herrn von Esenheim zum Frühstück.

Neugierde und neben ihr eine innere Unruhe und ein Gefühl von Beklemmung, denen er keine bestimmte Ursache zu geben wußte, hießen ihn, seine Toilette beschleunigen, und bald trat er unten in den Gesellschaftssaal ein, wo ihn der Schloßherr neben einer wohlbesetzten Tafel erwartete. Herr von Esenheim schien ihm in den drei Jahren weit älter und sehr häßlich geworden, sein Haar hatte an Dünne und Weiße zugenommen, sein Rücken hatte sich mehr gebogen, und dagegen war als Ersatzgabe für die Abnahme sein faltiges Gesicht mit einer Unzahl rother Rubinrötchen besetzt worden, welche ihm ein widerwärtiges, unheimliches Ansehen gaben. Freundlich begrüßte er den Gast, drückte ihm herb die Hand, und bedauerte, daß er gestern Abend ohne eine Bewillkommung des Wirthes geblieben, da sein züchtiges, zartsinniges Gemahl in seiner Abwesenheit den Empfang eines jungen Mannes nicht schicklich gehalten. Er lachte selbst spöttelnd über die übertriebene Furcht der Dame vor seiner flammenwerfenden Eifersucht, und setzte massiv witzelnd hinzu: „Freund Melac sei ihm von seiner vorigen Anwesenheit als ein zu schlechter Jäger bekannt, um einen alten Waidmann, wie er sei, abzuschießen, und die Leichtfertigkeit der jungen Pariser pflege auf deutschem Boden Bleigewicht an den Flügeln zu fühlen, seit ihnen der Troubadour von der deutschen Dame gesungen, die ihre Untreue neben dem Gerippe des fränkischen Buhlen gebüßt und aus seinem kaltküssi-

gen Schädel den Nachttrunk habe nehmen müssen zur wohlverdienten Buße." —

Der Chevalier fuhr unwillkürlich zusammen, und der Gedanke an das Wimmern, welches sein Baptist im Thurm gehört, drängte sich ihm auf, er wußte nicht wie. Er erwiderte jedoch die unhöfliche Bemerkung im Geiste seiner Nation, indem er sagte: „Euer Scherz, mein verehrter Herr, verwundet nur mich, und auch mich nur leicht; denn wer Eure Gemahlin zu kennen beehrt wurde, weiß, daß sie zu jenen seltenen Frauen gehört, welche durch ihren Wandel und ihre reine Gesinnung eine himmlische Glorie um die irdische Gestalt zogen, in deren Nähe jeder sündige Trieb erlischt und der leichtfertige Bube seine Niedrigkeit erkennen, bereuen und in Buße die Knie beugen muß.“ —

Der Schloßherr lachte laut auf. „Halt, mein junger Freund!“ rief er spöttisch. „Ihr steigt ja höher in die luftigen Wolken als der flüchtigste Edelfalk. Steigt hernieder zu uns, denn ich versichere Euch, unsere Baronin würde kein Wohlgefallen an solcher windigen Huldigung finden. Oder,“ setzte er mit versinisterter Stirn hinzu, „wolltet Ihr vielleicht eine Grabschrift dichten? Wir lieben die Vergangenheit nicht, und überlassen die Sorge für die Zukunft dem Schicksal. Doch ich höre die Frau vom Hause, und habe die Ehre, sie dem Herrn von Melac vorzustellen.“ —

Wirklich that sich rasch eine Seitenthür auf, und herein trat — Aurora, und begrüßte frei und unbefangen die Anwesenden.

„Aurora?“ stieß Melac hervor in der Ueberraschung

des unbewachten Augenblicks. Der Schloßherr schoß einen funkelnden Blick auf ihn und die Dame. „Die Baronin von Esenheim, seit einem Jahre schon, denn so lange ist es, als uns der Himmel von unserer ersten Gemahlin erlöste, der die Erde zu arm war, und die mit ihrem durchsichtigen Körper und ihrem heiligen Wandel nie die Erde hätte besuchen sollen,“ das sagte er scharf und mit spiziger Betonung.

„Verzeiht, gnädige Frau!“ erwiderte der Ritter, mit hochrother Wange und sich leicht verneigend. „Mein Ausruf galt einer Erinnerung an die fröhliche Kinderzeit, welche vor wenigen Jahren in diesen Zimmern ein Paradies = Leben erschuf und in welche mich das Glück bei meiner ersten Anwesenheit versetzte, so daß ich wieder ein glücklicher Knabe wurde.“ —

„Ja, im schelmischen Pfänderspiele oder wenn wir die anmuthigen Räthselspiele, die Ihr uns lehrtet, aufführten, nannten wir uns bei den Taufnamen;“ fiel Aurora ein, indem ihr Auge weit offen und fast mit herrischem Ausdruck den Herrn von Esenheim fixirte. „Es ist eine feine Galanterie, daß der Herr Chevalier im ersten Augenblicke des Wiedersehens zeigen will, wie sich sein Gedächtniß mit dem Namen einer ihm damals so unbedeutenden Person belästigte.“ —

Der Freiherr schwieg und winkte zur Tafel, doch blieb auf seiner Stirn eine dickgewölbte Falte und die Rubinen seines Antlitzes bligten dunkler als zuvor. Der Chevalier wagte es, indeß der Schloßherr das Wildbret zerlegte, die ihm gegenüberliegende Dame fester zu betrachten. Ihre

Formen trugen die jugendliche, verführerische Fülle wie sonst und die reichere, mehr der Mode huldigende Kleidung hob die natürlichen Schätze höher noch als vordem, doch das Gesicht hatte einen fremden Charakter angenommen. Die Rosen der Wangen, welche sonst gleichmäßig und sanft gefärbt dem eben steigenden Morgenroth glichen, lagen jetzt gedunkelt und mehr zusammen gezogen unter dem großen Auge wie der Widerschein eines innern, verkehrten Brandes; das Auge selbst, welches sonst frei, feck und fest seinen Gegenstand faßte, und bis in die Seele hinab drang, funkelte jetzt unstät unter den zusammengezogenen Augenbrauen bald rechts bald links, als scheuete es den fremden Blick, und der einst so lockend geschwollene Mund ließ seine Winkel wie erschlaft niederhängen, was dem Gesicht jede Spur der einstigen jugendlichen Leichtfertigkeit und Fröhlichkeit raubte, und dagegen eine unheimliche Traurigkeit und die Anstrengung sie zu verhüllen, hinauf drückte.

Der Chevalier wurde ängstlich seiner Verführerin gegenüber und er suchte ein Gespräch zu beginnen, indem er nach dem Junker Jerome eine freundliche Frage that.

„Der Junge taugte nicht mehr im Hause, seit seine Mutter starb,“ antwortete der Freiherr; „auch hatte er das Alter erreicht, wo es Zeit wird, in der Fremde sich Selbständigkeit zu gewinnen, um der Verweichlichung nicht anheim zu fallen. Schon seit funfzehn Monden ist der Junkherr auf Reisen und besieht sich die Wunder der Schweiz und das gepriesene Wälschland. Er wird bedauern, wenn er heimkehrt, Euch verfehlt zu haben.“

„Auch ich bedaure es zwiefach,“ versetzte der Ritter

lebhaft, „denn ich würde mich hochgeehrt, höher erfreut gefühlt haben, hättet Ihr den jungen Telemach, wenn er einmal in die Welt fliegen sollte, meiner Mentorschaft übergeben. Wäre der Mentor auch kein Graubart gewesen, würde er desto mehr als eifriger Freund den Jüngling mit allen Schätzen der Wissenschaft und des Ritterthums unseres herrlichen Frankreichs vertraut gemacht haben.“ —

„Er hatte vielen Anflug von französischer Natur,“ fiel spitzig der Freiherr ein, „und der Zögling würde sicherlich nicht hinter dem Meister geblieben sein.“ —

„Der Freund würde sich des glücklichen Rivals gefreut haben,“ antwortete Melac mit Bestimmtheit und setzte dann mit Bitterkeit hinzu, weil ihn das veränderte Benehmen des Freiherrn belästigte und er eine Abwehr versuchen mußte: „Müßte ein Vater nicht stolz sein, wenn er einen Sohn besäße, der an dem ersten Hofe der Welt, am Throne des geistreichsten Königs und in der Mitte des gebildetsten Volkes eine Meisterschaft gewonnen? Fühlte er nicht diesen Stolz, möchte er eben kein guter Vater gewesen sein.“ —

Der Schloßherr zuckte kaum merklich zusammen, und setzte rasch sein volles Glas an den Mund, der Chevalier, welcher jetzt in seiner Aufwallung seine völlige Besonnenheit und Geisteskraft wieder errungen hatte, fragte nun ruhig nach der kleinen, lieblichen Angela.

„Auch sie schläft im Gewölbe unter der Capelle, ein böses Fieber nahm sie hin;“ antwortete eintönig der Freiherr.

„Todt?“ rief der Chevalier. „Der liebliche Engel?“

Sa, ja, die Mutter konnte nicht sein ohne den herzigen Liebling, und zog ihn mit sich. Aber wie ertrug Fräulein Clara alle diese harten Schläge des Schicksals?“ setzte er lebhafter hinzu, „Erlag auch sie vielleicht? O, wenn das grollende Geschick einmal ein Haus sich ausersehen zum Ziele seines Hasses, so fallen die Niobe = Pfeile Schuß auf Schuß ohne Mitleid.“ —

Die Freifrau nahm dem Gemahl die Antwort ab. „Unsere liebe Clara,“ sagte sie, „litt viel und kränkelte lange; darum brachte sie der sorgsame Vater nach Straßburg zu der Familie eines Freundes, um durch die Zerstreuungen der großen Stadt ihr Gemüth zu heilen und die traurigen Eindrücke zu verlöschen.“ —

„So seid Ihr allein im weiten Eigenthume?“ fragte mit jugendlicher Aufwallung der Ritter. „Allein, wo sonst so freundliche Gesellschaft Euch umgab? Ihre Geister müssen Euch umtanzen und Eure Einsamkeit muß Euch deßhalb oft marternd erscheinen.“ —

Die Freifrau schien sehr bewegt, ihre Brust hob sich hoch gegen das Seidengewand und ihr Auge senkte sich auf ihren Schooß; der Schloßherr aber sagte barsch: „Eine gute Hausfrau hat zur Genüge an der Gesellschaft ihres Ehegatten, die Sorge für seine Bequemlichkeit vertreibt ihr am schnellsten die Zeit, und die Frauen am Rhein wissen, Gott erhalt's! noch nichts von dem Geisterverkehr, in dem die feinen Pariserinnen ihre Taubenseelen baden. Man vergreift sich leichtlich zum ersten Male, aber das Alter macht nicht immer trübe Augen, und die neue Freifrau von Esenheim ist von uns zu

einer solchen gemacht, weil sie keinen Schwindel kennt und keine Seufzerliebe gleich der jetzigen Weiberwelt, weil sie kein Duzend Domestiken bedarf, sondern selbst die Hände rührt, und weil das Vergnügen des Eheherrn und sein Wohlstand von ihr als Lebenszweck und Lebensfreude betrachtet wurde. Betrachtet einmal, mein Freund, die scharfkantigen Strebepfeiler dieser Burg; so wie sich jeder Sturmläufer an ihnen die Nase blutig stoßen würde, so sind wir gewiß, daß die sämtliche Chevalerie Eurer Hauptstadt, würde ihre verrufene Frechheit das kecke Auge auf die Gebieterin dieses Schlosses richten, einem gleichen Schicksale verfallen dürfte.“ —

Der Leibjäger, ein ältlicher Mensch mit einem vom rauhen Bart beinahe verdeckten Antlitz, in dessen Zügen eine kalte, widerwärtige Rohheit herrschte, trat ein, und meldete die Ankunft des Jagdwagens, beladen mit dem erlegten Wild und mit dem beschädigten Leibhunde. Frühstück, Gast und das hitzige Gespräch vergessend, sprang der Freiherr auf, seinen Liebling zu empfangen um mit eigenen Händen den Verband seiner rühmlichen Wunden zu bereiten.

So wie die Thür hinter den Waidmännern sich geschlossen, erhob sich die Freifrau von ihrem Sessel. „Melac, Philibert,“ rief sie, „was habt Ihr, was hast Du aemacht, welche freundlichen Tage hast Du uns verborgen? Meine Seele ahnete Deine Unbesonnenheit; warum gelang es mir nicht, Dich vor seiner Ankunft zu sprechen.“ —

„Also Ihr geht durch die Nacht? Ihr ginget um

meinetwillen?“ fragte der Chevalier zurückgezogen und ohne Erwiderung ihrer Vertraulichkeit. „Aber wie war es Euch möglich, diesem Manne Eure Hand zu reichen, dessen leeres Herz, weit geöffnet in allen seinen Falten, Euch seit Jahren offen gelegen, und nur traurige Erfahrungen Euch geboten?“ —

„Tadelt mich nicht zu rasch, junger Mann,“ antwortete sie, indem sie den Blick finster auf den anmaßenden Frager richtete, „Abhängigkeit und Magdthum drückten meine Jugend und zertraten meine Blüthen; nur eine Wahnwizige hätte das Regiment, die Sorglosigkeit, die sichere Zukunft ausgeschlagen, die sich ihr darbot. Ja, lächelt nicht so ungläubig; dieser rauhe deutsche Bär ist mein Slav, tanzt an der Kette, welche er nicht sieht. Seine Gewehrhammer, seine Hunde und sein Wald liegen außer meinem Zepter, das Uebrige ist mein, mir allein unterthan, und es fehlt mir nichts in meiner Residenz als der Freund, der dem Herzen zu spenden vermöchte, was ihm freilich mangelt und was es in jeder einsamen Stunde entbehrt. O, Philibert, warum kam der Name Aurora in diesem Tone von Euren Lippen! Denn nur eine Leidenschaft ist der böse Geist meines Paradieses, es ist die Eifersucht des Barons, die mit der Blutgier des Jägers Einen Schritt geht. Er ist blind, so lange man ihm keine Fackel vor das Auge hält; er ist rasend in seinem Argwohn, rasend in seiner Rachsucht, wenn die Unbesonnenheit ihm die Bahn, die nächtliche Leiter, den verdeckten Laubengang eines stillen Geheimnisses zeigt.“ —

„Aurora machte also schon Erfahrungen darin?“

fragte spizig der Ritter. Sie erröthete, trat aber dreist zu ihm heran und legte ihre Hand auf seinen Arm. „Philibert,“ sprach sie mit den Schmeicheltönen der Sirene und dem Zauberblick einer Armida, „bist Du gekommen mir weh zu thun, Du, der mir Dank schuldet oder wenigstens ein Erinnerungsoffer? Aber Du gehörst vielleicht, seit Du Mann geworden, zu jenen Selbstsüchtigen, welche die Blüthe, die sie in der Laune des Augenblicks vom Stamm brachen, wenn die Laune sich gewandelt, zerpfücken und unter die Füße treten? Ja, ja, drei Jahre sind viele Tage, viele, viele Stunden, und Ein einziger Tag kann um den Menschen und am Menschen selbst gar vieles ändern! Du warst anders, die Zeit war anders, als Du zum ersten Male durch jene Thür dort mir entgegen tratest, und mein Herz schneller klopfte und das Klopfen sagte: Das ist ein schöner Mann und man sieht ihm an, wo er geboren. Auch Du bist anders als da, und ich?“ — Ihre Blicke sanken zum Boden, eine Wolke legte sich über ihr ganzes Gesicht, aber ihre runde Hand gleitete vom Arm herunter zu des Ritters Hand, und ihre weichen, warmen Finger schlugen sich fest und fester um die Seinigen. Dann fuhr sie plötzlich wie aus einem Traume empor, und krampfhaft warf sie ihren Arm um des Ueberraschten Schultern, und preßte ihn fest an ihre volle Brust, und all' sein Blut schoß ihm vor das Auge und er konnte sie nicht abwehren und sprach nur mit halben Athem den Namen: „Aurora!“ aus.

„O, warum sprachst Du diesen Namen vorhin im Tone des Neides, der Traulichkeit vor fremden, feindlichen

Ohren!" rief sie wiederum mit Hestigkeit und Wallung. „Ich hatte einen Plan geträumt in dieser Nacht, für Dich, für mich von einem Weinlese-Fest geträumt ohne Gleichen. Dein Wort hat wie ein Nachtfrost jede süße Traube gebörret und Liebesblut zu Essig gesäuert. Ha, vielleicht verließ er uns nur, um uns sicher zu machen; vielleicht gab er schon dem blutgewohnten Siegbert Befehle; hüte Dich vor dem scharfen Jagdmesser und der weitfliegenden Büchsenkugel. O, es ist hart, daß ich Dich nicht behalten kann, aber härter wäre es, müßte ich Dich verwundet, gefährdet wissen um meinetwillen.“ —

Melac schüttelte den Kopf und sah ihr forschend in das große, feurig rollende Auge. „Räthselhaftes Weib,“ sagte er, „schönes Chamäleon, welches ist eigentlich Deine rechte Farbe? Ich sah Dich demüthig und dienstfertig, arbeitsam und kindlich, heiter und leichten Sinnes; ich sehe Dich gebieterisch, befehlend, eine Sultane auf dem Divan, starr und hart, düster und tragisch. Wie kann ich Vertrauen fassen, wo ein Wellenmeer ohne Ruhe mit dem festen Boden verbirgt? Du sprichst Gefühl, Sorgfalt, Liebe für mich aus in Worten, die der Wahrheit Wärme, der Wahrheit Töne tragen; und doch konntest Du Dich einem Andern hingeben, den Du selbst Deiner unwerth achtest, konntest die Magd eines rohen Waldmenschen werden, der selbst seine so arg von Dir gefürchtete Eifersucht vergißt, weil sein Hund blutet. Man lehrte mich, daß die Lüge die erste Waffe des Weibes sei, eine Waffe schärfer als des Mannes-Schwert, stärker als Rolands-Arm.“ —

„Kann Lüge auch das Herz so klopfen machen?“ fragte sie, seine Hand unter ihre linke Brust legend.

„Aurora,“ entgegnete er wärmer und befangener, „Du dauerst mich, denn, wenn mich die Vernunft nicht trägt, so hast Du viel geopfert, um eine Herrin, eine Dame zu werden. Das ist ja der gewöhnliche Mädchen glaube, es gäbe kein Glück für sie auf Erden als durch den Trauring, und die Ehe mit einem Raim, einem Cartouche, einem Blaubart oder Nero sei dem Mädchenstande vorzuziehen ohne Frage. Arme Geschöpfe! Elendes Zeitalter, wo der Holzschuh der Köchin mehr gilt als das feine geistige Dasein der Freundin, der Erzieherin einer verlassenen Menschheit! Aurora, ich habe als Knabe mir meinen Schutzgeist, die Schutzgeister aller Menschen immer als himmlische Jungfrauen gedacht. Hättest Du nicht auch hier eine solche sein können? Rief Dich nicht Alles auf dazu, als die arme Freifrau aufgezehrt worden durch diesen dörrenden Sirocco, dem ihre Lebensflur Preis gegeben? Aurora, ich bin ein Mann, ich kann mich nicht versetzen mitten in Deine Seele, wage darum kein Urtheil; aber ich weiß, meine Vernunft würde nicht nach dem Warum gefragt haben, mein Herz würde freudig im Wiedersehen Dir entgegen geschlagen haben, hätte ich Dich nicht so allein gefunden, hätte ich Dich im Kreise der lieben Verwaisten gefunden, Clara, Angela, die Gott auf Deine Seele gelegt, als Du den Ring ihrer Mutter an Deinen Finger schobst, und das gehässige Bild einer herzlosen Stiefmutter hätte sich nicht statt Aurora's Bild in meine Phantasie gedrängt.“ —

Als hätte die kalte Haut einer Schlange sie berührt, so hastig zuckend fuhr die Hand der Freifrau aus seiner Hand, so convulsivisch fast fuhr sie selbst einen Schritt von ihm zurück, mit einem Blick, worin Zorn und Argwohn, forschendes Mißtrauen und Haß wechselten, sah sie ihn einige Augenblicke an, der Name „Melac“ drängte sich kaum hörbar zwischen ihren Zähnen hervor, und zugleich brannten ihre Wangen im dunkeln Leuchtfeuer des Seelensturms. Dann verzog sich der rundgeschwollene Mund zu einem Bogen des Hohns, der Pfeile der Verachtung abschießt, „Ihr seid nichts als ein Mann!“ sagte sie lächelnd und so drehete sie sich langsam auf dem kleinen Fuße herum, und schritt zum Fenster, als wäre niemand außer ihr in der Halle. —

Der Chevalier stand betroffen da, und mußte sich zwingen, ihr nicht zu folgen und abzubitten, denn die Zürnende kam ihm reizender, anlockender vor, als er sie in ihrer höchsten Zärtlichkeit gesehen; und es war ihm zum Glücke, denn mit Hast ward die Thür geöffnet, und der Baron trat ein, und seine rothgerandeten Augen fuhren hin und her vom Gaste zur Hausfrau, doch erblickten die Rubinen seines Gesichts merklich, als er seine Recognoscirung zu Ende gebracht.

„Ihr steht gelangweilt da, Chevalier?“ sprach er. „Seht Ihr, wie recht ich vorher urtheilte, als ich Euch ein Portrait meines Weibchens mahlte. Kommt mit hinaus, wenn's Euch gefällig, und beschaut den ungeheuern Feisthirsch, den mein tapferer Hassan mir zum Schusse gebracht und an dessen Wehr er fast sein Leben gesetzt. Ein

trefflicheres Prachtgeweih ist nimmer die Zierde dieser Burg geworden, so lange sie stand, und ein Faß Hochheimer soll fließen als Libation bei dem Feste, wo diese Trophäe ihren Platz im Rittersaale einnehmen wird.“ —

Im Unmuth, den des Schloßherrn Anblick vermehrt und der in ihm durch das Gefühl der Unfreiheit seines Gemüths, durch das Bewußtsein seines Schwankens zwischen Zuneigung und Haß gegen die Schloßfrau geweckt, antwortete Melac mit Humor: „Ich bin bereit, Herr Baron; denn so ein abgeschiedener Würdeträger des Waldes sieht sich gar lieblich an, ist ein friedlicher Gesellschafter, und es grämt mich, daß des strengen Ohms Ordre mich abrufst, und ich dem Feste nicht beiwohnen darf, wo das größte Gehörn am Rhein seine Gratulationen entgegen nimmt.“ —

Der Freiherr überhörte im Fortschreiten das stechende Wort, aber Aurora drehete sich rasch um, und ein Feuerblick warf ihm seinen Blitzkeil nach. — —

Kurze Zeit nachher trat der Chevalier in sein Zimmer und befahl dem traurigen Baptist die Pferde zu satteln, indeß er selbst das Gepäck in Ordnung bringen würde. Der Gascogner that einen Freudensprung, und schwur bei dem Brautkleide seiner Mutter, man würde ihn nie wieder im Steigbügel seiner dänischen Stute gesehen haben, hätte er noch eine Nacht in diesen alten Mauern zugebracht. Melac war bald mit seiner Arbeit fertig, denn der Mantelsack hatte nur das Nothwendigste hergegeben, er schnallte schon am Riemenwerk, da trat die junge, vollwangige Hausmagd herein, und als sie den Herrn allein

fanb, legte sie schnell mit verschmitztem Lächeln ein Briefchen auf den Tisch und entfloh, ehe sie der Ritter fassen und festhalten konnte. Der Brief war von Aurora geschrieben und mit Staunen las Melac folgendes:

— „Welcher böse Geist konnte Zwietracht zwischen uns anfachen, zwischen uns, die wir durch unauflösliches Band verknüpft worden! Geheimniß ist sein Knoten und sehnsüchtige Erinnerung sein Wächter. — Ich bat Dich zu fliehen, aber die Ursache der Bitte ist erloschen durch des Zufalls Gunst, und wenn Aurora Dir befehlen darf, so spricht sie: Bleibe! Bleibe, so lange Du vermagst, und sei der Stern an meinem düstern Himmel! — Esenheim belacht selbst seine gegebene Blöße, seine Eifersüchtelei; er nannte Dich einen bartlosen Knaben, einen Pariser Fant, den kein stattlicher Burgherr fürchten dürfte. Aber Du mußt den ungalanten Waldmann das zu gut halten, sollst ihn nicht zu Rede setzen darum, dem Ritter nicht wiederzagen, was die plauderhafte Geliebte ihrem schönen Adonis anvertraute, um ihm die Sicherheit, die Besonnenheit zu geben, die uns Noth thut. Wolltest Du die beleidigte Ehre rächen, so könntest Du bluten und Aurora würde verzweifeln, oder Du könntest sie zur Wittwe machen und — die Morgenröthe müßte sich in schwarze Wolken bergen. Vielleicht ginge sie dann heiterer auf aus der Trauernacht, und es bedürfte keiner widrigen Opfer mehr um des Guts und der Habe willen, welche des Barons Testament der Bedrängten längst gesichert. O, wenn der Liebe erlaubt würde, Alles mit der Liebe zu theilen! Man sagt, das soll den Himmel zur Erde tragen! —

Bleibe, mein Freund, Idol meiner Liebe. Morgen schon wird im Rittersaal das Fest der Jagdgesellen bereitet, und wenn um Mitternacht die Köpfe der Trunkenbolde zu Kräuseln werden und ihr Verstand zu Null und ihre Augen zu todtten Glaspfropfen, dann spricht ein dürstender Mund mehr zu dem einzigen Nüchternen im Schlosse " —

Melac zerknitterte das Papier in seiner Hand. „Schlange!“ sagte er in sich. „Ich verstehe Dich. Du bist eine schaamlöse Eva, welche die Giftfrucht ohne Erröthen ausbietet. Aber die Ehre ist ein zu hoher Preis für den Apfel der Sünde, und jeder Reiz, den die Natur Dir gab war eine schädliche Verschwendung.“ —

Eine Stunde später trabte der Chevalier und sein Knecht am Rheinufer hinauf, und der junge Champagner schauete nicht schmerzlich zurück nach den grünen Zinnen und schwarzen Schieferdächern wie ehemals, sondern wahrte besorgt die Weinhügel und Berstecke am Wege, als erwarte er einen böshaften Schützen hinter ihnen, indeß Baptiste, der mit dem Herrn die Rolle getauscht, sorgensfrei und überlustig ein vaterländisches Brautlied mit einer Stimme ohne Gordine in die Luft sandte und alle Echo's des Rheinufers rebellisch machte. Erst dann, als die Ebene sich vor ihnen dehnte, wurde der Chevalier ruhig und antwortete, wie er gern that, auf Baptiste's Poffen. —

„Sieh da, eine nette Stadt! Sie soll uns heute die Herberge geben, schaut sie doch wunderbarlich aus dem Zickzack der Mauern und Wälle, und der dünne spizige Thurm

macht sie einem Storchnest ähnlich, über dessen breite Wandung der lange Schnabel des brütenden Mütterchens heraus ragt. Die Aehnlichkeit ist einladend, denn wo der Storch ein Dach erwählt, kommt mit ihm nach alter Sage Glück und Sicherheit unter das Dach!“ — So sprach ein langaufgeschossener, blutjunger Mensch, indem er einen tüchtigen keulenartigen Wanderstab in das Gras warf und sich ohne Umstände neben den treuen Reisegefährten niederstreckte.

Es war um die Vesperzeit, die Sonne, welche zu Mittag heiß gebrannt, schoß schon schiefe Strahlen, und strich schräg über die Dächer der Stadt und Festung Landau hin, denn diese war es, an die der Wanderer seine Apostrophe gerichtet, und auf dem Canale sah man schon die Kähne der Landleute von der Stadt zurückrudern, welche am Morgen Frucht und grüne Waare zum Markt hinein gebracht nach gewohnter Weise. Der junge Mensch hatte etwas ungewöhnliches in seinem Aeußern, das die Blicke der Vorübergehenden, denn die Straße war begangen von Städtern und Bauern, neugierig fesselte. Sein unbärtiges Gesicht trug nicht die Züge der niedrigen Classen, sondern etwas geregeltes, ja fast edles war ihm aufgeprägt; er stand in der Lebenszeit, wo der Körper üppig aufzuschießen pflegt und sich mehr in die Länge als Breite dehnt, doch fehlte seiner schlanken Gestalt die jugendliche Muskelfülle nicht, da wo sie innere Kraft verkündet; der nackte Hals war nervicht und um die gebräunte mit der Farbe der Gesundheit geschmückte Wange ringelte sich kurzes helles Haar in hundert natürlichen Lockchen, und das

blaue deutsche Auge schauete lebensmuthig und sorglos auf die vorüberziehenden Gaffer. Die Tracht des müden Reisenden hatte nichts Bornehmes, indeß gehörte sie auch nicht ganz dem untern Stande an; der kurzgeschnittene braune Laufrock war abgetragen, aber hatte einen ritterlichen Schnitt und feine NätHEREI am Kragen und Aufschlag, ein weißer feiner Hemdkragen schlug sich über die Schultern breit herab, dagegen war das pauschichte Beinkleid von grauem Zwillich, die Strümpfe und dicksohligen Schuhe erinnerten an das Tyrolerland und ebenfalls der helle, breitrandige Filzhut, den jedoch statt des rothen Bandes und des Blumenstraußes ein phantastisch befestigter Adlerflügel schmückte; an einem breiten Riemen, der über die rechte Schulter zur linken Hüfte lief, und auf dem allerlei Jagdfiguren in Weiß genähet waren, hing eine Wandertasche und eine Korbflasche, und in einer rothgelben Schärpe, die unter dem Rock sichtbar wurde, steck ein breites Jagdmesser, mit einem Griffe von rauhem Hirschhorn. —

Der Fremdling, denn als solchen bezeichnete ihn seine Tracht, warf den Hut vom Krauskopfe herab zu dem Knittel in's Gras, trank aus seiner Flasche, speisete von einem Weißbrotrest aus seiner Tasche, und lag da in jener Behaglichkeit, die dem Besizer wie dem Beschauer gar wohl thut, weil sie das Bild der höchsten Glückseligkeit auf Erden, der Zufriedenheit mit sich selbst und der Welt darbietet. — Wer weiß wie lange der Fremde so dagelegen, hätte nicht eine äußere Erscheinung ihn aus seinem träumenden Nichtsthun aufgerufen. Auf einem lehn-

ansteigenden Hügel in der Nähe befanden sich einige Gartenanlagen mit einem leichten Holzgehäge eingezäunt. Von ihnen her kam ein Mann von einem halben Duzend ihn wild und kläffend umspringender, gut genährter Hunde begleitet. Der Mann war großer Statur, hatte einen breiten und massiven Körper; er trug einen grauen steifschößigen Oberrock, Reitstiefeln von ungegärbtem Leder und eine violettblaue Sammtmütze mit dicker goldener Troddel. So wie der Mann den Leuten auf der Landstraße sichtbar geworden, so kam eine unruhige Bewegung in die Meisten; einige beschleunigten ihren Marsch zur Stadt bis zum Wettlauf, Andere bogen von der Straße in kleine Fußwege ein, welche in die Fruchtäcker oder zu niedern Gebüschplätzen führten, und bald erklärte sich die Ursache der Furcht und Flucht. Der Mann hatte kaum mit seinen Hunden die Straße erreicht, so zerstreueten sich die bösen, aufgehegten Thiere mit wüstem Gebell und muthwilligen Sprüngen, und sprengten auf die Wanderer ein, als wenn sie abgerichtet worden, menschliche Gestalten zur Scheibe ihres Angriffs zu machen. Hier warfen sie ein schreiendes Kinderpaar mit dem Schlage ihrer tálpi chen Pfoten in den Sand; fuhren dort einem schwer beladenen Lastträger in die Waden, daß er im Schreck und Schmerz vorn über stürzte und unter seiner Bürde beladen vergebene Anstrengungen sich zu erheben versuchte und einer Schildkröte gleich mit den Gliedern sparrte; stellten dort einen Sonntagsreiter, dessen scheues Pferd vor Entsetzen über die unbändigen Bestürmer, die mit weitoffenem, geifernden, zahlreichen Rachen an ihm aufsprangen, sich bäu-

mend zur Seite bog und dann in unaufhaltbarer Flucht mit dem armen Herrn, der nach verlorenem Zügel erbar- mungswürdig den Sattelfnauf umklammert hielt, über die abgeernteten Stoppelfelder in's Weite flog; und der Mann mit der violettblauen Kappe lachte dazu laut und schallend, und schien ein menschenfeindliches, grausames Gaudium an dieser seltsamen Jagd zu finden, das aller Galanterie und jedes Zartgefühles spottend auch da sich zu erkennen gab, als eine der blutbefleckten Bestien auf ein Paar junge Damen schoß, die in der Abendkühle ihren Spaziergang machten, ihnen Mantilla und Schleier zer- setzte, und den silberberandeten Hut, den ihr kleiner Page muthig zur Wehr vorstreckte, dem Knaben aus den Hän- den riß, spielend zersezte und dann dem Herrn wie im Tri- umphe apportirte. Der Fremdling hatte mit hohem Stau- nen dem aus der Ferne zugesehen, und sich selbst gefragt, wer der Unmensch sein möchte, der sich dergleichen unter- fing, und den Niemand von den kräftigen Männern auf der Straße in seinem schändlichen Muthwillen zu stören und zu strafen wagte. Jetzt, da das wilde Heer ihm nä- her kam, drückte er seinen Filzhut auf den Kopf und faßte nach seinem Knittel. Ein altes Mütterchen, das am Stabe schlich, und ein Körbchen am Arme trug, in wel- chem es Obst heimbrachte, ging jetzt einige zwanzig Schritte von seinem Ruheplaz vorüber, und ein schwarzer Sau- fänger, den sein wilder Kreislauf gerade in ihre Bahn führte, fuhr auch ohne Weiteres auf sie ein, faßte mit den Zähnen ihren Stab und riß ihn aus ihrer zitternden Hand. Ehe die der Stütze beraubte Alte jedoch umsanf, stand der

Fremde schon neben ihr, hielt sie in seinem linken Arm, und traf, da die schwarze Bestie einen zweiten Sprung nach dem kleinen Schultermantel der Greisin that, das Thier mit seinem Keulenstocke so tüchtig zwischen die Zähne, daß es mit blutigem Maule laut heulend zurückflog. Ein lautes „Hoho,, schallte vom Munde des Herrn, und der Fremde hatte kaum Zeit, die Alte sanft auf den Boden zu setzen, und sich nach einem alten Baumstamm zu flüchten, als er sich von der ganzen Meute angefallen sah, die wie erbittert durch die Behandlung ihres Kameraden zum wüthigsten Angriffe auf ihn ansetzte. Ein merkwürdiges Schauspiel, wie es diese Gegend wohl nie erblickt, begann in diesem Moment. Den breiten Eichenstamm im Rücken, die Füße fest in den Sand gedrückt, wobei das rechte Bein in der Stellung des römischen Gladiators vor sich gestreckt, die linke Hand fest am Waidmesser im Gurt, schwang der junge Mensch seine knorrige Keule mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit und Stärke gegen die erbohten Thiere. Wie ein Wirbel des geübtesten Fahnenschwenkers oder des kunstgerechtesten Tambours flog die schwere Waffe um ihn her, durch die Luft, bald hoch, bald tief, seinen ganzen Leib deckend um in jeder Secunde einen Schlag an die Gegner austheilend. Einige Minuten sah der colossale Mann dem unerwarteten Schauspieler zu, als aber hier einer seiner Lieblinge am Kopf getroffen hinterrücks einen Purzelbaum schlug, dort ein an der Pfote Verletzter mit Wehgeschreie zur Seite hinkte, da piff er aus voller Brust zur Retirade, und die Thiere schienen gern zu gehorchen, denn sie sammelten sich alle hinter dem Herrn, als dieser mit

hochrothem Gesicht und in der Hast des Zornes auf den er-
higten Fechter losschritt.

„Teufelsjunge,“ rief der Mann, „sticht Dich der Toll-
wurm, daß Du es wagst, meine tapfere Leibwacht zu
schanden zu schlagen? Den Tod auf Deinen Kopf, Du
unverschämter Landstreicher, Du!“ —

Der Fremde setzte seinen Knittel in Ruh, holte tief
Athem, und sah den Scheltenden mit flammenden Blicken
an. „Salvire Euren eigenen Kopf,“ entgegnete er kurz
und dreist, „denn mein Arm ist einmal heiß geworden, und
mein Seel! mir wächst die Lust, meine gute Wehr an
einem bessern Ziel zu versuchen als an dem unvernünftigen
Biehe dort. Und bei dem gerechten Gott,“ setzte er hefti-
ger und den Knittel wiederum erhebend hinzu, „wer hin-
dert mich, an Euch den Unfug zu bestrafen, zu dem Ihr
als ein Mensch, dem Gott Vernunft gab, den Gehorsam
Eurer Thiere mißbrauchtet? Aehnlicher als ich seid Ihr
überhaupt einem Landstreicher und Friedensbrecher, und
vagabondirtet Ihr im guten Schweizerlande also mit Eu-
rer Jagdkoppel durchs Land, schöße man Euch die gefähr-
lichen Bestien vor den Füßen todt, und Ihr selbst müßtet
büßen mit Gut und Leib für den Frevel an Euren Näch-
sten.“ —

Der Mann in den Reitstiefeln war stusig einen gro-
ßen Schritt zurück getreten, sein Gesicht wurde blässer und
er fixirte einige Augenblicke mit seinen scharfen Augen den
jungen Menschen, wobei sein Mund sich allmählich in ein
möglichst freundliches Lächeln hinüberzog.

„Du führst Deine Zunge fast so gut wie Deinen Weber-

baum;“ sagte er dann mit Laune und Gemüthlichkeit; „sage, wo hast Du diese Fechtkunst erlernt?“

„Ihr müßt nicht weit über Eure Schwelle hinausgekommen sein,“ antwortete der Fremde mürrisch, „daß Ihr die Schwinger von Uri nicht kennt! Habt Ihr Vergnügen in dem schönen Spiele der Welpen auf der Stelle Unterricht zu nehmen, so brecht Euch einen knorrigen Ast vom Baume hier, und in einer Viertelstunde sollt Ihr wissen, wie man am Waldstädter See oder an der Reuß ungeschliffenen Leuten die gute Sitte einbläut.“ —

„Hoho!“ rief der große Mann. „Du bist ja ein gar gewaltiger Goliath; aber dein Großmaul hat eine gute Faust vorangeschickt, und Du gefällst mir darum, denn Du giebst mehr als Dein bartloses Kinn versprechen konnte. Kühle deinen Ingrim, mein Bübchen, laß uns Freunde werden, und sage mir vor Allen, wer Du bist, und woher Du kommst?“ —

Der Fremde sah den vertraulichen Frager verächtlich an, und entgegnete leichthin: „Mein't Ihr, es beliebe mir dergleichen? Nach dem was sich hier begab, meine ich, es stände mir weit eher an, zu fragen, wer denn Ihr seid, der Ihr die Straßen unsicher macht und eher einem Buschhelden als einem ehrlichen Menschenkinde gleicht. Ja, ja, verzieht nur nicht den Mund so spaßig, denn ich fordere Euren Namen, damit ich in der Stadt da meine Klage anbringen kann. Und ohne Umstände, — wollt Ihr nicht etwa auch meinen Schwingerstab kosten, — Euren Namen und was Ihr hier zu treiben habt!“ —

Der große Mann lachte laut auf, und sagte heftig:

„Beim Saint Denis, es ist nur Einer auf Erden, der mich so fragen darf, und der sitzt auf dem Stuhle des heiligen Louis! — Aber,“ setzte er milde und das Haupt etwas beugend wie in Unterwürfigkeit hinzu, „Du bist ein so eindringlicher und furchtbarer Frager, daß man sich gezwungen fühlt, Dir ohne Rückhalt zu antworten, als wärest Du Minister Louvois in eigener Person. Ja, Du hast ganz Recht, wenn Du mich einen Landstreicher und Buschflepper nennst; ich gehöre zu der Sorte, und die Holländer und das Niederland bis Amsterdam hinab wissen von mir zu reden, denn ich habe Manchen dort das Dach über dem Kopfe eingebrannt, Manchen für immer von den Beinen geholfen. Nun, werde nur nicht ungeduldig, mein junger Freund; laß mir den Hirnschädel ganz, ich möchte gern mit Dir noch einige Becher stürzen und einige gute Hausschüsseln leer machen. Ich beichte ja schon und bekenne Dir, Du Gewaltiger, daß man mich Melac nennet, daß mich die Majestät meiner Sünde wegen zum Marechal de Camp gemacht, und daß man mich als einen bekann- ten, großen Taugenichts dort in die Festung verwiesen, wo ich den äußersten Vorposten des Landes commandire, damit nicht solche Wagehälse wie Du ein Stücklein des schönen Frankreichs im Wandersacke nach Hause tragen möchten.“ —

Der junge Fremde stand ein wenig verdußt, doch sah man, es war nicht Furcht und Schrecken, sondern mehr Ueberraschung, Erstaunen, was ihn gefaßt, ja, in seinen Mienen leuchtete sogar ein Fünkchen von Wohlgefallen hindurch, als er jetzt seinen Gegner mit größerer Genauigkeit in das Auge faßte. Und dieses Wohlgefallen

mußte sehr räthselhaft erscheinen, denn der Marschall Melac hatte nie das Glück gehabt, durch sein Aeußeres irgend einem Menschen zu gefallen, indem die Natur sehr geizig und stiefmütterlich gegen ihn gehandelt. Es würde dem phantasiereichsten Maler, selbst einem Höllen-Breughel, schwer gefallen sein, ein häßlicheres Antlitz zu erschaffen; diese gelbe, faltige Haut auf breite Backenknochen gespannt, dieser weite Mund voll hervorstehender Zähne, die in die aufgeworfenen Lippen tiefe Spalten gedrückt, diabolisch widrig, wenn er lachte, satanisch-entsetzlich, wenn der Zorn ihm die Form des knirschenden Tigerrachens gab; dazu eine breite, aufgestülpte Nase, große, vorspringende Augen, deren eines Augenlid, durch einen Säbelhieb gespalten und schlecht geheilt, halb über den Apfel herabhing, und alle diese Reize eingekränzt von einem schlichten, harten Kopfhaar und Bartwulst, dessen Färbung ein Gemisch von Schwarz und Grau zeigte; so, einem indischen Götzenkopfe gleich, den man auf einen kolossalen Fels-Pillar gestellt, sah der Mann aus, der sich dem jungen Keulenschwinger als den Gewalthaber der Gegend genannt, den der Ruf als den tapfersten Soldaten der französischen Armee, aber zugleich als den grausamsten, unerbittlichsten und strengsten General Frankreichs bezeichnete. —

„Nun, mein Freund,“ begann nach einer Weile der Marschall, „hast Du die Sprache verloren, seit Du weißt, wem Du den Unterricht in Deiner Fechtkunst so freundlich angeboten?“ —

„Euer Name ist mir bekannt,“ sagte der Fremde unbefangen, „aber ich hatte mir den braven Marschall etwas

anders gedacht, und mein Verstummen findet seinen Grund gar leicht, in der seltsamen Liebhaberei, in der ich Euch traf, und die ich mit Eurem hohen Stande in keinen Einklang zu bringen weiß.“ —

„Das ist so mein Plaisir,“ sagte leichthin der Marschall, „Jeder geht seinem Geschmacke nach. Das Schicksal hat mich zum Menschenjäger gemacht, und ich kann's nicht lassen, auch in Friedenszeit den Beruf zu üben. Du hast Deine Lust daran, Arme und Beine entzwei zu schlagen, ich schaue gern so eine Haß auf kreischendes Frauenvolk, das mir nie und dem ich nie besonders gut war; ihre Purzelbäume ergözen mich, und Dir möchte es nicht so leicht werden, die gebrochenen Knochen zu bezahlen, wie es mir wird, eine zerrissene Mantilla oder ein zerfestes Unterröckchen zu ersetzen.“ —

Der junge Mensch sah ihn unmuthig an und wandte sich halb ab von ihm. „Nie habe ich den Arm gehoben gegen Wehrlose,“ sagte er abgestoßen, „nie im Muthwill verwundet.“ —

„Was hadern wir?“ sprach der Marschall. „Du wirst mir meine Unart vielleicht abgewöhnen, wenn Du Dich bequemst als Mentor gütigst bei mir zu bleiben. Gefalle ich Dir nicht, gefällst Du mir desto besser, und ich lade Dich ein, es eine Weile zu versuchen, wie es sich im schlechten Hause eines alten Soldaten lebt.“ —

„Du kannst mich in den Thurm setzen lassen, wenn Du mich einmal hinter jenen Mauern hast;“ entgegnete der Fremde überlegend; „aber was thut es,“ setzte er rasch hin-

zu; „ich habe schlimmes erlebt, und man muß Alles versuchen in der Welt.“ —

Beide gingen zusammen zur Stadt, wenn der Junge sich aber bei einem Rückblick darüber zu ergötzen schien, daß die mächtigen Hunde nur von fern folgten, und sich schmeichelnd, und mit scheuen Blicken auf die gefährliche Reule weit hinten hielten, so lächelte auch der Alte und fast böshaft. Der Marschall fragte jetzt wiederum nach Namen und Heimath seines Gastes, und nach kurzem Besinnen nannte sich der Fremde Hieronymus von Gestinen, die Schweiz sein Geburtsland, und erzählte dazu, der Vater habe ihn aus dem Gebirgsthale fortgeschickt, weil er groß genug, sich selbst in der Welt zu versuchen und sich ein Gewerbe zu erwählen; gäbe es Krieg, würde er längst gewählt haben, so wolle er eine Weile herumpilgern bis zum Norden hinauf und zum Süden hinab, um zu sehen, was in den Winkeln der Erde für Menschenkinder lebten; zugleich zeigte er zwei Goldstücke vor, die er wie ein vollkommen ausreichendes Reisegeld mit stolzer Freude zu betrachten schien. — Der alte General plapperte vertraulich mit seinem Begleiter bis zur Stadt hinein, doch wurde dem jungen Gestinen etwas wunderlich zu Muthe, als sie über die Zugbrücke, durch das mächtige Thor und die düstern Fortifikationen einschritten, die Wache in's Gewehr trat und die härtigen Füseliere salutirten, wobei die dumpfe Trommel das Geklirr der Waffen begleitete. Er sah sich jetzt in völliger Gewalt des von ihm nicht eben höflich Behandelten; seine häßliche Frage, sein böshafter Blick, seine seltsamen Plaisir's drückten ihm jetzt erst recht auf das

Gemüth, doch sein leichter Sinn siegte und er folgte dreist dem Marschall über den Wall, zu einer Steintreppe, die sich an einer Gatterthür endete, und von der man über einen großen Baumgarten hinsah, welcher zwischen den drohenden Bastionen da lag wie eine blühende königliche Jungfrau im Schutze eines Riesen, und als des alten, einsamen Kriegers Lieblingsplatz bekannt war, den er nur gern mit dem Feldlager vertauschte, wenn die Trompete seines von ihm vergötterten Königs rief. Der General stieg hinab und schloß die Pforte auf, Hieronymus folgte.

Zuerst schritten sie durch Baumreihen, an deren Zweigen das schönste Obst liebäugelte; dann kamen sie in einen breitem Raum mit hohem Grase bewachsen und von dichtem Gebüsch und schattigen Baumgruppen abwechselnd durchbrochen. Nicht weit waren sie hier gegangen, so erblickte der Sünling auf dem Grasplatze einige blanke Stücke Rothwild, welche zahm und furchtlos ihre Nahrung suchten; kaum hatte jedoch der Herr des Gartens einen Jägerpfeiff erschallen lassen, so erhob ein stattlicher Schau-
felhirsch sein Haupt, schüttelte den breiten, bemähnten Hals, stieß einen grollen Ton aus, und nähete sich zuerst im Schritte, dann im Trabe, und senkte zugleich sein Geweih. Der Gast sah sich um nach dem Wirth, als jedoch ein recht boshaftes Lächeln den Mund desselben verzerrete, wandte er sein Gesicht schnell wieder von ihm, und schon hatte ihn das starke Thier fast erreicht, und unverkennbar war die Wuth in seinen großen, blizenden Augen, und das scharfe Geweih auf ihn gerichtet, stürzte es zum tödenden Angriff heran. Schweiß trat dem Befährdeten

auf die Stirne, doch als ein wackerer Gemsjäger mit solcher Gefahr bekannt und seiner Kraft bewußt, sprang er geschickt zur Seite, ließ seine Keule fallen und griff von der Seite zugleich mit beiden Fäusten in das Gehörn, und schwenkte sich mit dem erschrockenen Thiere so lange hin und her, bis beide Ringer zugleich zu Boden fielen, wobei die Spitze des Geweihes ihm die Wange blutig riß. Der alte Sonderling stand jetzt im Sturmmarfch neben ihnen; „couchez vous, Acteon!“ rief er mit einer Riesenstimme, und der Hirsch lag gehorsam auf der Seite wie ein Todter, und des Generals Hand half dem jungen Sieger selbst sorgsam vom Boden auf.

„Ist das auch Euer Plaisir?“ fragte er im Aufstehen mit unverhaltenem Groll; doch der alte Herr wischte ihm freundlich das Blut ab vom Gesicht und antwortete schmunzelnd: „Nichts für ungut, mein Söhnchen! die wilde Bestie sieht Niemand als mich in diesem Revier und ist eifersüchtig auf Dich geworden. Aber Du kannst Dir einen Triumphatorenstolz erlauben, denn sich nur, wie scheu das edle Geschöpf die Augen zu Dir aufschlägt. Wäre es aber eine Probe gewesen, so hättest Du sie wie ein Held bestanden, und willst Du bleiben bei mir, theilen Brot und Becher und Bett mit mir, so sollst Du mir willkommen sein für immer, und ein Offizierplatz unter meinen Leibschützen steht Dir zu Dienst, wenn solche geringe Ehre dem jungen Roland nicht zu schlecht dünkt.“ —

Der junge Mann blickte ungläubig auf den Sprecher, um zu forschen ob Ernst oder neuer Hohn in den Worten zu suchen sei, aber er fand die Züge des Kriegsmannes

gänzlich verwandelt, und aus dem häßlichen Gesicht leuchtete ein so väterlicher und wohlwollender Ausdruck zu ihm herüber, daß er kräftig in die dargebotene Hand einschlug und dazu sprach: „Auf Tod und Leben, so lange Ihr wollt, aber nicht als Euer Soldner!“ — und der Marschall schüttelte in sichtlicher Freude die Hand, und sie gingen weiter durch den Garten bis sie zu dem hohen Commandantenhause kamen, das am Ende desselben, von einer Reihe hoher Linden umgeben, erschien. —

Mehrere Wochen waren verlaufen. Der neugeworbene Schütz fühlte sich ganz behaglich auf seinem Plage, wenn auch sein jetziges Verhältniß den schroffsten Contrast zu seiner vorigen Lebenslage bildete. Frei wie die Schwalbe unter den Wolken war er von Berg zu Berg, von Thal zu Thal gezogen, alleiniger Herr seines Willens, seiner Zeit, seiner That; jetzt mußte er sich in den Waffen üben, die Wache beziehen, Ordres schreiben, mußte nach dem Trommelschlage seinen Tag einrichten, die Uniform anthun und ablegen, vom Bett aufstehn und sich niederlegen; aber das junge Blut schien sich leicht und freudig in den Lebenszwang zu finden, und wie ein farbenvoller Schmetterling, nachdem er die Puppe zerbrochen, mit jeder Minute sich schöner entfaltet, so wandelte sich der rohe, ungeschlachte Naturbursche mit jedem Tage mehr in einen ritterlichen, stattlichen Soldaten, und bewies an sich die Vortheile, welche die Ordnung des Kriegerlebens dem rauhesten Dörfler zuwendet. Die alten, gedienten Schützen, ein ausgesuchtes Corps, hatten von seinen Abenteuern mit des Mar-

schalls wilden Rüden und seinem Hirsch, die von ganz Landau gefürchtet wurden, gehört, und achteten den unbärtigen Offizier, und ihr Respect verdoppelte sich, da sie den alten Melac, dessen Gesicht sie niemals freundlich gesehen und das ihnen einer ewig am Himmel haltenden, Blitz und Donner versendenden Wetterwolke glich, so väterlich und traulich mit dem jungen, wie in die Festung herein geschneieten, Fremdling umgehen sahen. —

Hieronymus hatte die Wache am Thor, als der Chevalier Melac mit seinem Gasconner einritt, jedoch nur leichtthin seinen Namen nannte, keinen Blick auf den fragenden Offizier warf und ohne Aufenthalt zum Commandantenhause forttrabte.

Der Marschall empfing den Neffen ernst, betrachtete ihn mit raschem Blick von oben bis unten, und wehrte ihn fast hart ab, als dieser gewohnter Weise sich beugte, ihm die Hand zu küssen.

„Gerade auf,“ commandirte er, „Kopf in die Höh, Brust heraus! Wer einen Bart trägt, darf nicht an solche knechtische Pagenpoffen denken. — Beim Saint Denis, Du bist ein schmuckes Mannsbild geworden, Philibert, aber die glatte Höflingsmanier guckt aus Dir heraus vom Scheidel bis zur Sohle, die muß fort, fort, denn die Melac's haben nie ihr Glück auf den Schloßparquets gesucht und gefunden. Ein Soldat sollst Du werden, und kannst bei meinem jüngsten Lieutenant in die Schule gehen, der ein ganz anderer Kerl ist wie Du.“ —

Der Chevalier wurde blutroth im Gesicht, versicherte jedoch unterwürfig dem gefürchteten Onkel, er würde sich

gern hinstellen lassen, wo der Ohm es wünschen möchte, und hoffe überall dem Namen Melac Ehre zu machen.

„Brav, mein Sohn!“ entgegnete der Alte mit milderer Stimme. „Wer commandiren will, muß zu gehorchen verstehen. Doch wird das Kunststück nicht leicht sein, ohne Exercirzeit sogleich aus dem Sammtkleide in den Lederkoller zu steigen, und es drängt die Zeit, der Krieg ist vor der Thür, ohne daß eine Seele außer Frankreichs Gränzen es ahnet. Schon ist eine Armee nicht fern von uns, welche Louvois auf Straßburg schickt, und jede Stunde kann der Courier eintreffen, der auch uns zum Aufbruch ruft. Nimm Dich drum zusammen, suche Dir einen Wappenrock aus meinem Magazin, denn ich wünsche Dich als meinen Aide de Camp mitzunehmen und selbst einzuführen in das Freudenfeld der Schlacht, in den einzigen Festsaal, wo sich ein ächter Mann wohlzubefinden vermag.“—

Der Nefte dankte für die Auszeichnung auf das herzlichste, und der Marschall griff wieder zu den Landcharten und Papieren, die ihn vorhin beschäftigt, erzählte leicht hin nur noch von dem jungen Schweizer, den er adoptirt, den er dem Chevalier zum brüderlichen Kameraden bestimmt, und den er ihm, so bald er sich sehen ließe, auf's Zimmer schicken würde.

Nach diesem kurzen Zwiesprach entlassen ging der Ritter, nicht ganz zufrieden mit dem Empfang, und wirklich verstimmt über den ihm als Muster gepriesenen Fremdling, mit dem er die Gunst des Ohms theilen sollte, ja, mit ihm darum zu ringen gezwungen war. Die Wachposten wurden Mittags gewechselt, und kurz nachher mel-

dete der lustige Baptist den jungen Gestinen an. Mit krauser Stirn hob sich der Chevalier lässig vom Sessel, als der Schütz in dem grünen feinen Wams mit den silbergestickten Aufschlägen eintrat, und beleidigt warf er seinen Kopf stolzer nach hinten, als der Offizier an der Thür ohne die schickliche Begrüßung stehen blieb, die Melac als Nefte des Marschalls erwarten durfte. Da streckte der junge Mann beide Hände nach ihm aus und rief mit vor Rührung bebender Stimme: „Philibert, ist es möglich, hast Du wirklich Deinen Jerome und das Esenheimer Schloß so bald vergessen?“ —

Der Chevalier stuzte, schauete scharfer hin, schien seinen Augen nicht zu trauen, erkannte jedoch schnell den Freund, und beide lagen Brust an Brust, saßen bald traulich neben einander, und Melac konnte sich nicht satt sehen an dem hochaufgeschossenen, kraftvollen Sünge, den er sich immer noch Knabenhaft und unselbstständig gedacht.

„Aber welch Wunder brachte Dich hierher,“ fragte er kopfschüttelnd, „was warf Dich in dieses Kleid, in meines rauhen Onkels Herz und Gunst, und warum verachtest Du Deines Vaters Namen, mein Jerome, der Dir wie mir so lieb sein muß?“ —

„Still, still;“ sagte scheu der Schütz; „wenn Du mich liebst wie sonst, so darfst Du den Namen Esenheim nicht kennen, mich nicht kennen. Der Marschall würde mir nie den Trug vergeben, und gönnt Du mir das Bischen Gunst bei Deinem strengen Anverwandten und bist nicht neidisch darauf, wirst Du mir die erste Bitte nach unserm Wiederfinden nicht versagen.“ —

„Ich Clara's Bruder verrathen?“ rief Melac mit Bewegung. „Aber heile meine Neugier! Erzähle! Wir sind sicher vor jeder Unterbrechung, denn der Ohm vermuthet den Neffen auf dem Bett, ruhend von der Reise und wird vor der Tafelglocke mich nicht stören lassen.“ — Er legte traulich seine Rechte in Teromes Hand, und dieser begann seine Erzählung, nachdem der Ritter zur Vorsicht den Baptist angewiesen, vor dem Zimmer Wache zu halten, und jeden Störer schleunigst anzumelden.

„Seit Du fortgeritten von unserm Schlosse,“ sprach der junge Esenheim, „war es uns Allen, als sei der gute Geist von uns gewichen, und als wäre an die Stelle eines heitern Frühlings plötzlich und ohne Uebergang der langweilige, freudenleere Winter eingetreten. Mir fehltest Du allenthalben; warest Du doch der Erste gewesen, der sich zu mir geneigt in Freundschaft und Vertrauen, und Alle schienen meinen Gram zu theilen, die kleine Angela fragte stündlich nach Dir und bat, man möchte Dich wiederholen, denn alle ihre Püppchen weinten, Schwester Clara schlich stumm und traurig umher und saß stundenlang an dem Fenster, von dem sie Dir den Abschied gewinkt, und auch die Mutter, welche so lange Du bei uns weiltest, heiterer gewesen wie gewöhnlich, kränkelte auf's Neue, und verließ bald das Bett nicht mehr, von dem sie wenige Monden darauf zu Grabe getragen wurde. Ach! Melac,“ — er drückte schmerzlich des Ritters Hand an seine Brust; — „ich hatte früher nicht bedacht, was eine Mutter dem Kinde ist, der wilde Bube hatte sie oft gekränkt im Eigensinn und Ungehorsam, hatte sich nicht so um sie

bekümmert wie er gefollt; jetzt an ihrem Sarge fiel mir das Alles wie eine drückende Last auf das Herz, und ich mag mich wohl sehr ungebärdig betragen haben, wie man die schneebleiche, gute Frau zur Gruft hinab trug, denn der Vater fuhr mich hart an und schalt mich einen albernen Knaben, und Aurora, Du erinnerst Dich der Jungfrau vielleicht, die bei uns wohnte, ermahnte mich, vor den Leuten mich nicht lächerlich zu machen, die den Respect vor ihren heulenden Junker verlieren müßten.“ —

„Ja, ich erinnere mich!“ seufzte Melac. „Aber weiter, weiter!“ —

„Aurora's Wort hatte ein besonderes Gewicht für mich, ohne daß ich wußte warum;“ fuhr Terome fort, „weit mehr als des Vaters Scheltwort; und ich bezwang mich, und der Mutter Bild wurde bald schwächer in meiner Phantasie, und ich weinte in sündhaftem Leichtsinne nicht mehr um die Verlorene. Aber Aurora trug auch hier wiederum die Hälfte der Schuld durch ihr Benehmen gegen mich, das seit dem Verschwinden der Mutter sich gänzlich verändert hatte. Ohne sie hätte ich mich sicher unerträglich allein und recht elend im öden Schlosse gefühlt, doch sie schien meine einsame Lage mitleidig zu erkennen, und in allen Stunden, worin sie der Sorge des Haushalts sich entziehen durfte, gab sie mir ihre Aufmerksamkeit kund, sie schwatzte und las mit mir, wir sprachen von Dir und meiner Zukunft, sie trieb mich zu den Waffenübungen mit dem Jäger Siegbert, und lobte meine Fortschritte, sie trieb mich, Theil zu nehmen an des Vaters Jagden, um seiner Liebe mich zu vergewissern, sie sorgte für meine Klei-

dung, meine Bequemlichkeit, mehr wie es fast die Mutter gethan, und ich empfand eine Neigung, ein Zutrauen für sie, wie es die einsilbige Schwester Clara niemals in meinem Herzen hatte erwecken können.“

„Du armes, junges Blut! Ich sehe die Katastrophe voraus;“ fiel Melac ein, indem er mit doppelter Theilnahme zuhörte. —

„Ich wette für das Gegentheil;“ antwortete Jerome; „ist mir, der ich Alles selbst erlebt, doch das ganze Ereigniß ein Räthsel geworden, wie mir das Gefühl ein Räthsel blieb, was so auf Einmal mich zu einem Wesen hinzog, das ich doch schon so lange gekannt hatte, das schon so lange dicht neben mir gelebt. O, mein Freund, ich kann Dir nichts erzählen von den nächsten Monden nach dem Tode der Mutter, von dieser Zeit, wo ich mich bald glücklich, bald recht unglücklich wähnte; ich fühle meinen Kopf brennen, mein Herz klopfen, wie da, als ich ihr die erste wilde Ente, meinen ersten Jagdpreis zur Küche trug, und sie mich im fröhlichen Scherz über mein Jagdglück, beim Kopfe nahm, und zwei warme Küsse auf meinen Mund drückte. Das süße Spiel that mir so wohl, und ich gestehe dir schaamroth, ich bat und nahm seitdem gar oft, was sie nur selten weigerte.“ —

„Unschuldiger Hercules in der Wiege;“ rief Philibert lächelnd; „die Eva mit dem Apfel der Erkenntniß in der kleinen Hand mag wohl manchen erfahrenern Adam warm gemacht haben, daß es ihm war, als hätte nicht ein Weib sondern eine tobende Windsbraut ihn in die Arme genommen.“ —

„Die schöne Zeit nahm einen gar zu traurigen Ab-

schied ;“ fuhr der junge Schüz schwermüthig fort ; „ höre nur, was sich begab. Eines Abends, der Vater war auf der Jagd, saßen Aurora und ich allein im Zimmer, und ich mußte ihr vorlesen aus dem französischen Gedichtbuche, was Du bei uns zurückgelassen. Ich las das Poem, von dem Bruder, der seine Schwester liebt, und recht unglücklich ist, bis sich's entdeckt, daß die Schwester nicht seine Schwester ist. Es hatte mir gedäucht, als hätte ich einen Hund anschlagen hören weithin im Hofe, aber Aurora verneinte es, und legte den runden, warmen Arm traulich um meinen Nacken, und ich mußte fortlesen. Als ich nun kam zu dem Schlusse des Gedichts, wo sich Braut und Bräutigam in die Arme stürzen, da fiel es plötzlich wie Schuppen mir vom Auge, und ich hielt ein, denn mir mangelte der Athem, und ich sah auf zu ihr mit Blicken, vor denen Feuersterne tanzten. In jedem Auge stand ihr eine Thräne, und doch leuchteten die Augen durch die Thränen heller und schöner als Sternenschimmer und Morgenlicht. Da warf ich mich an ihre Brust und schlug beide Arme um sie und hing lange an ihrem Halse. O, schrecklicher Augenblick! Der Vater war herein getreten, seine wilde Stimme, und seine harte Faust weckten mich aus einer Betäubung, die alle meine Sinne getödtet; furchtbar traf mich sein Zornwort und zernichtete mich fast. Ich hörte Aurora's Entschuldigung nur halb, sie verklagte mich, sprach von Verfolgung, von Wehr. Was konnte die Arme anders thun? Wie konnte sie des Vaters Mißhandlung anders von sich abhalten? Warf sie sich doch zwischen ihn und mich, so daß ich nach meinem Zimmer zu flüchten

vermochte! — — Am andern Morgen folgte nach einer bangen Nacht die Strafe für meine sündhafte Unart. Der Jäger Siegbert brachte mir im Namen des Vaters eine Kasse mit Goldstücken und zugleich den Urtheilsspruch, ohne Aufschub das Schloß zu verlassen, und bei Fluch und Enterbung nicht früher zurück zu kommen, bis mir des Vaters Befehl dazu geworden.“ —

„Ich sehe klar;“ stieß Philibert hervor und seine Hände ballten sich. „Die Schlange spie ihr Gift in Deinen Lebensstrank. O Pfui über die Entweibte! Und für ewig bleibt es wahr: kann sich kein Mann erheben zu der Engelhöhe des Weibes, zu der Herrlichkeit reiner Frauen-Natur, so kann auch kein Mann so tief sinken, wie das Weib, wenn es gesunken.“ —

Jerome sah verdutzt und fragend auf den Freund, dieser aber sprach: „Bringe nur Deine Geschichte von dem verlorenen Sohne zu Ende, dann wird Ein Wort von mir Dir den Räthselknoten zerhauen.“ —

„Ich ging vom Schlosse,“ erzählte Jerome weiter, „froh dem Zorne des Vaters zu entrinnen; ohne Sorge pilgerte ich in die fremde Welt, und bald schien mir die Strafe ein liebes Geschenk, sah ich doch täglich Neues und Herrliches, fand ich doch überall freundliche Menschen, war ich doch frei, Herr meiner Zeit und meines Willens. Ich wanderte am Rheine hinauf, durch die Schweiz bis an Italiens Gränzen; aber dort gefiel es mir nicht, die Menschen wurden finster und feindselig, die Sprache mir fremd, man betrachtete mich mit Argwohn, man bestahl mich, und entschlossen kehrte ich um und pilgerte zurück zu einem gastlichen Hause, das unfern der Teufelsbrücke um-

ringt von duftigen Weidplätzen lag, das mich einst beherbergt, und wo sechs wackere Brüder, alle nicht weit im Alter über und unter mir, dazumal einen Freundschaftsbund mit mir geschlossen. Man nahm mich fröhlich auf, ich wurde wie der siebente Bruder gehalten, und lebte zwei Jahre in dieser lieben Familie. Aber meine Goldrolle ward immer kürzer, denn ich sparte sie nicht, und mehr als früher gedachte ich der Heimath; auch war ich verständiger geworden durch das Gespräch der Alten, dem wir Jungen oftmals zuhorchten; ich kannte jetzt meine Rechte, meine Ansprüche, und nahm Abschied, um zu schauen, wie es stände zu Hause, um den Versuch zu wagen, in unseres Schlosses Nähe geheim mit der freundlichen Aurora in Verkehr zu treten und durch sie den Vater zu versöhnen. Da fand mich Dein Oheim, seine Anträge schmeichelten meinem Ehrgeiz, es schien mir günstiger für mein Schicksal, in dem Kleide eines Soldaten vor den Vater zu treten als in der Tracht des Kneplers, sein Name erinnerte mich an Dich, ich hörte von Deiner baldigen Ankunft, und ich blieb, um Dir mein Herz zu vertrauen, von Dir Rath und Hülfe zu nehmen bei dem Schritte, der für meine Zukunft so wichtig erschien.“ —

Der Jüngling schwieg, und der Chevalier nahm wieder wie anfangs Jeromes Hand zwischen seine beiden Hände. „Du sollst Dich nicht getäuscht haben, Du guter, treuherriger, arg betrogener Mensch;“ sagte er mit Wärme und Lebhaftigkeit; „Dein guter Engel warf diese Barriere mitten in Deinen Weg, denn Deine Aufnahme im Vaterhause möchte Dir eine Teufelsbrücke geworden sein, gefähr-

licher als jene zwischen Deinen Eisbergen. Vor wenig Tagen war ich dort und sprach Deinen Vater.“ —

Hochauf fuhr der Jüngling. „Und wie lebt der Vater, die Schwestern und Aurora?“ rief er mit Herzlichkeit. —

„Ein Wort zuerst;“ antwortete der Chevalier; „es beantwortet vielleicht alle Deine Fragen: Aurora, die schöne, zärtliche, seelengute Aurora ist Deine Stiefmutter geworden.“ —

Mit einem Schrei sank Jerome in seinen Sessel zurück. „Aurora meine Mutter, Aurora meines Vaters Frau?“ stotterte er, und seine Wangen waren plötzlich bleich geworden wie die Wand und seine Augen starrten ungläubig und wie erlöschend in des Freundes Gesicht. — Melac erzählte ihm jetzt, was er dort gefunden und nicht gefunden, jedoch ohne sein eigenes Geheimniß preis zu geben. Thränen flossen aus des Jünglings Augen um die kleine Angela, als er aber Clara's Entfernung vernahm, stuzte er, und versicherte, daß er weder Blutfreunde noch Bekannte seiner Familie in Straßburg kenne, ja, daß er selbst sich ganz vor Kurzem mehrere Tage in Straßburg verweilet, und nichts von der geliebten Schwester dort gehört, noch gesehen.

„Aber Aurora meines Vaters Frau?“ so schloß er mehrere mal seine abgestoßenen Reden, als wenn dieser Gedanke vor den übrigen sich unmöglich in seinen Verstand einbürgern könnte, und zuletzt setzte er hinzu: „Melac, wäre es nicht Dein Mund, der der wackern Jungfrau solchen Makel aufbürdet, ich schölte ihn ein Lügenmaul.“ —

„So bist Du ganz ohne Ahnung, so siehst Du nicht durch den Nebel?“ fragte Melac unmuthig. „Ja, die falsche Sünderin kannte Dich, und darum wagte sie das große Spiel um Dein Erbe, denn Du, der den Schwestern zum Schutz von der Vorsicht berufen, warest blind geworden, stockblind in dem Trugschimmer der vor Dir ausgelegten, freilich, ja freilich nur zu preiswürdigen Reize. Dich ließ sie verbannen, nachdem ihre Comödie mit dem Papa gelungen, das kleine Engelchen starb ihr zu rechter Zeit, und Clara, die liebenswürdige, fromme Clara — —“

Der Gascogner trat herein, und bat um Verzeihung, daß er seinen Posten verlassen, aber es sei ein besonderer Lärm losgebrochen in der Stadt, eine besondere Unruhe auch im Commandantenhause, eine Ordonnanz sei auf schweißtriefendem Gaulde eingeritten, die Obristen wären schon allesammt bei dem Herrn Marschall versammelt.

„Laufe zum Salon,“ sprach im erweckten Dienstfeifer der Schützenoffizier, „und frage nach, was es besonders giebt, und bringe schnell uns Nachricht zurück.“ —

Der Chevalier hatte jedoch starr und ohne seine Rede zu vollenden auf den Gascogner geblickt, und als Baptist eilfertig davon sprang, fuhr er wie ein Mensch, der ein Gespenst erblickt, dessen Anblick ihn versteinerte, dessen Verschwinden ihn wieder zum Leben ruft, vom Sessel auf mit erblichenem Gesicht und mit Augen, in welchen das Entsetzen seiner Seele zu lesen war. „Clara ist nicht im Schloß, ist nicht in Straßburg;“ rief er im Selbstgespräch; „wo ist sie hin? Mußte sie nicht auch aus dem Wege, um der Habgierigen den ganzen Reichthum des ver-

liebten alten Thoren zu sichern? Wenn er doch recht gehabt und gute Ohren gehabt der alberne Bursch in seinem Thurme? Wenn jene wimmernde Stimme — wenn sie mich gerufen, den Freund, den Geliebten? Wenn — O, es ist entsetzlich! Und ich hörte nicht ihre Stimme, nicht die Stimme des Himmels, die mich forderte? Entsetzlicher Traum! Gespenst des Macbeth! Furchtbarstes Bild, das je ein Mensch in seiner innersten Seele aufsteigend erblickte!“ —

„Was ist Dir Freund!“ unterbrach Serome seine unheimlichen Ausrufungen. „Kalter Schweiß deckt Deine Stirn, Deine Glieder zittern. Hast Du eine Krankheit von der Reise mitgebracht, und muß ich den Feldarzt rufen?“ —

„Laß es gut sein, mein Bruder;“ sagte Melac matt, indem er sich an Seromes Schulter lehnte. „Das schreckenvolle Traumbild, das mich beunruhigte, ist zu grauenhaft, als daß es der Wirklichkeit angehören könnte. Es ist vorüber, ist verschwunden und ich bin erwacht. Aber;“ setzte er lebhafter hinzu, „wir müssen dennoch ohne Säumniß hin zu Deinem Schlosse, müssen wissen, wo Clara ist, müssen sie schützen vor der schleichenden Feindin. Komm, sogleich wollen wir um Urlaub bitten bei meinem Oheim; Du mußt mich begleiten, denn mich könnte man fragen, welch ein Recht ich mitgebracht so tief und ernstlich zu forschen.“ —

Kopfschüttelnd entgegnete Serome: „Und was könnte der Schwester geschehen im Vaterhause, unter des Vaters Augen?“ —

„Armer Bursch,“ antwortete der Chevalier heftig und indem er ihn fortzog, „wärest Du statt in die Schweizerberge nach Paris gewandelt, so würdest Du mißtrauischer geworden sein, würdest in der großen Sittenverderbniß den Menschen nackt gesehen haben, wie das erste Sünderpaa vor dem Feuerschwerte des Racheengels. Mich schaubert vor einer Möglichkeit, die ich nicht in Dein unbefangenes Herz vergiftend zu werfen wage. Deine trefliche Mutter, die kleine Angela — es ist mir als stiegen sie auf aus der Gruft der Burg am zürnend-rauschenden Rhein, und winkten mir befehlend. Fort, zum Dheim; meine Phantasie drohet mich umzuwerfen, und darum will ich glauben, Du hättest nicht Unrecht, denn ein Teufel kann nicht lieben, nicht einmal Liebe heucheln, und meine Gedanken spielen mit etwas, welches mehr als teuflisch genannt werden müßte.“ —

Er riß ihn fort, aber ehe sie noch das Zimmer verlassen, hörten sie auf einmal draußen in der Stadt Trommelgemurr erwachen, bald Trommeln von allen Seiten rasseln, und unterschieden den Generalmarsch, der die Truppen mit seiner bekannten dumpfen Stimme aus den Quartiren zu den Alarmplätzen rufen mußte.

Serome hatte sich losgemacht von der Hand des Freundes, um sich auf den Posten zu begeben, wohin ihn die kriegerischen Töne befehligt, zu der nahe gelegenen Caserne der Leibschützen des Marschalls, vor deren Pforten bereits der Hornbläser seine langgezogenen Signale in die Luft blies, um die etwa in der Stadt zerstreueten Büchsenträ-

ger einzuberufen. Der Chevalier, den die Neugier betreff der Ursache des unvermutheten Allarms in etwas aus seinen düstern Träumen erweckt, eilte zu dem Zimmer des Marschalls, mußte jedoch eine geraume Zeit dort verharren, bis die Obristen entlassen und ihm die Erlaubniß zum Eintritt verkündet worden.

Er fand den Marschall vor einer Landkarte, in die eine Menge Knopfnadeln eingesteckt waren, und indem seine Augen auf dem Papier die bezeichneten Gegenden musterten, aß er aus einer Schüssel, die ein simples Fleischgericht enthielt mit Hast und ohne die Bissen anzusehen, die seine Gabel zum Munde trug.

„Ach, der Herr Nefte!“ sagte er recht heiter, nachdem er einen Blick nur auf den Eintretenden geworfen. „Nun ohne Säumniß zu Pferde, mein Recrut! Aus dem Empfangschmause für meinen theuern Blutsverwandten kann für heute nichts werden; laß Dir, wie ich es that, aus der Küche eine Schüssel bringen und speise sie auf dem Serviettchen, nimm dann einen Degen aus meiner Waffenkammer und thue die Reiterstiefeln an. In einer Stunde geht's hinaus in das Feld, und Dank dem heiligen Dionis, daß wir einmal wieder aus diesem traurigen Käfig kommen.“ —

„Und von woher sind wir bedroht?“ fragte Philibert. „Welcher Feind hat Frankreichs Gränzen überschritten?“ — Mit wildem Hohn lachte der Marschall auf. „Du bleicher Hofjunker,“ rief er, „hat Dich der Trommelwirbel trunken gemacht? Frankreich macht sich seine Kriege selbst, der Franzose ist immer der Herausforderer. Du

hast im Norden die Historie der Ludwige vergessen, ich werde sie aber schon mit Dir repetiren, und practisch, wie es geschulte Lehrmeister machen. Horch, die lustigen Trompeten! Miguillon führt seine Dragoner schon zur Zugbrücke, uns den Weg zu zeigen. Ja, ja, mein schmuckes Herrchen, Straßburg ist unser, die stolze Reichsstadt brachte ihren goldenen Schlüssel nach dem ersten Kanonenschusse in Louvois Lager. Vive la reünion! Durch den Nimwegner Frieden ist ein schwarzer Strich gemacht, und Alles was diesseits des Stromes liegt, muß mit der Lilienkrone eine Wiedervereinigung finden, ja, ich hoffe, wir tragen Schwert und Sieg dieses mal mit hinüber in das Herz des Landes der Bärenhäuter, welche eitel prunken mit der Krone des großen Charles und ihrer Kaisergruft im nahen Speier und ihrem Kaiserschlosse zu Wien, und deren gepriesenes Kaiserreich doch nur einem Flickenkleide des Harlequins ähnelt, da man nach jeder Tagereise eine neue Gränze und ein neues Fürstenwappen auf dem Gränzpfahle findet.“ —

„Aber wohin geht unser Schnellmarsch, wenn wir keinen Feind vor uns haben?“ forschte Philibert verwundert.

„Hinunter am Rheinstrom;“ jubelte der Alte hochroth im verzerrten Antlitz, „mir recht, wenn Gott will, bis nach Amsterdam, der reichen Krämerstadt, welche leider vor drei Jahren dem Nachschwerte des tapfern Condé entging. Das Commando des linken Flügels ist mir vertraut; bis er sich zu mir her gedehnt, führe ich die Hälfte unserer Garnison hinaus, und jedes Fleckchen am Strom

bis Mainz und Coblenz hinunter soll von mir besetzt werden, damit der Rücken der großen Armee sicher steht und sie sich ausbreiten darf ohne Sorge, einem austretenden Meere gleich, dem nicht Damm, nicht Ufer Widerstand zu leisten vermag.“ —

Der Chevalier horchte mit Aufwallung auf die letzten Worte seines kriegeslustigen Oheims. Was er mit dem jungen Esenheim gesprochen fiel ihm ein, und er freuete sich innerlich, daß Louvois Kriegsplan seine Wünsche schnell zu bewilligen schien, ohne daß es der Bitte um Urlaub oder einer Erklärung gegen den Marschall bedurfte, der doch seinem Character nach die Sache vielleicht als eine kleinliche Weiberhistorie oder einen ihm verächtlichen Familienprozeß betrachtet haben möchte. — —

Kurze Zeit darauf sah man den Marschall schon völlig uniformirt auf den Steinstufen erscheinen, die zu der Pforte des Commandantenhauses führten. Hier trat ihm der Schützenlieutenant entgegen und machte ihn auf ein Getümmel aufmerksam, das auf einem Stadtplatze, den man von hier zur Hälfte übersah, sich so eben erhoben. Der Marschall sah scharf hinab, konnte aber selbst nicht die Ursache entdecken, die diesen Knäuel von Wagen, Pferden, Bürgerleuten und Soldaten in einander geworfen, und wollte eben den herzutretenden Philibert absenden, als ein erhitzter Trainoffizier heran stolperte und sich vor dem Commandanten richtend im halben Athem mit Anstrengung seinen Bericht abstattete. Um dem unerwartet schnell marschirenden Corps die Bedürfnisse des nächsten Tages zu sichern, waren auf Befehl des Mar-

schalls sämtliche Bäckerladen und alle Fleischkammern der Metzger gewaltsam geleert worden. Die einzelnen Bürger hatten sich in ihren Häusern der ungewöhnlichen Maaßregel nicht widersezt, später aber mit ihren Nachbarn vereint sich rottirt und die zum Abmarsch bereiteten Proviantwagen auf dem Plage angehalten, und ihre Abfahrt gehindert.

„Zum Teufel, Capitain,“ rief der Marschall, „schämt Ihr Euch nicht unter Eurem weißen Cocarde eine solche Botschaft auszusprechen? Ludwigs Soldaten lassen sich durch die Canaille von Zünftlern ihr Abendbrod vor dem Munde wegfischen? Schämt Euch vor dem kleinen Hornbläser dort, der kaum an Eure Schärpe reicht. Fort, werft die Bürgerlumpen in ihre Hausthüren, oder ich werfe Euch aus der Armeeliste.“ —

Der Offizier zuckte die Achseln. „Herr Marschall, thut, was Ihr möget,“ sagte er resignirt, „wir thaten unsere Pflicht. Der heilige, wunderthätige Ludwig würde vergebens mit zwölf Musketierern, und wären es eitel Bayerns an tausend erhigte und bewaffnete Bürger aus einander zu sprengen versuchen.“ —

„Bah,“ lachte der alte Kriegsmann höhnisch, „gieb Acht, wie man eine solche Viehheerde zu Paaren treibt.“ —

Das Getümmel hatte sich genähert, das Geschrei hatte sich vermehrt, ein Theil des aufgestandenen Pöbels drängte sich zum Commandantenhause. Der Marschall sah sich nach der Hofspforte um, vor der seine Dienerschaft mit den Sattelpferden und Packgäulen, und auch sein Jäger

mit der Meute seiner Hahnhunde versammelt stand. „Die Hunde los!“ befahl er zurückschauend, dann trat er allein gegen den bunten Knäuel des Volks, und mit einer Stimme, die wirklich furchtbar und wie ein mißtöniger, knatternd hallender Wetterschlag erschallte, schrie er dem Haufen zu: „Habt Ihr den Sonnenstich bekommen, Ihr Bestien! Halt, und rechts um, Ihr drehkranken Hammel, oder der Melac setzt Euch den rothen Hahn auf die Dächer, daß Euch für diese Nacht nur die Misthaufen Eurer Ragenester zur Schlafstätte übrig bleiben sollen.“ — Und als die Vordersten stußig Halt machten, setzte er lustig hinzu: „Huffah, Huffah, meine Hündchen, helft den Hasen dort auf ihre zwei Beine, damit sie ihre Löcher wieder finden.“ —

Die grimmigen Hunde setzten, des Hezwortes gewohnt, mit wüthigem Geheul gegen den Feind, und fielen in den dichten Haufen verwundend und niederreißend, aber die Wirkung dieses hohnvollen Angriffs wurde eine entgegengesetzte für des Generals Erwartung. Ein furchtbares Gebrüll tönte zum Himmel, die bewaffneten Metzger hieben mit Beil und Messer mehrere der Thiere nieder, und die Schimpfworte: „Boshafter Menschenjäger! Höllenhund! Tyrann! Blutsäufer, Barbar! Nieder, nieder mit ihm!“ schallten laut herüber, und ein riesiger Hufschmidt schleuderte gegen den Marschall seinen schweren Hammer, daß er saufend wie eine Stückkugel dicht neben dem Federhute desselben vorbei flog. Mit sechs mächtigen Schritten stand der Marschall wieder an seiner Hauspforte und sein Antlitz war gräßlich anzuschauen. Seine Augen sprü-

heten rothes Feuer und das gespaltene Augenlid zuckte krampfhaft, sein Mund glich dem Rachen einer wüthigen Hyäne, die Zähne knirschten weit vorgestreckt und mit weißlichem Schaume bedeckt. —

„Ein Regiment herbei!“ rief er einem Obristen zu der verdußt dastand. „Kein Glied dieser Rebellen darf sich gesund morgen in der Werkstatt rühren.“ —

„Die Dragoner sind voraus, Picardie und Auvergne zogen ebenfalls schon aus dem Thor;“ stotterte der Angerufene, beklommen auf die immer sichtbarer werdende Volksfluth blickend.

„Durch den Hof in die Stadt,“ donnerte der General, „das Regiment Bretagne heran, Sturmschritt, scharfe Patronen, Bajonett voran! Habt Acht, meine Schützen! Vorgerückt, Lieutenant, und Feuer auf die Wahnwitzigen.“ —

Der Chevalier faßte den Marschall an den Arm und sprach so ängstlich wie lebhaft: „Theurer Onkel, setzet Euch nicht aus! Schonet die Armseligen! Versprecht ihnen Ersatz aus den Magazinen der Festung, versprecht ihnen Zahlung, oder lasset ihnen die Paar Duzend Wagen, ehe Ihr um die elende Ladung Bürgerblut vergießt! Laßt uns in das feste Haus treten, die Schützen decken unsere Thür, bis das Regiment Bretagne anrückt und die Verführten mit den Ladestöcken züchtigt.“ —

Bis zur höchsten Wuth steigerte sich der Zorn des Marschalls bei diesen Versöhnungsworten, und als er zugleich bemerkte wie die Offiziere der Scharfschützen zögerten, und mit gesenkten Degen sich zu ihm wendeten, als

bäten sie um Zurücknahme des Befehls. Zwei scharfgeladene Feldstücke standen nach Kriegsgebrauch an den Seiten der Hauspforte des Commandanten und die wachthabenden Arquebusiere mit brennenden Linten daneben. Auf einen derselben stürzte sich der Marschall, riß ihm den Zündstock aus der Hand, und obgleich sein Arm vor Ingrimm zitterte, so traf er doch sicher mit der feurigen Spitze die Stupine. Donnernd entlud sich das Geschütz, der Traubenschuß prasselte weithin zwischen das Volk, Wehgeheul trat an die Stelle des übermüthigen Tobens, und als die Wolke von Pulverdampf, welche einige Minuten die Stelle einhüllte sich gehoben, sah man Verwundete sich wälzen auf dem Pflaster, sah den Menschenknäuel durchbrochen und in flüchtige Haufen zerstückelt; zugleich schallte der Kriegsmarsch des Regiments Bretagne im Rücken des Volks, denn sein Commandant hatte schon früher von dem Auflauf gehört, und weiße Uniformen schimmerten durch die dunkeln Bürgermassen, und Bajonette blitzten stoßend und flirrten im Gedräng.

Ein lautes entsetzliches Lachen tönte aus des Marschalls Munde, und mit grinsend freundlichem Gesicht sagte er zu seiner Umgebung: „Habt Ihr jetzt gelernt, Ihr junges, bartloses Recrutenpack, wie ein Soldat solchen Karnavalsfragen ein Ende macht? Man sollte ein Halbdugend der Unverschämten an den Gassenecken aufhängen und eine Straße niederbrennen, damit ein Denkwort behalten werde für die Folge. Stadt und Bürger mögen zur Hölle fahren, denn nur die Festung ist uns zur Bewahrung anvertraut von des Königs Majestät, und nächst

dem der Respect vor dem Soldaten überall das Nöthigste. Merkt Euch das, mein weichherziger Herr Ambassadeur, wenn man Euch einmal in Zukunft einen scharfen Posten anvertrauen sollte.“ —

Mit sichtlicher Gemüthsruhe bestieg er sein Streitroß, der junge Jerome legte jedoch seine linke Hand dem bleich und verstummt dastehenden Chevalier auf die Schulter und sagte leise, indem er mit ihm einen verständlichen Blick tauschte: „Es ist doch ein schweres Handwerk, zu dem wir getreten, und wir werden noch manches verlernen müssen.“ —

Der Plan des kriegsfundigen französischen Ministers war mit der bekannten Scharfsichtigkeit des gewaltigen Louvois den besten und tauglichsten Männern zur Ausführung in die tapfern Hände gelegt worden. Ehe nur eine der bedroheten Regierungen eine Ahnung davon gehabt, stand Frankreichs Heeresmacht vereinigt in Straßburgs Nähe, nahm die Reichsstadt und machte sie zu ihrem Hauptstützpunkte. Der linke Flügel derselben schwenkte sich alsdann nach Westen und ward zur Avantgarde, denn der Kriegsplan gebot, sich zuerst alles Bodens diesseits des Rheines zu bemächtigen, ehe man den Uebergang zum rechten Ufer bereiten möchte, und Marschall Melac war der rechte Mann, diese Avantgarde zu führen und der Armee die geforderte Sicherheit im Rücken, ihr die nöthigen Anlehnungspunkte zu gewinnen.

Der alte, rauhe Soldat verließ keine Stunde die Spitze seiner Truppen; ohne Rast, fast ohne Schlaf, die

nasse Beiwacht, den Marsch durch stürmisches Herbstwetter, die elende Kost mit dem gemeinsten Reiter theilend wurde er ein Muster seiner Kriegsgleute und seine Härte im Garnisondienst, seine Unerbittlichkeit vergaß sich in wenigen Tagen, und die ihm zugetheilten Regimente vergötterten ihn, wie sie es in den vorigen Feldzügen gethan, und das Vertrauen zu dem Führer, die große Seele der Schlacht, wurzelte immer tiefer in jeder einzelnen Brust. Der Marschall riß sein Corps ungestüm mit sich fort, ohne Aufschub und Rasttag, denn er wußte, die verdoppelte Anstrengung der Märsche erhielt ihm die Braven, welche bei der Sammlung der feindlichen Kräfte dem Tode verfallen konnten. Die Städte, welche durch hinlängliche Garnison gedeckt, sich zur Wehr anschickten, ließ er nur von kleinen Corps umstellen, ihre Einnahme dem nachrückenden Hauptcorps überlassend; die Besatzungen kleiner Orte ließ er niedersäbeln, wenn sie sich unterfin- gen Widerstand zu leisten, auch manche widerspenstige Ortschaft der plündernden Soldateske Preis geben und sie darauf in einen Aschenhaufen verwandeln. Er hatte die Ueberzeugung, daß seinem Könige durch diese Nothwendigkeit, wie er dergleichen nannte, und welcher er mit kaltem, eisernen Antlitz zuschauete, in der gewonnenen Zeit Menschen und Geld gespart würden, und wenn er dadurch auch die gemißhandelten Einwohner erbitterte, wenn sich aus den Elenden, die Hunger und Rachsucht spornte, einzelne Raubbanden bildeten, die seinen Zug beunruhigten, so achtete er diese flüchtig im nächtlichen Dunkel herumprellenden Horden nur wie der Bär die

Meute der Hunde achtet, er schlug sie nieder, wo er sie fand, und fing er einzelne dieser Freijäger lebendig, so waren die Unglücklichen auch eines qualvollen Endes gewiß. —

Auf einem felsigen Hügel, nicht weit vom Rheinströme lagerte ein weit vorgeschobenes Piquet französischer Schützen. Das Nachtfeuer flackerte noch in einzelnen Flämmchen über dem großen, rothglühenden Kohlenhaufen, umlagert von einem Duzend Soldaten, die sich fest in ihre grauen Mäntel gewickelt hielten, und denen die schwarzgrünen Hahnfedern der Hüte durchnäßt vom dicken, dumpfigen Morgennebel schlaff über die Gesichter herabhängen. Der Hügel ging von der einen Seite lehn bergauf, an der andern schnitt sich der Felsblock, der ihm zur Basis diente, gerade ab an acht Ellen steil hinunter, und vor der abfallenden Höhe breitete sich ein ebenes, vom niedern Busch unterbrochenes, weites Terrain aus, in welchem sich die weißen Nebelballen wälzten, jetzt sich wie ungeheure Gespenster hoch aufrichteten und die wunderbarsten Formen annahmen, jetzt sich wiederum niedersenkten und lang wie ein Bahrtuch auf die grüne Fläche sich ausdehnten. Am Rande des Abschusses hatten die Soldaten eine Laubhütte erbaut, und in ihr sah man den Offizier am Boden liegen, den großen besilberten Federhut auf sein Antlitz gedeckt; am lehnem Aufweg des Hügel jedoch standen zwei Bauern mit verbrannten, unwilligen Gesichtern, mürrisch auf ihre Knittel gestützt, und ganz unten hielten ein Paar blaue Dragoner, welche diese Pandleute so eben auf ihrer Morgenstreiferei aufgefangen

und in die Linie gebracht. Der Corporal des Piquets hatte sein Examen beendigt, und drehete sich mit verächtlicher Miene und unbefriedigt von den Arrestanten.

„Ihr habt gut thun und reden, Euch bezahlt der König, und außerdem nehmet Ihr vorlieb, wo Ihr einen Tisch gedeckt findet;“ sagte der ältere der Bauern mit tückischem Seitenblicke; „wir aber müssen dem Verdienste nachgehen, und müssen hungern, wenn wir faul sind; darum laßt uns unsers Weges ziehen, oder meldet es wenigstens dem Herrn Offizier, der vielleicht ein mitleidiger Herz in der Brust hat und arme Arbeitsleute und ihr Weib und Kind daheim nicht um den geringen Tagelohn bringen wird ohne Grund und Vortheil für Euch.“—

„Schweig, oder ich lasse Dich den Kolben kosten, Du vermaledeietes deutsches Ochsenmaul!“ schalt der Corporal sich halb zurückwendend. „Beim heiligen Namen Gottes, das wäre der Mühe werth, um solch Gefindel den wackern Lieutenant aus dem Schläfe zu wecken, der ihm so Noth thut, da er die ganze Nacht selbst bei der äußersten Bedette gewacht hat, und dazu so fest und süß schläft, daß ihn, der sonst wie ein Kranich auf einem Beine den Schlaf abmacht, selbst die beiden Schüsse, die drüben im Felde fielen, nicht munter gerufen. Marschirt nur ab, Kameraden,“ setzte er den Dragonern winkend hinzu, „auf Euren Posten, und Du Schildwacht, laß die Lumps nicht aus den Augen.“ —

Mit giftigen Blicken setzte sich der ältere Bauer auf einen großen Feldstein, und stützte den Kopf auf die Hände, wurde aber bald zur neuen Aufmerksamkeit ge-

reizt, als von dem fernen Lager her, dessen weiße Zeltspitzen nach und nach im höher steigenden Sonnenlichte sichtbar geworden, zwei andere Reiter heran trabten und an dem Hügel Halt machten.

„Sieh da, Monsieur Baptift!“ rief der Corporal. „Was Teufel? Schon im Sattel? Ich meinte an der Garonne und in Marmande ließen solche Cavaliere wie Du sich erst um Mittag von der Sonne aus den Federn rufen. Und bei dem Saint Etienne von Baigorri, welche furchtbare Waffe baumelt links an Deinem Gurt? Willst Du die Mainzer Thore einschlagen, oder bist Du als Schmiedeknecht zu den Arquebusirern getreten?“ —

Baptift reichte dem Corporal treuherzig die Rechte, indem er zugleich mit der linken Hand den schweren Hammer, der an seiner Hüfte hing, etwas in die Höhe hob, und eine gar stolze Gebärde dazu machte. „Ein Ehrenandenken ist's,“ antwortete er, „von unserer Bataille her mit der Bürgercanaille zu Landau. Habt Ihr nicht davon gehört, wie ich dieses furchtbare Eisen dem tollen Schmiedt aus der Faust riß, wie er damit gerade nach des Herrn Marschalls Stirne zielte? Der Kerl maasß sieben Fuß zwei Zoll und hatte vier Pariser Schuh in der Breite. Um fiel das Rindvieh von einem Fußstoß wie eine Saatgurke, und ich trage die Beute unserm Herrn Marschall zu Ehren, der mir zehn blanke Louis für das Heldenstück verabreichen ließ, und der Hammer soll dereinst, was der heilige Joseph jedoch noch lange verschieben wolle, über meinem Grabe eingemauert werden, daß

die Kindesfinder wissen, was für ein Mann ihr Herr Vater gewesen.“ —

Alles lachte, der Gasconner fuhr aber, indem er rund umher sah, geschwätzig fort: „Sprechen wir aber nicht mehr von uns und solchen Bagatellen, die einem guten Franzosen täglich begegnen; denken wir vielmehr an die neuesten Kriegsthaten. Freund Corporal, habt Ihr noch nichts von dem Marschall und meinem Herrn erblickt?“ —

„Von dem Herrn Marschall?“ fragte der Angeredete verwundert, und die Soldaten alle sprangen bei dem Namen vom Boden auf, und ordneten ihr Waffenwerk, als sähen sie den strengen General schon vor sich.

„Von ihm;“ versicherte Baptist. „Schon mit dem Hahnschrei im nächsten Dorfe ritt er mit mir und dem Chevalier, meinem Herrn, und noch zwei leichten Reitern aus dem Lager, in das Feld hinaus, weit vorwärts, fast bis dort wo der graue Thurm über die Nebel guckt. Zwei Schnapphähne schossen nach uns aus dem Busch, und die Kugel des Einen der Schurken traf meinen Herrn am Arme. Er blutete wie ein geschlachteter Gänserich, wollte aber den General nicht verlassen, und ich mußte voran zum Lager traben und den Herrn Chirurgien Major hier zum letzten Piquet commandiren. Die mordsüchtigen Schützen waren vor den Reitern in ihre Höllenverstecke entwischt, und ich hatte allein auf meinem kleinen Bretagner die lange Tour zu machen durch Nebel und Busch. Der Herr wußte, wen er abschickte und gab mir darum nicht einmal einen der Reiter mit zur Sauvegarde.“ —

Der Offizier des Postens hatte sich schon bei Baptist's Eintreffen erhoben, war vor die Laubhütte getreten, und stand auf dem Gipfel der Höhe mit untergeschlagenen Armen, in Gedanken versunken und über das Feld hinschauend. Jetzt drehete er sich zu den Leuten und fragte, indem er den Mantel abwarf: „Bist Du es, Baptist? Und was willst Du hier? Was soll der Chirurgen? Und was ist's mit dem Chevalier?“ —

Die Schützen zogen sich zur Seite und Baptist wiederholte seinen Bericht, dem der Lieutenant mit großer Theilnahme zuhorchte. Der Bauer aber, der schon bei Baptist's Ankunft seinen breiten Filzhut tief in das Gesicht gezogen, schien von der Stimme des Offiziers besonders angeregt, und starrte von der Seite zu dem großgewachsenen jungen Manne hinauf, der in dem grünen Wappenrocke mit dem reichen Silberbesatz, dem breiten weißen Bandelier und dem großen, von beiden Seiten aufgeschlagenen und mit Federn ausgefüllerten Hute recht ritterlich da stand und über seine härtigen Schützen hinausragte, obgleich er der Jüngste schien. „Bei dem Saint Hubertus,“ murmelte er vor sich, „ist es ein Spuk oder er selbst? Ungelegener als der Fant könnte uns gerade jetzt Niemand in den Weg laufen.“ —

„Sitz wieder auf und reite ihm entgegen, treuer Bursch! Eine Kugelwunde ist schlimmer als ein Säbelriß, und es könnte Gefahr haben;“ sagte der Lieutenant mit unruhiger Bewegung, aber der Gascoigner antwortete freudig: „Es thut nicht Noth, denn da sind sie schon!

Der Herr Chevalier galoppirt munter wie in der Pariser Manege.“ —

Bier Pferdeköpfe wurden im Unterbusche sichtbar und wenige Minuten später hielten sie am Hügel. Der Marschall warf sich zuerst aus dem Sattel und stieg sogleich den salutirenden Wachtposten grüßend, und an der Schützenreihe vorbei schreitend auf die Spitze der Höhe. Der Chevalier, den Baptist vom Pferde geholten, stieß mit der Faust den Bauer von seinem Steinsitze, daß er in den Sand polterte, setzte sich erschöpft nieder, und, nachdem ihm Mantel und Uniform abgezogen, begann der Chirurg Untersuchung und Verband, wobei der Lieutenant sorgsam fragend und tröstend dem Blessirten sich näherte. Der Marschall droben schien jedoch mit andern Gedanken beschäftigt. „Du hast Recht Philibert;“ rief er herab, „das Ding dort ist ein festes Nest, und wie es da jetzt mit seinen Schieferdächern und spizen Binnen aufsteigt, wird es mir immer willkommener, und eignet sich ganz für meinen Zweck. In drei Tagen muß es Rocheschouart mit seinen Ingenieuren zu einem sichern Quartir der Generale umschaffen können. Unser muß es werden, denn nur zu gewiß dürfte es ein Sammlungsplatz der Brigands, die der Teufel lebendig holen möge, sein, welche in diesen Tagen manchem Braven von uns das Croix d' Honneur stahlen, das ihm hätte werden müssen. Schade, daß Dein Arm blessirt, gern hätte ich Dich mit einem flüchtigen Corps dahin voraus gesandt, da Du das Ding von Deiner Reise her innen und außen kennen willst, und ein

Coup de Main vielleicht das Nest und die Ratten darin zugleich gewönne.“ —

Der Chevalier wollte unten antworten, indeß nahm ihm der Schmerz die Worte von der Zunge, da gerade der Chirurg die Kugel mit seinem Zanglein aus der Wunde hervorzog. Der Marschall kehrte sich indeß herum und fragte nach den Bauern, und als er den Rapport des Corporals, der sie als eingebrachte Spione signalisirte, gehört, trat er herunter, riß mit gewaltiger Hand den ältesten vom Boden auf und donnerte auf ihn ein: „Sprich Schurke, wenn Du Dich vom Galgen retten willst, wer bewohnt jetzt dort jenes Schloß? Sind viele Männer darin? Halten die Gaudiebe dort ihren Convent? Haben sie Waffen und Munition? Hat sich vielleicht Militair in die Steinhäufen geworfen? Du mußt das wissen, denn Ihr deutschen Hammel klebt ja zusammen wie Pech, wenn es blüzt. Sprich oder ich lasse Dir die steife Zunge aus dem Halse reißen.“ —

Der große Filzhut des Bauern war zu Boden gefallen, und trozig sah der stämmige Mensch mit den zusammen gekniffenen Augen dem Marschall in's Gesicht. „Was wissen wir von dem Schlosse?“ antwortete er tückisch. „Der Bauer geht nicht gern da hinauf, wo es für ihn nur die Peitsche und eine Hundesuppe giebt. Wir sind dem Esenheim nicht Frohn und Handdienst schuldig; wir sitzen im Erzbischöflichen.“ —

Wie er sprach, hatten sich sogleich die Augen des Lieutenants und des Chevaliers zu ihm gewandt. „Siegbert!“ stieß der erstere erschrocken hervor. Der junge

Melac aber drückte den Chirurg zur Seite, und rief mit zornblühenden Augen: „War es doch meine Ahnung, als die Kugel mich traf! Schützen, packt den Mordbuben; knebelt ihn, schlägt ihn nieder, wenn er sich sträubt! Ihr macht in ihm einen Curer boshaftesten Feinde unschädlich.“ — „Das ist Buße für Aurora!“ seufzte er leiser dem Lieutenant zu, als ihm Schwäche und Weh wiederum auf den Stein zurück zogen. Der Bauer, oder vielmehr der Leibjäger Siegbert überflog mit schnellem rollenden Tigerblick den Kreis, in welchem sich Arme und Gewehre überall zu seinem Verderben erhoben, und der ihm die Flucht vom Hügel herab abgeschnitten. Abgestoßen und mit heischerer Stimme rief er dann: „Wohl bekomme der Adlerlaß dem verliebten Monsieur! Nächstens soll das Blei ein wenig mehr rechts appliziert werden. Was jedoch das Schlagen und Hängen anbetrifft, so ist es besser, wir Beide incommodiren uns nicht damit.“ — So sprang er unerwartet den Hügel hinan, und warf sich ohne Besinnen von der steilen, abschüssigen Seite desselben in das Feld hinunter, raffte sich, nachdem der tolle Sprung gelungen, vom Boden auf, und flog wie ein abgeschossener Pfeil über das Feld den bergenden Gebüsch zu.

Drei Schüsse geschahen von den erbitterten Schützen nach ihm, der dritte traf, er stürzte, aber augenblicklich stand er wieder auf den Beinen, taumelte in den Unterbusch und man sah sein schwarzes flatterndes Haar weiter hin noch einige mal über den niedern Gruppen der Zwerggewächse. Der alte Marschall fluchte gräulich über

die verlorene Beute, und commandirte seine Reiter, der Spur des Flüchtlings zu folgen, und gelobte einen goldenen Preis für seinen Kopf, indem er den zitternden, blasfen Gefährten des Entflohenen sogleich zum Tode zu führen befahl. —

Ein düsterer Abend lag über der Gegend; der Wind fuhr kalt und strichweise über die Felder, und es rauschte unheimlich in den Baumgruppen. An einem Weingarten machte ein Soldatentrupp Halt nach einem lautlosen, vorsichtigen Marsche. Der Chevalier und sein Begleiter stiegen von den Pferden, und ließen sie festbinden an das Pfahlwerk, welches den Weinberg umgab.

„Wir müssen uns an dieser Stelle theilen;“ sagte er als Commandant der Attaque. „Du Lieutenant, kennst Deinen Weg; nimm die Hälfte der Schützen, die jüngsten, denn es giebt eine Gamsjagd für sie, eine Erkletterung über Stock und Stein am Abgrunde hinauf. Mir folgen sechs Freiwillige zum Burgthor; Ihr Capitain Iffoire bleibet hier mit dem Rest der Leute unter den Waffen; nehmet jenen schwarzen Thurm fest in das Auge; sobald eine Fackel in ihm leuchtet, so folget im Sturm laufe diesem Pfade rechts zum Thore; wir bedürfen dann Eurer Hülfe, oder rufen Euch zur Besetzung des gewonnenen Plazes. Ihr, guter Palisse, möget Euch auch hier niederlassen, bis wir Euch einladen; Ihr sehet mein Arm hält sich gehorsam und still wie ein treuer Dienstmann, als wüßte er, wie sein Herr hier so nöthig

ist, und Niemand anderm dieses Abenteuer anvertrauen darf.“ —

„Lasset mich meine Pflicht thun so streng und getreu, wie Ihr die Eure thut, Chevalier;“ erwiederte der Chirurgien. „Ich versprach dem Herrn Marschall, keinen Schritt von Eurer Seite zu weichen, und werde mein Wort zu halten wissen.“ — Melac reichte dem Lieutenant die Hand, drückte sie fest und sagte: „Mit Gott, Jerome! In einer halben Stunde sehen wir uns wieder.“ — „Mir klopft das Herz,“ antwortete leiser der Lieutenant, „stürme ich doch feindlich gegen meine Wiege, und soll meine Kriegsfahne pflanzen auf das stille Grab meiner Mutter.“ —

Sie hatten ihre Hände noch nicht getrennt, so vernahmen sie trotz dem Verbot einen Wortwechsel zwischen den Soldaten, welche schon einige Schritte weiter marschirt waren, und fanden sie versammelt um einen Gegenstand, welcher den Fußsteig sperrend am Boden lag. Es war ein Leichnam, und als Jerome die Blendleuchte, welche er selber trug, öffnete, erkannte er den Leibjäger Siegbert, und mußte den Schützen ein hartes Befehlswort entgegen werfen, damit die, welche nach dem Flüchtling geschossen, nicht in ein Jubelgeschrei ausbrachen. Der Todte lag auf dem Bauch, die gekrümmten Finger in die Erde gedrückt; als er umgewendet sah man sein Leinenzeug vollauf mit Blut geröthet, das Blei war durch den Rücken in den Leib gedrungen, und das Leichengesicht trug die Verzerrung der Wuth noch im Tode.

„Wie nahe war der Verräther seinem Ziele!“ rief der Chevalier entsetzt. „Ein Pfund Blut mehr in diesem Leibe und wir würden einen bösen Empfang erwarten müssen. So hat auch der Bösewicht seine Tugend, denn dieser Schurke opferte sich für den Herrn mit furchtbarer Entschlossenheit.“ —

Der Lieutenant blickte tiefjinnig und wortlos nieder auf den stillgewordenen Troßkopf; er sah in ihm den ersten Pfeiler seines Vaterhauses in den Sand gestürzt, und bebte in schwarzen Ahnungen. Man warf den Todten zwischen die Weinstöcke, und die getrennten Kotten setzten ihre verschiedenen Märsche fort, und verloren sich mit kaum hörbaren Schritten und stumm wie Geisterzüge in dem Dunkel. —

Serome, mit jedem Punkte der Gegend von seinen Knabenspielen her bekannt, unternahm es, seine leichtbewaffneten Leute, auf einem Wege in das Schloß zu bringen, den vielleicht die Schloßbewohner selbst nicht einmal kannten. Dort wo die Steinmasse, auf der die Burg erbaut, am abschüssigsten und ungangbarsten erschien, kannte er eine Bahn, auf der man von Stein zu Stein, von den einzelnen Zwergeichen und Wacholderbüschen als Anhaltspuncte gehoben, bis dicht an die Mauern zu gelangen vermochte. Oft hatte er diese Teufelssteige kletternd und rutschend auf und ab gemacht, wenn er den Nestern der kleinen Sangvögel nachstellte oder dem Rothkehlchen Sprengel hing. In der Mauer selbst wußte er eine niedere, eingestürzte Stelle, die ihm als Knabe zum geheimen Ausgangsthore gedient, von wo man in

einen engen, unbenutzten Hof gelangte, der die Rückseite des großen Wartthurms berührte. Mit bewegtem Gemüth und gespannten Sinnen begann Jerome die Ersteigung, und freuete sich der leichten Basken und der kühnen Söhne der Pyrenäen und Ardennen, die gleich der gewandten Gemse ihm im Scheine seiner geöffneten Blendlaterne nachkletterten; dennoch möchte das Wagstück nicht ohne Unglück abgegangen sein, wäre nicht, als die Recken gerade den gefährlichsten Platz berührten, ein Theil des Nachthimmels wolkenfrei geworden, und hätte das Sternenlicht herabgesendet. —

Der Chevalier näherte sich unterdessen dem Burgthore, und trat ohne Hinderniß allein mit seinem Baptist an die Eichenpforte, und ließ dreist die dumpfen weitschallenden Schläge des Klopfers daran ertönen. Ein Kopf erschien bald im Schießloche der Warte und fragte, und an der Stimme erkannte der Gascogner sogleich den jungen Hausknecht.

„Deffne, mein Junge,“ rief Baptist, „öffne schnell und rufe Deinen wackern Herrn. Wir sind's; Dein Camerad, mit dem Du Brüdertreu getrunken vor wenigen Tagen, und der Monsieur Philibert ist's, der Dir einen blanken Kronthaler geschenkt, als Du ihm den Bügel hieltest. Wir sind verwundet, bestohlen, ohne Pferde, und haben nur noch das Leben salvirt vor dem Raubgesindel, das an dem Rheine lagert.“ —

„So ist es doch wahr, so sind die vertracten Franzosen doch schon in der Nähe, und verschonen selbst ihre eigenen Landsleute nicht?“ entgegnete der Bursch

treuherzig. „Nun wartet nur ein Weilchen. Es ist freilich Niemand heim als ich und die Madam, aber seid Ihr nur erst herein, soll Niemand hinter dem guten Thore Euch ein ferneres Leid anthun.“ —

Bald thaten sich die schweren Flügel von einander, der Knecht machte dem rasch eintretenden Chevalier seinen Kraxfuß, erschrock aber nicht wenig, als ihn der Gasconer fast zu herzlich umarmte, ihm zugleich die breite Hand auf den Mund legte, und zu seinem Erstaunen mehrere Soldaten mit blankglänzendem Gewehr wie aus der Erde wuchsen, und in ernster Ordnung nach stummen Commando sich an den Eingange aufstellten. Melac gelangte durch den bekannten Bogengang in das Hauptgebäude, und kaum hatte er einige Schritte in das Innere gethan, so öffnete sich eine Thür, und heraus trat Aurora im Nachtkleide, die Kerze in der Hand, und blieb vor der fremden Erscheinung wie festgebannt stehen, mit vorgestrecktem Licht und starren Augen ihn betrachtend.

„Verzeiht, schöne Frau, den späten Besuch,“ sagte der Ritter. „Grollet mit dem Schicksale, welches mich zwingt, Euch sobald wieder zu belästigen.“ —

„Melac!“ rief Aurora mit Ueberraschung, die jedoch nicht unangenehm schien. „Ihr selbst? Das macht die kühnste Hoffnung zu Schanden.“ — Aber indem sie noch sprach, hatte der Chevalier schon galant ihre Hand genommen, und führte sie in das Zimmer zurück, aus dem sie getreten. Weniger artig legte der Gast dann, ohne um Erlaubniß zu bitten, seinen Hut und Mantel ab, und neuerdings überrascht blickte Aurora auf den Kriegsrock, den

Degen und die weiße, breite Feldbinde ihres einstigen Galans. Hohe Röthe hatte ihr Gesicht bedeckt, aber mit der Besonnenheit, die das schlaue Weib nie im Stiche läßt, verbarg sie unter einem leichten Lächeln ihre Betroffenheit, setzte die Kerze nieder, trat dem Chevalier traulich näher, so daß ihr noch immer schönes Antlitz fast seine Brust berührte, und legte ihm dreist die Hand auf die Schulter. „Ha, jetzt verstehe ich Deinen nächtlichen Ueberfall, mein lieber Freund!“ sagte sie lebhaft. „Jetzt ist mir der Grund Deines mysteriösen Eintritts klar. Du hast das Hofkleid mit der Uniform vertauscht, und es steht Dir wahrlich vortheilhaft, Du schöner Mann. Du bist ein Held geworden, und der dankbare Ritter gedachte seiner Dame, und eilte, sie zu schützen in ihrer Eremitage gegen Mordbrenner und Plünderer.“ —

Melac fixirte mit seinen Augen die ihrigen. „Seid Ihr dessen so gewiß,“ fragte er, „meine schöne Frau? Und wenn ich nun gegentheils gekommen, mich zum Herrn des Schlosses und seines Inhalts zu machen?“ —

„Immerhin!“ sagte sie leichthin; „Philibert spielte ja schon einst in diesen Steinhallen den erobernden Alexander, und wir werden ihn gern eintauschen gegen einen grämlichen Waidmann, der, wie Du siehst, seine Dame sogar in dieser nahen Kriegsnoth und in gefährlicher Nacht verläßt und Preis giebt.“ —

„Wo ist der Herr von Esenheim?“ fragte ernster der Chevalier, indem er einen Schritt zurück trat. Forschend und gespannter sah sie ihn an, dann antwortete sie langsam und mit Vorsicht: „Der Baron zog wie ge-

wöhnlich auf die Jagd, und hat sich bei einem Trinkgelage seiner Genossen sicher verspätet; wir erwarten ihn jede Minute.“ —

„Sind keine dieser Genossen im Schlosse versteckt?“ fragte strenger der Ritter. „Sind hier keine Zusammenkünfte gehalten? Zog der Baron heute nicht auf eine edlere Jagd als gewöhnlich? Aurora, glaubt Ihr, der Baron habe nichts gewußt von diesem guten Schusse?“ —

Er deutete auf seinen Arm, den er in der Binde trug, und das Weib erblich, aber das Entschuldigungswort erfror auf ihren Lippen, als ein Geräusch ihr Auge zur Thür zog, und sie den Schützenhauptmann und hinter ihm die Köpfe einiger Soldaten, unter denen auch Baptist's apfelrundes Gesicht sich zeigte, erblicken mußte. Sie sank in einen Sessel; Melac trat den Waffenbrüdern entgegen. Der Hauptmann meldete, daß von der Seite des Stroms sich Pferdegetrappel fernher vernehmen ließe, und verlangte Ordre; als ihm der Chevalier geantwortet, drängte sich aber der Gasconner herein, mit langem Gesicht und unsichern Blicken. „Herr,“ sagte er stammelnd, „man begehrt Euch! Der Herr Lieutenant ist herein, ist im Thurm, und o Saint Etienne! es hat wieder gewimmert wie damals, als Eure liebe Hand meine Backen etwas derb klopste, und Ihr ungläubig waret wie der Apostel Thomas.“ —

Hastig ergriff Melac Hut und Licht, und folgte, ohne der Dame vom Hause zu achten, dem Diener.

Der Furchtsame hatte nicht gelogen, als der Chevalier durch die langen Schloßgänge im alten Thurm an-

kam, fand er den jungen Esenheim mit seinen Begleitern vor einer Eisenthür versammelt, deren Schloß die menschliche Kraft zu Schanden machte.

Glücklich hatte Jerome sein Vaterhaus erklettert, durch eine Fensteröffnung gelangte der kecke Trupp aus dem kleinen Hofe in ein Gewölbe, wo ohne Nachsuchung das Licht der Laterne einen Vorrath an Waffen und mehreren mit Patronen gefüllte Fäßer entdecken ließ. Zur Eile durch diese Entdeckung getrieben führte der Lieutenant die Soldaten in den Thurm, aber gleich die erste Thüre fesselte ihn, denn unverständliche Menschenstimmen schienen daraus hervor zu dringen, aber sie war verschlossen, und als man klopfte, drohete, befahl, verstummte das gehörte Geräusch sogleich. Jerome ließ die mitgebrachten Windlichter anzünden, und schickte nach dem Chevalier, ohne den er nichts unternehmen mochte. „Hier stecken sicher die Schurken, die wir suchen, und durch die Du geblutet;“ rief ihm der Lieutenant entgegen; „ich hoffe einen unbezahlbaren Fund gethan zu haben.“ —

„Vielleicht;“ entgegnete Melac, den ein unbezwinglicher Schauer schüttelte; „vielleicht aber ein Fund, wie Du nimmer hättest suchen mögen. Corporal, eilet in's Haus und fordert der Schloßfrau die Schlüssel ab, fordert streng, nöthigenfalls mit Gewalt.“ —

Doch ehe er ausgeredet fühlte er seine Hand von eis-kalten Fingern gefaßt, sich mehrere Schritte zurückgezogen, und sah Aurora, einer Leiche gleich, bebend wie die von Wind durchstrichene Espe, vor sich.

„Melac,“ sagte sie und die Lippen zitterten bei jedem Worte, „Melac, Du warest diesem Herzen nahe, so rette dieses Herz und bringe es nicht zur Verzweiflung. Dieser Thurm umschließt ein Geheimniß des Barons, aber es ist unschädlich für Dich und Alle, die mit Dir sind. Melac, gehe nicht weiter! Commandire die Männer in die große Halle, sie sollen dort im vollen Maaß bewirthet werden, Dir will ich dann, Dir allein vertrauen, was dieser Thurm verbirgt.“ —

„Mir werdet Ihr die Schlüssel doch nicht verweigern, Mutter!“ sprach Jerome, indem er vortrat in den hellen Fackelschein. „In des Vaters Abwesenheit darf der Sohn, der einzige, schon einmal den Hausherrn zu spielen wagen.“ —

Als hätte sie auf eine Mitter getreten schoß das bleiche Weib zurück und in sich zusammen, und als sie den Junker wirklich erkannt, that sie einen Schrei und sank in die Knie, und drückte ihre Augen in des Chevaliers Kleid.

„Erlaubet Ihr Herrn den Versuch?“ tönte da Baptist's Stimme, der in der Mitte der kühnen Büchsen-träger jeder natürlichen Bangigkeit Valet gerufen zu haben schien, „dieser wackere Hammer hat dem berühmtesten Schlossermeister Landaus zugehört, ehe ihn meine stärkere Faust eroberte, und ich meine, er wird Schlüssel und Dietrich zu ersetzen vermögen.“ — Da seinem Vorsage kein Widerspruch geschah, so erhob er mit kräftigem Arme den Hammer zum Schlage. Aber kaum verhallte der hohle Schlag, kaum sprang das Schloß mit einem grellen Tone und fiel klirrend auf das Steinpflaster, so

that Aurora einen entsetzlichen Kreisch, raffte sich auf und floh schnell wie mit dem Flugschuß des Falken die Wendeltreppe hinauf. —

Alle sahen ihr einige Augenblicke nach, dann traten die Anführer zur Eisenthür, die sich schon halb geöffnet, von der jedoch der tapfere Baptist einige Schritte zurück gewichen war. Man konnte anfangs von fern nichts erkennen, als aber Melac einem Schützen das Windlicht aus der Hand genommen, und vorsichtig hinein getreten, sah er hinten an der Mauer ein niederes Ruhebett, eine weiße, feine Menschengestalt saß darauf, so wie jedoch Lichter und Menschen eindrangen, sank sie mit einem Seufzer zurück und schloß die Augen. Der Ritter trat rasch zum schmalen Bett, er leuchtete hinab, und „Clara,“ rief er mit Entsetzen, und das Licht fiel aus seiner zuckenden Hand. —

Ja, es war die unglückliche, verschollene Clara, auch der Bruder erkannte mit erstarrendem Schreck, als er und die Seinen näher getreten, die hingeopferte Schwester. In einem engen Steingemach mit rauhen, feuchten Wänden, in welches kein Sonnenstrahl, nur eine Spur von Licht durch ein Gitterfenster in der Höhe zu bringen vermochte, und welches nur das Nothwendigste enthielt, lag das junge Mädchen da, abgemagert und bleich wie ein Bild aus griechischem Marmor, und als wäre sie selbst das schöne Steinbild auf dem eigenen Grabe. Die Augen waren mit den langen Wimpern verschlossen, kein Athemzug hörbar, die feinen Glieder starr, sie glich einer wei-

ßen Frühlingsblüthe, welche der Sturm vom Baume gerissen und auf den Sand geworfen. Ihre Bekleidung zeigte von der Vernachlässigung ihrer Wärterin, auf dem groben Tisch am schmalen Bett stand ein leerer Wasserkrug und eine kleine Schüssel ohne Labung.

„Ist es denn möglich?“ schrie Jerome mit wildem Ausbruch seines Gefühls. „Clara, sprich! Wie kamest Du hieher? Wer hat Dich in diesen furchtbaren Zustand geworfen?“ —

„Fragst Du noch, blinder Tobias?“ entgegnete Melac mit dem kalten Tone der Verzweiflung. „Fallen noch die Schuppen nicht von Deinem Auge? Erräthst Du noch jetzt nicht, welche Furie aus Neid, Haß, Habsucht diese Folterkammer erfunden? Man taufte sie mit dem Namen des Lebenerweckenden Morgenroths, aber Megäre hätte man sie taufen müssen, zu menschenfreundlicher Warnung für Alle, welche diesem weiblichen Teufel sich genähert.“ —

„O, sie ist todt!“ setzte er weich und den Thränen nahe hinzu, indem er ehrerbietig die kalte hagere Hand ergriff. „Unser stürmischer Einbruch hat die letzten Lebensfunken in ihrem schwachen Körper verlöscht. Und ich hätte sie retten können, wäre ich der Spur gefolgt, die meines dummen Baptist's Gespensterfurcht mir bezeichnet. O, ewiger Gott, nimmer kann der Fluch des Mordes und der Mitschuld nun von meinem Haupte genommen werden!“ —

„Sie ist nicht todt;“ rief der Lieutenant; „ihr Herz schlägt. Nur hinaus aus dieser giftigen Luft, die selbst

das gesundeste Herz erdrücken könnte.“ — Und mit riesiger Stärke hob er die Schwester auf seinen Armen von dem Lager, und trug sie wie ein Wickelkind leicht und sicher durch die Reihen der mitleidig staunenden Schützen fort, die Steige hinauf, den Gang hinab, bis in das luftige Gemach, das einstens das Seine gewesen. Der Chevalier folgte langsam mit gefalteten Händen und gesenktem Kopfe und betete leise: „Herr der Liebe, nimm diese Schuld von mir, laß sie leben; es wäre zu gräßlich, wenn die Liebe, welche sie zu retten kam, sie in das Grab legen müßte, die erst eben in die Frühlingsflur der Liebe getreten.“ — „Pallisse,“ rief er dann lebhaft, als er den herbeikommenden Chirurgen erblickte, „nicht des Marschalls Befehl, nein, Gottes allmächtige, allgütige Hand hat Euch hieher beordert. Hinein, zeigt Eure Kunst, thut ein Wunder! Und hättet Ihr hundert Todeswunden geheilt, hundert zerschossene Kameraden gerettet, Euer Bewußtsein könnte Euch nicht so stolzen Lohn geben, als wenn Ihr diese zertretene Blume wieder aufblühen macht, und den Dank aus diesen frommen Himmelsaugen empfangen dürft.“ —

Der Hauptmann erschien in diesem Augenblick, mit ihm der Freiherr von Esenheim. In Begleitung vier bewaffneter Reiter war er unbesorgt in das Burgthor geritten, im Hofe jedoch sogleich ergriffen, sammt seinem Geleit entwaffnet und zu Gefangenen im eigenen Hause gemacht worden. Bestürzung mit heimlicher Wuth gemischt lagen auf seinem Gesicht.

„Hinein, Du entsetzlicher Vater!“ brach Philibert

aus, indem er ihn gewaltsam in das Gemach stieß. „Hier erwartet nicht den Feind das Kriegsgericht Frankreichs, nein, Gottesgericht fordert hier den Kindesmörder vor seinen Stuhl.“ —

Bewundert stand der Freiherr mitten im Zimmer; als aber jetzt Jerome sich ihm näherte, und mit dem Ausrufe: „Vater, was ist hier geschehen, und wie habt Ihr solche Unthat gelitten!“ seine Arme ihm entgegen breitete, da bekam sein Grimm Worte, und die Rubinen seines Gesichts leuchteten wie Karfunkelsteine. Er stieß den Sohn zurück, und sagte mit verbissener Wuth: „Fort von mir, Verräther am Vater und an dem Vaterlande! Die Farben, welche Du trägst, geben Zeugniß Deiner Schlechtigkeit, vor der mich zu rechter Stunde ein treuer Mund gewarnt. Plündere mein Haus, stoß Dein falsches Gewehr in Deines Vaters Brust, aber nenne Dich nie mehr des Vaters Sohn, dessen Fluch Du hundertfach verdienst.“ —

Empört ergriff der Ritter den Wüthigen wiederum am Arm und stieß ihn weiter zu dem Ruhebett, auf das man die arme Clara gelegt.

„Kindesmörder!“ schrie er mit kreischender Stimme. „Rühre sie an und schwöre, Du habest nicht Theil am Morde dieser Unschuld! Rühre sie an mit Deinem Finger, sie wird bluten, sie muß bluten!“ —

„Clara!“ stammelte der alte Nimrod, tieferschüttert; „welche Hand hat das gethan?“ —

„Sind denn alle hier im Schlosse blind und verrückt, und ich der einzige Vernünftige?“ lachte Philibert mit

wahnsinnigem Hohne. „Erkennst Du nicht die schöne Stiefmutter, die nach des alten Sünders Erbe gestrebt, und aus ihrem Schlangenwege geräumt, was ihr hinderlich, und Dich um Vaterseligkeit hier unten, Dich dort oben um die Seligkeit Deiner Seele bestohlen? Siehst Du den Geist der edlen Freifrau nicht stehen neben diesem Bett, und drohend von Dir fordern ihre zertretenen Kinder?“ —

Der Freiherr taumelte, verbarg sein dunkles Antlitz mit beiden Händen, flüsterte den Namen: „Aurora,“ und sank wie vom Wetterschlage gelähmt in einen Sessel.

Aus des Vaters Munde, aus den einzelnen, schwachen Aeußerungen des durch des thätigen Arztes Hülfe wieder in das Leben gerufenen Fräuleins erfuhren die beiden Freunde später den schrecklichen Zusammenhang dieser beispiellosen Unthat. — Als der Bruder aus dem Schlosse gestoßen, als der Vater die Anstalten zu seiner neuen Vermählung gemacht, und seine Absicht nicht länger verhehlt, war plötzlich ein starker, finsterner Geist in das stille, kindliche Mädchen gefahren. Das Gefühl, wie verlassen sie da stand, hatte alle ihre Kraft auf einmal reif gemacht. Mit freiem kühnen Worte mahnte sie den Vater, abzulassen von seinem Vorsatz, in welchem sie eine Beleidigung der entschlafenen, heißgeliebten Mutter erblickte, in welchem sie eine Beleidigung für seine Kinder, seine Familie, sein altes Wappen zu sehen vermeinte. Der Vater stieß ihre Warnung hart von sich, aber sein rauhes Wort, seine Mißhandlungen selbst schüchterten

daß aufgeregte Kind nicht ein, und auch nach vollzogener Hochzeit sprach sie laut ihren Abscheu und Haß aus, und sah auf die ihr aufgedrungene Mutter mit jener scharfen Verachtung, mit der die Herrin die schlechte Magd bestraft, und durch welche in dem bösen, verlorenen Herzen der Stiefmutter eine Rachsucht erweckt wurde, die bald bis zur Todfeindschaft sich steigern mußte. Nach einer heftigen Scene, wie sie täglich zwischen Clara und Aurora vorfielen, und zu welcher der Freiherr kam, trieben die Klagen und Thränen der scheinheiligen Frau den Vater so weit, daß er sich verschwor, nie wieder die Tochter vor seine Augen zu lassen, daß er seinem Leibschützen befahl, das Kind in ein fernes Zimmer zu sperren, daß er Aurora'n die völlige Gewalt und Aufsicht über die Verstoßene vertrauete. Seine sinnlichen Genüsse, seine Jagden ließen ihn bald die Bedaurungswürdige vergessen, und er achtete kaum darauf, als Aurora ihrer als einer Kranken erwähnte, und war zufrieden, daß sein wüstes Leben nicht mehr durch den Anblick der täglichen Mahnerin, die ihm als sein neben ihm wanderndes Gewissen erschien, nicht mehr durch die feindlichen Wechselreden der Weiber getrübt werden konnte.

Aber die feindlichen Gewalten, deren Eigenthum die arme Clara geworden, säumten nicht, vorsichtig, jedoch mit kältester Grausamkeit, ihr Ziel zu verfolgen. Wie eine Missethäterin wurde die Tochter des Hauses behandelt, das schlechteste Gemach ihr bestimmt, alle Bequemlichkeit ihr geraubt, und zugleich ihr täglich mit kaltem Hohne von der Stiefmutter und dem tückischen Siegbert

der eine Creatur Aurora's geworden, der Befehl des Vaters als Ursache ihrer Marter vorgeschoben. An diesen wiederholten Dolchstößen brach die Kraft ihrer Seele. Recker schritt jetzt Haß und Habsucht vorwärts. Man entzog der Verlassenen die stärkende Nahrung nach und nach, man gab ihr die schlechteste Kost, man vergaß sie vorsätzlich tagelang, und Nachts trat dann überdies die entweibte Furie zu ihr ein, hörte mit satanischer Lust die Klagen, die jammervollen Bitten der Gefolterten, ihr Flehen nach des Vaters Anblick, und erwiederte sie mit giftiger Verhöhnung, und weidete sich mit Lust an der täglich zunehmenden Entkräftung ihres Opfers, an dem sichtlichen Abwelken der lieblichen Blume, deren Reiz sie von jeher beneidet. Ein gesunkenes Weib vergißt nie die ihr gezeigte Verachtung und nur im Verderben des Beleidigers findet sie Befriedigung, nur auf seinem Grabhügel Sühne und Auslöschung des Wortes, das ihr eine ewig brennende Giftwunde stieß. —

Auf solche Weise war Clara in den armseligen Zustand gerathen, worin Bruder und Freund sie fand, und nach wenigen Tagen möchten die Retter zu spät für sie erschienen sein, denn auch jetzt gab der Arzt geringe Hoffnung, wenn ihm auch Jugend und die treue Anwendung aller denkbaren Heil- und Pflege-Mittel die beste Unterstützung seiner heiligen Kunst darboten —

Als die nächste Morgenröthe eben die Gipfel der fernsten deutschen Gebirge bemalt, weckte lautes Hundegebell schon die gemischte Einquartirung des Schlosses, die

theilweise erst spät vom gewünschten Schlafe in die willkommene Vergessenheit eingewiegt worden. Es war der Marschal de Camp, der von seiner Meute umgeben, eingeritten. Durch seine gefürchtete Commandostimme aufgerufen, stand Alles schnell in Zeug und Waffen, und selbst der Chevalier, obgleich von Fieberfrost und Wundenpein als Folge seiner leichtsinnigen Vernachlässigung der Blessur ergriffen, trat dem Oheim in der großen Halle entgegen. Der alte, rührige Krieger hatte schon bei Offizier und Gemeinen sich den umständlichsten Rapport erfragt, und seine erste Frage traf den Freiherrn von Esenheim, welcher ihm durch gestern spät eingebrachte Gefangene als Commandant eines Freicorps genannt worden, das, da es aus lauter jagdgerechten Waidmännern zusammen gestellt, bereits der französischen Armee bedeutenden Schaden zugefügt hatte. Als der finstere Freiherr aus seiner Haft vor ihm erschienen, und in seiner gebrückten Stimmung auf die Zornworte des Alten nichts erwiedert, befahl dieser, der sein Schweigen für Troß und Verachtung hielt, ihn ohne Aufschub in dem Hofe des eigenen Schlosses nieder zu schießen. Da brach Jerome selbst das Siegel seines Geheimnisses, trat heran, nannte sich den Sohn des Gefangenen und bat um des Vaters Leben, der ihn enterbt und verstoßen. Der Marschall fuhr hoch empor; aber ein Courier aus dem Hauptquartir hatte ihm in dieser Nacht das Patent eines General-Lieutenants überbracht, und so waltete eine gute Laune in ihm, und sein Zorn war nur Wetterleuchten ohne Schlag und Donner.

„Ei,“ rief er mit grinsender Freundlichkeit, „bei der Here von Orleans, die Frankreich gerettet und doch betrogen, bist Du ehrlicher Kauz mit den derben Schweizerfäusten auch ein Quintenmacher und Comödienmensch? Sieh, sieh, wer hätte in dem rauhen Keulenschwinger von der Teufelsbrücke ein rheinisches Tünkerlein gesucht? — Aber freilich, wenn Dich der alte böshafte Freischütz dort um Deinen Namen gebracht, so hättest Du ein Recht Dich zu taufen, wie es Dir am besten klang. Du hast mir ein französisches Herz gezeigt, und so magst Du das Leben des bleichen Cavaliers nehmen, obgleich ich gewünscht, Du hättest Dir einen bessern Lohn für Deine guten Dienste erbeten. Aber auf der Stelle muß er nach Landau in die Kasematten, und das im Geheim und gut bedeckt, denn begegneten ihm die Schweizer der Garde, denen seine Buschklepper gestern ihren Major erschossen, möchte kein Fezen von ihm in der Festung ankommen. Mit meinem Nefen mußt Du Dich außerdem abfinden, der dort im Wundfieber zittert, denn ich sündige an ihm, da ich sein Blut ungerächt lasse.“ —

Der Lieutenant dankte mit freudigem Lächeln, und der Chevalier drückte dem Freunde die Hand und flüsterte: „Ist er doch Clara's Vater, wenn er es auch nie verdiente zu sein!“ —

Spätere Erörterungen und des Freiherrn Frage brachte die Schloßfrau, die verbrecherische Aurora in das Gedächtniß zurück; doch vergebens ward sie in der Burg gesucht. Endlich fand ein Schütz ihre Haube in einem Nebenhofe des weiten Gebäudes und ihr Tuch hangend

an der hölzernen Befriedigung des unergründlichen Felsenbrunnens, der die Burg mit Wasser versah. Die Glende hatte sich selbst gerichtet. —

Neue Marschordres, das Anrücken der deutschen endlich aufgeweckten Heeresmacht, die Annäherung der Niederländer riefen den General-Lieutenant baldigst vondannen, und der schwer erkrankte Chevalier vermochte nicht ihm zu folgen; er blieb in der Nähe der geliebten Clara, und es ward ihm der Trost, nur durch eine Wand von ihr geschieden, stündlich von ihr zu hören, und jeden Schein von Besserung als beste Arznei empfangen zu können. —

Der furchtbarste aller Kriege, die Frankreich je gefochten, begann; das halbe Europa trat gegen Ludwig den Bierzehnten in die Waffen, und neun Jahre hindurch rang der stolze König mit seinen Gegnern um den Sieg. Frankreich zu decken entwarf der gewissenlose Louvois den Plan, eine Wüste um seine Gränzen zu bilden, und er fand in dem General-Lieutenant Melac die eiserne Hand dazu. Die Verheerung der reichen Pfalz, die Einäscherung ihrer schönsten Städte, die Gräuelthaten des vor der Verantwortung losgesprochenen Soldaten stehen zur Schande Frankreichs unauslöschlich auf den Tafeln der Weltgeschichte, und die Nemesis folgte der Unmenschlichkeit, denn Ludwigs stolzer Plan erlangte sein Ziel nicht, und nach zahlloser Hinopferung seiner Braven mußte er das längst Gewonnene wieder hingeben, und sah sein Land nach Louvois Tode verarmt und seine Krone bedrohlicher als je zuvor. —

Der Lieutenant Esenheim war seinem alten General in alle Gefährlichkeiten des Kriegs gefolgt, hatte sich zum Capitain hinauf geschwungen und sich den Orden verdient. Aber Verwüstung der vaterländischen Gauen, die gränzenlosen Grausamkeiten, die er an Weib und Säugling üben sah, empörten seine Seele, und er nahm mitten auf der Bahn des Ruhms Abschied von dem ihm liebgewordenen Stande und achtete nicht den Unwillen, mit dem ihn der General = Lieutenant entließ. Als er zuerst sein Vaterhaus besuchte, fand er es eingäschert und eine unbewohnbare Ruine. Düstern Blicks stand er an den zertrümmerten Mauern, welche die Gräber der Mutter und der kleinen Angela überschüttet hatten, da dachte er der verbrecherischen Stiefmutter und die Trümmer dächten ihm ein Richtplaz der himmlischen Gerechtigkeit, und ohne Thränen und Trauer zog er weiter.

In Landau erfuhr er den Tod seines Vaters; die Einsamkeit und Beschränkung hatten die Kräfte des alten, unverwüstlichen Nimrod's verzehrt. Nachrichten von dem Freunde Philibert lockten ihn in das südliche Frankreich und hier an den Ufern der Rhone, in den Rosengärten von Vacluse trat ihm die genesene Clara an Melac's, ihres Vatters Seite, freundlich entgegen; die liebende Sorgfalt des Freundes hatte das Wunderwerk ihrer Herstellung bewirkt, und sie hatte die Liebe durch Liebe belohnt. Doch nicht lange konnte der Feuergeist des braven Jerome das sybaritische Leben in den Gärten Petrarca's und seiner Laura ertragen, es zog ihn wieder zum nördlichen Schauplaz der Männerthaten, und er traf gerade zu rechter

Zeit ein, um sich mit seinem alten Kriegshelden Melac in die Festung Landau zu werfen, und diese mit dem rauhen, unerschütterlichen Roland so lange zu vertheidigen bis das letzte Pferd verzehrt und das letzte Stück vom Silbergeschirr des General = Lieutenants zur Zahlung des Soldes der tapfern Garnison zerschlagen worden. Jerome theilte den Lohn seines Generals, eine Offizierstelle in der Gensdarmmerie des Königs wurde sein, und in dem glänzenden Paris, das von der Verarmung des Landes wenig empfand, wenigstens nichts zeigte, traf er die schöne Clara mit ihrem Gatten zum zweiten mal wieder, und sein nach dem Frieden wieder gewonnenes Erbe setzte ihn in den Stand, seiner Hochstellung und dem Schwager Ehre zu machen, und den Glanz einer Familie wieder herzustellen, welche durch die Verbrechen einer lasterhaften Stiefmutter dem Erlöschen nahe gebracht worden.

Die Florentiner.

Beiträge zu einer Charakterschilderung. Von Albano.

Zu Fiesole in der Osterie der Antica Speranza saßen in dem freundlichen Vorderstübchen, in das die Strahlen einer warmen Octobersonne vergoldend hineinschossen, zwei Freunde, welche den schönen Nachmittag benützt hatten, das auf seinen beiden durch ein flaches Thal getrennten Hügeln malerisch gruppirte Städtchen zu besuchen, und in seiner frischen freien Natur, im Anblicke der wunderschönen gewellten Ebene, die sich vor seinem Abhange ausbreitet, umgeben von den Erinnerungen, welche die Ueberreste eines römischen Amphitheaters, felsenveste Mauern etruskischer Vorzeit und die Sagen von Catilina und Florinus erwecken, die Stubenluft des Stadtlebens zu vergessen. Rosine, die gesprächige Wirthin, brachte eben eine Schüssel mit dampfenden Maccaroni herein, welche die beiden Wanderer, deren Eßlust durch den Spaziergang und die frischere Luft geschärft worden war, nicht verschmäheten und so der ländlichen Küche volle Ehre erzeigten. Von den Beiden, weither von jenseit der Alpen gekommen, war einer schon längere Zeit in der Arnostadt

anwesend, wo Beschäftigung sowohl als die zahlreichen Genüsse, die er in ihren, so vieles Reiche und Schöne umschließenden Mauern empfand, ihn, den Willigen, zurückgehalten hatten. Nach und nach mit den Schätzen vertraut geworden, welche Jahrhunderte des Ruhms und der Größe Fiorenza'n in Fülle zurückgelassen haben, war Beider Interesse an der Stadt und ihren Bewohnern immer reger geworden, und die wechselnden Schicksale der einen, die wechselnden Eigenthümlichkeiten der andern waren ihrer Betrachtung nicht entgangen. Je mehr sie über diese Verhältnisse nachdachten und sich mit ihrer Erforschung in den Denkmalen vergangener Zeiten, die Florenz in reicherm Maße als irgend eine andere Stadt des Mittelalters besitzt, beschäftigten, desto lebhafter war ihre Theilnahme angeregt worden. So kam es, daß ihre Gespräche oft auf diese und verwandte Gegenstände zurückkehrten und sie sich gegenseitiger Mittheilung ihrer Ansichten und Bemerkungen erfreuten. Die ungestörte Ruhe deren sie genossen, lud sie auch heute wieder dazu ein.

„Man sollte,“ begann Friedrich, „seinen Fuß nur mit einem Schauer heiliger Ehrfurcht auf diesen Boden setzen, wie etwa wenn man das Campo Vaccino oder das Parthenon betritt, bedenkend daß Fiesole den Ruhm in Anspruch nimmt, die älteste Stadt der Welt seit der Sündfluth zu sein; überdies sollte jeder, dem seine Gesundheit lieb ist, hier seine Wohnung aufschlagen, statt drunten im Thale im Dunst der großen volkreichen Stadt zu leben. Denn der alte ehrliche Malaspini erzählt uns in seiner treuherzigen Sprache des dreizehnten Jahrhunderts, Apollo der große

Meister in der Sternkunde habe die fernen Hügel Fiesole's, denen Minerva ihr köstliches Geschenk, den silberbelaubten Delbaum, in reichem Maasse zu Theil werden ließ, als den gesundesten Ort Europa's für den König Attalus, Tafet's Enkel, und seine schöne Gemahlin Electra ausgewählt. Damals hatte das Land, wüste und menschenleer, noch keinen Namen: diesen gab ihm Italus, Attalus ältester Sohn, während von seinen beiden Brüdern der eine, Dardanus, Ilion erbauen ging, und der jüngere Sicanus das dreieckige Eiland an der Fußspitze Italiens, bewohnt von Vulcans ruffigen Schmiedtegesellen, taufen sollte. Du siehst, daß die florentinischen Chronikenschreiber eben so wenig als die anderer Städte der Versuchung haben widerstehen können, den Ursprung ihres Volkes so tief wie möglich in den Nebel der Mythen zurückzudrängen. Aber dies waren keine bloßen Erfindungen unbeschäftigter Federn: Diese Sagen waren mit dem häuslichen Leben des Volkes verwachsen, denn schon dem größten Dichter Italiens erzählt sein grauer Ahnherr Cacciaguiba im Paradiese, wie zu seiner Zeit die florentinischen Frauen, im Kreise ihrer Familie am Spinnrocken sitzend, von den Troianern, von Fiesole und Rom schwatzten."

„Ich finde es ganz natürlich bei einem Volke,“ bemerkte Carl, „daß es seine Anfänge in entfernte dunkle Zeiten zu verlegen trachtet. Besteht doch der Stolz von tausenden von Familien darin, ihre Ahnen recht hoch hinaufführen zu können: warum sollte eine Stadt sich nicht ebenfalls einen recht verzweigten historischen Stammbaum wünschen, und ihn zu bewahren streben, wenn mündliche

und schriftliche Ueberlieferung ihr einen solchen vermacht hat? Und wie sehr auch Du und mancher andere, denen nur beurkundete Geschichte etwas gilt, darüber spötteln mögen: eine Sage gilt mir oft mehr als ein Pergament und scheint mir nicht selten von größerem Nutzen zur Charakterisirung eines Landes und seiner Bewohner, mithin auch seiner Geschichte, als ein Namenregister. Was macht die Brust eines jeden bei der Erinnerung an Hellas beben? seine Mythen sowohl als seine glorreichen Annalen; — warum weilen wir mit doppeltem Genusse bei den Ueberresten des romantischen Mittelalters? Doch, um wieder auf den ursprünglichen Gegenstand unseres Gespräches zurückzukommen, muß ich gestehn daß Traditionen, wie die von der Erbauung Fiesole's, im Grunde wenig Reiz besitzen und noch weniger nützen: sie wiederholen sich bei vielen alten Städten hier und anderwärts, suchen den Mangel wahrer Geschichte durch eine dürftige erdichtete zu ersetzen, und sehen in dieser Hinsicht dem meisten unserer schönen deutschen Sagen wenig ähnlich.“

„Es ist nicht zu leugnen,“ erwiederte der Andere, „daß bei solchen Dingen immer einige Eitelkeit im Spiele ist, und ich glaube damit keinen unbedeutenden Zug im Volkscharakter der heutigen Florentiner berührt zu haben. Der Florentiner, aufgebläht von dem Vorzuge, welchen ihm seine Sprache gleichsam über alle übrigen Völkerschaften des zerrissenen Italiens gegeben hat, abstrahirt von diesem, ohne freilich zu bedenken, wie wenig die neuere Zeit seinen literarischen Ruhm vergrößert, und blickt mit einem gewissen Gefühle der Suprematie auf die übrigen Italiener

hinab, denen er Gesetze vorschreiben zu können glaubt, und die auch ihrerseits nicht unterlassen, es ihm in gewisser Hinsicht wieder zu vergelten. Dieser kleinliche Geist gegenseitiger Eifersucht, der Nachbarn gegen einander waffnet, hat von jeher das Unglück Italiens veranlaßt, und dieses Land mehr als einmal um die Aussicht betrogen, im europäischen Staatenkreise jenen Rang einzunehmen, der ihm von Rechtswegen gebührt. Municipaleifersucht und Parteienwuth ließen die Nation in jener Zeit, wo schon der Tag einer großen Zukunft leuchtend anbrach, in Trümmer sinken, und als jener Frühling des Gefühls und der Kraft verblüht war, trat neue Erschlaffung ein, welche fremder sowohl als einheimischer Eigennuß hämisch zu benutzen mußte um dem, was noch gut und groß und schön war, den Todesstreich zu versetzen. Statt der Unzahl kleiner Freistaaten, wo wenigstens Nationalgeist und Selbstgefühl genährt wurden, sah man nun fast eben so viele kleinere und größere Fürstenthümer, von einzelnen Familien, welche die Alleinherrschaft an sich gerissen, beherrscht, meist unterdrückt, und diese wieder fremdem Einflusse unterthänig. Welche Wirkung dies auf den Charakter des Volkes gemacht, brauche ich nicht erst zu sagen: mich dünkt, wir haben bei den Florentinern ein deutliches Beispiel davon."

„Du wirst mit mir einverstanden sein, daß ein Rückblick auf die Vergangenheit uns hier den besten Maaßstab zur Vergleichung mit der Gegenwart geben kann. Wie finden wir aber dieses Volk, wenn wir in die grauen Jahrhunderte mittelalterlicher Vorzeit hinaufsteigen? Als einst

pisanische Handelsleute von einem Könige von Tunis gefragt wurden, was für eine Stadt unter den Christen Florenz sei? antworteten sie: das sind die Araber in unserm Lande. Die Florentiner des eilften und der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts waren einfach, arm, mäßig, einig. Ihre Stadt war klein, auf dem rechten Arnoufer, unter den Hügeln Fiesole's um den alten Marstempel gebaut, der in longobardischer Zeit dem Vorläufer des Herrn geweiht worden war, welchen das Volk von nun an als seinen Schutzheiligen verehrte. Wo jetzt Arnolfo's mächtiger Marmordom sich erhebt, stand damals die Pfarrkirche, nach der heil. Reparata benannt. Das linke Ufer des Stromes war nur sehr wenig bewohnt, dorthin führte die Brücke, in späterer Zeit die alte genannt, mit der Bildsäule des alten Schutzgottes Mars geschmückt, die Straße zwischen Rom und Fiesole verbindend. Die alten Familien, deren es in der Stadt viele gab, überhoben sich nicht gegen einander und gegen Geringere, und lebten in Eintracht. Ihre Wohnungen waren fest, sicher und einfach, aus rauh behauenen Steinen, ohne Säulen und Verzierungen, mit engen spitzbogigen Fenstern und Zinnen, häufig auch mit Thürmen versehen. Und Sitten und Lebensweise der Bewohner waren streng und gut. Die Bürger von Florenz, sagt irgendwo ihr herrlicher Chronist Giovanni Villani, lebten mäßig und von einfacher Speise und mit geringem Aufwand; und sie waren unfein und rauh, aber sehr gesittet. Viele trugen bloße Lederkleidung ohne Tuch, das Barett auf dem Haupte, Stiefeln an den Füßen. Der große Dichter läßt Cacciaguida'n von Bellin-

cion Berti, einem der angesehensten Bürger der Stadt, und Vater der guten und schönen Gräfin Gualdrada, sagen: er habe ihn mit lebernem Gürtel und knöcherner Schnalle einhergehen sehn, und die Nerli und Del Vecchio in einfachem Leder. *) Als Kopfbekleidung trug man häufig die Capuzze. Von ihr hingen zwei lange Streifen desselben Tuchs bis auf die Erde, die man über die rechte Schulter hing oder um den Hals, bisweilen um den Kopf selber schlang. Ihre Frauen kleideten sich in grobes Tuch: sie trugen einen engen Rock von gemeinem Scharlach aus Ypres oder Gamen, gleichfalls mit einem Ledergürtel, und einen Mantel mit dunkelfarbigem Futter und einem Kragen, der ihnen, da sie ihn über das Haupt schlugen, zugleich als Kopfbedeckung diente. Die Frauen aus dem Volke kleideten sich in gleicher Art in dickes grünes Tuch das aus Cambray kam. Reichthümer hatten noch nicht Luxus und Sittenverderbniß eingeführt. Hundert Lire war die gewöhnliche Mitgift eines Mädchens, zwei und dreihundert galt für eine außerordentlich große. Die Jungfrauen heiratheten zur rechten Zeit, und noch lebte kein Familienvater in der Sorge, daß seine Töchter unverehlicht bleiben oder die Heirathgabe seine Kräfte übersteigen würde. Der Häuslichkeit war ihr ganzes Leben gewidmet. Bei der Wiege ihrer Kleinen sangen sie Lieder in der Sprache, die sie von Vater und Mutter erlernt, oder saßen bei Spindel und Rocken, und indem sie den Faden zogen erzählten sie den lauschenden Kindern und den Mägden von alten Geschichten.

*) Dante Parad XV. 112. —

Und sie waren glücklich, sagt der Dichter, denn ihrer jede war gewiß, einst im Vaterlande ihre Ruhestätte zu finden, und keine härmte sich auf einsamem Lager, weil ihr Gatte in fremde Lande gezogen war.

So lebte dieses gute Volk, still und ruhig, wegen seiner Tugenden geachtet von seinen Nachbarn. Und rühmlich waren sie in ihrer Gerechtigkeit und Einfalt, und die weiße Lilie, ihr altes Wahrzeichen, war noch nicht von Feinden verspottet und in Bürgerkriegen geröthet worden. *) Als alle, welche in dem reichen und mächtigen Pisa die Waffen tragen konnten, gegen Majorca zogen um es den Sarazenen zu entreißen, **) setzten sie in die Florentiner solches Vertrauen, daß sie ihnen die Bewachung ihrer Stadt und Familien gegen die feindlichen Lucchesen übertrugen. Drauf als sie siegreich heimkehrten, schenkten sie ihnen als Lohn zwei Porphyrsäulen, die man noch heutigen Tages an den Thoren der Johanniskirche (Battisterio) sieht, an denen aber jetzt Stücke der Hafenkette hängen, welche das nun mächtige siegende Florenz Jahrhunderte später zum Andenken an den Triumph über Pisa dahinbrachte. Von diesen Säulen erzählt ein alter Novellist, daß, wem etwas entwendet ward, wenn er zu ihnen hinging, der Dieb mit dem Raube in den Händen ihm sichtbar wurde. ***) Das Verderbniß der Zeit scheint diesen Säulen mit ihrem Glanz auch ihre Tugend geraubt zu haben. †)

*) Parad. XVI. 152.

**) 1117.

***) Ser Giovanni fior. Pecorone, XII. gioruata.

†) Die Pisaner sollen hinterlistig diese Säulen, ehe sie

Aber auch in diese Verhältnisse wie in Alles, brachte der Lauf der Jahre Veränderung — keine wohlthätige, wenn man Chronisten und Dichtern glauben kann. Die Vereinigung der Einwohner des durch List und Gewalt gewonnenen und zerstörten Fiesole mit den Florentinern scheint, wenn sie auch zur Vergrößerung und Bevölkerung der Stadt half, sonst wenig gute Früchte getragen zu haben. Ob sie gleich ihre Farben, weiß und roth, zu einer Fahne mit zwei Feldern vereinigten und miteinander gleiche Rechte genossen, mag doch keine rechte Eintracht gewesen sein. Die späteren bürgerlichen Kämpfe können leicht in dieser Verschiedenheit der Abstammung ihren ursprünglichen Grund gehabt haben. Die alten florentinischen Familien, die sich auch spät nachher ihres römischen Ursprunges rühm-

dieselben den Florentinern überlieferten, durch Feuer verborben und dann mit Scharlach bedeckt und die Florentiner den Trug nicht eher gesehen haben bis sie selbe aufrichteten. So schreibt Gio. Villani (*Cronica*. IV. 31.) und davon leitet man den Beinamen der „Blinden“ (*Orbi* oder *ciechi*) her, den die alten Florentiner führten (*Inferno*, XV. 67) und der zeigt wie sehr sie damals wegen ihres einfältigen arglosen Sinnes bekannt waren. Gemäß andern Schriftstellern soll jenes den Pisanern mit Unrecht aufgebürdet worden sein: so viel ist gewiß, daß die Säulen bei einer Ueberschwemmung des Arno sehr verborben wurden und brachen. (*Osservat. fior.* I. 57.). — Als die Florentiner Pisa bewachten, gingen sie, „um die Ehrbarkeit der Frauen zu bewachen“ nicht in die Stadt, sondern lagerten sich in einer Entfernung zweier Miglien. Auch gaben sie scharfe Befehle, daß keiner die Stadt betreten sollte, und da einer es dennoch gethan, wurde er gehängt.

ten, sahen nun mit Stolz auf ihre Nachbarn. Der Dichter nennt die Neuen „siesolenische Bestien.“ *) Innere Zwistigkeiten führten auswärtige Kriege herbei, und mit ihnen kam Verderben über Stalien. Wo ehemals Zucht, Unkunde der Eitelkeit, brachten die Franzosen, Begleiter der nach Neapel gekommenen Anjou, Verweichlichung, damit Verschlechterung der Sitten, des öffentlichen und häuslichen Lebens. Da sind nun die Klagen so allgemein als häufig. „Großes Unglück bedrängte die Florentiner: es war Gottes Gericht, weil sie verderbt waren. Und unter andern hatten sie sich dem Wohlleben und schlimmen Sitten ergeben. Sie waren uneins in Glaubenssachen und es gab blutige Streite. Glück gegen Feinde hatte sie hochmüthig gemacht, und sie waren einander feindselig und undankbar, und lebten in unehrbaren Sünden.“ **) Fo-
rese Donati, des Alighieri geliebter Freund, preist seine Gattin Nella, „Gott lieb und um so theurer, weil sie in guten Werken über Alle“ als Muster der Weiblichkeit, und klagt voll Entrüstung, die entarteten Weiber eines berühmten Landstriches in Sardinien seien züchtiger als die Florentinerinnen. Bald werde eine Zeit kommen, wo man von der Kanzel herab den ehrlosen Frauen verbieten müsse sich noch mehr zu entblößen. ***) — Der Luxus jener Zeit wird von Allen als groß geschildert. Die Jünglinge verschmähten die alte gute heimische Tracht und thaten's

*) Inferno, XV. 73.

**) Malaspini, 70. 75.

***) Purgatorio, XXIII. 94.

den Fremden nach; spielten und zechten, und erstickten im Wohlleben die Liebe zum vaterländischen Boden. Hatten sie dann das Ihrige durchgebracht, so übten sie schlimme Künste, um leben zu können oder gingen in fremde Länder, wo sie auf den Namen ihres Volkes Unehre häuften. Die Frauen trugen Kronen, wie Königinnen pflegen, Schmuck wie Hoffräulein, Gürtel schwer von Gold und Silber die sie selber überstrahlten, um Hals und Arme Ketten von vergoldetem Silber, goldene Kettchen in den Haaren wie Römerinnen und Griechinnen. Es war Sitte mit entblößtem Halse und nackten Schultern zu gehen. Der häusliche Friede war durch Hoffart und Anmaßungen der Frauen gestört, und viele Männer schadeten sich am Besitz und gutem Rufe, weil sie nicht mehr zu Hause leben wollten. — Doch,“ bemerkte Friedrich abbrechend, „ich ermüde Dich wohl mit allen diesen Einzelheiten; indes kann man nur durch ihre Zusammenstellung einen Ueberblick gewinnen und das Bild der Zeit in so geschaffenem Spiegel reflectiren.“

„Ich habe Dir mit Vergnügen zugehört,“ erwiederte Carl, „denn mir ist noch nicht Muße und Gelegenheit geworden, mich über jene Verhältnisse der alten Florentiner zu unterrichten. Und doch ist Alles, was die Sittengeschichte eines Volkes betrifft, eben so wichtig und häufig wichtiger als das bloß Politische. Von gewonnenen und verlorenen Schlachten, Belagerungen und Eroberungen, Empörungen und Gräueltthaten haben wir von Beginn unserer historischen Kunde an nur allzuviel vernommen, und haben leider noch in unsern Tagen genug zum Krankwerden davon unter den Au-

gen: gern gäbe ich die Hälfte dieser Kenntniß hin, könnte ich damit zuverlässigere Nachrichten vom Leben und Wesen der Vorzeit erkaufen. Wie viel nützlicher und zugleich erfreulicher würden sie uns sein, und wie viel mehr würden sie zur eigentlichen Kenntniß der Geschichte, zur Kenntniß des Menschen beitragen als jene. Die Geschichte des Staats erhält aus der Geschichte des Hauses erst ihre rechte Begründung und Bedeutung. Doch da unsere Unterhaltung sich nun einmal so sehr in diesen Gegenstand vertieft hat, so meine ich, wenn's Dir recht ist, wir könnten damit fortfahren."

„Gern will ich Dir, was ich darüber gesammelt und gedacht, ferner mittheilen: für jetzt aber scheint mir zweierlei betrachtet werden zu müssen. Vorerst bedenkst Du nicht, daß die Sonne eben den Rand des Horizont's berührt und wir das Zwieliht noch zu unserer Heimkehr zu benutzen gut thun würden. Dann habe ich über diejenigen Eigenschaften, die mir im Charakter der Florentiner als die vorherrschenden aufgefallen, so wie über ihr öffentliches und häusliches Leben einige Notizen und Ansichten aufgezeichnet, aus denen mir auch dasjenige im Gedächtnisse geblieben, was ich eben zur Vergleichung aus ihrer Vorzeit berührt. Macht es Dir Vergnügen, so theile ich Dir gelegentlich einige Blätter davon mit. Jetzt aber laß uns die Zeche bezahlen und uns auf den Weg machen." — Dies war bald geschehen. Sie gingen über den geräumigen schattigen Platz vor der Hauptkirche des Städtchens, wo Knaben und Erwachsene sich mit dem Ballspiel belustigten, und eben eine lange doppelte Reihe von Schwarzkirichen zu dem stattlichen Seminar zurückzog, während einige Edhne des heil. Franziscus in

ihren braunen Kutten und gelben Strohhüten den steilen Weg zu dem nahen reizend gelegenen Kloster hinanstiegen. Als sie, die Höhe verlassend, an die Cypressen Allee der Villa Mozzi gelangten — das Landhaus, in dem einst Lorenzo und Giuliano de' Medici bei einem festlichen Gelage von den Pazzi hätten ermordet werden sollen, wo indeß nur durch Zufall die meuchlerische That unterblieb — breitete sich die ganze weite Landschaft von Florenz vor ihren Blicken aus. Die Sonne ging eben hinter den fernen gezackten carrarischen Gebirgen unter: rosige Wölkchen schwammen im Meere des reinblauen Aethers, die Ferne lag mit ungewissen Umrissen in Duft gehüllt, die näheren Hügel in einem mannichfachen Grün in den schönsten Schattirungen vom Silber des Delbaums bis zur schwärzlichen Cypresse; die umkreisenden Berge mit Purpur übergossen. Weit dehnte sich die Stadt von Osten nach Westen aus, während ihre Thürme und Kuppeln aus der schon in eine verschwimmende Masse zusammenfluthenden Häusermenge mächtig emporstiegen. Ueber alle thürmte sich in den schönsten Verhältnissen der Dom, des aus Deutschland stammenden Lapo, von Brunnelleschi gekröntes Werk, zur Seite der malerische Glockenthurm, das phantasiereiche Erzeugniß eines den Grazien opfernden Geistes; weiter hinten stieg über Festung ähnlichen mit Zinnen versehenen Mauern ein schlanker grauer eigenthümlich gestalteter Thurm hervor, der des alten Palastes; über den Marmorgrüften der Medici wölbte sich die Kuppel von San Lorenzo, über dem Staube vieler Großen und Würdigen Italiens die alterthümliche Kreuzkirche. Von Thürmen

beschützt bildeten die gezackten Mauern eine lange hie und da unterbrochene Linie. Im Vordergrunde senkten sich die Hügel sanft in die Ebene hinunter, mit Landhäusern übersät, von Reben und Delbäumen bedeckt, überall in den wohlbebauten Strichen das Ansehn des Wohlstandes, die Segnungen der Natur und der ungestörten Thätigkeit. — Es war bereits dunkel geworden als die Freunde, am murmelnden Mugnone entlang, die tiefen Schatten der Baumgruppen des Parterre erreichten, da wo einst das Kloster San Gallo gestanden, von Lorenzo dem Erlauchten mit ungeheurem Aufwande erbaut und jetzt spurlos verschwunden. Der mächtige aber schwerfällige Triumphbogen, Toscana's erstem Herrscher aus dem lothringischen Hause vor beinahe einem Jahrhunderte errichtet, bezeichnet den Eingang in die Stadt.

Als am folgenden Tage die Beiden wieder zusammentrafen, sprach Friedrich, indem er einige Blätter hervorzog: „ich will meinem gestrigen Versprechen nachkommen und Dir eines und das andere über das Volk, in dessen Mitte wir leben, vorlesen.“

„Der Fremde, der nach Italien kommt und, wie es bei Vielen namentlich Engländern gewöhnlich ist, zuerst in Florenz einen längern Aufenthalt macht, also erst hier Gelegenheit findet, mit dem Einheimischen in nähere gesellschaftliche oder Geschäfts-Berührung zu kommen, was bei dem raschen Durcheilen von Städten und Gegenden, wo man meist nur Wirth, Custoden, Lohnbediente und Miethkutscher kennen lernt, nicht wohl möglich ist, wun-

bert sich in den meisten Fällen, so wenig von dem anzutreffen, was er sich aus Reisebeschreibungen und Handbüchern als den Typus des italienischen Nationalcharakters zusammengesetzt hat. Trotz dem, daß das Reisen nach Italien jetzt so sehr an der Tagesordnung ist und es also wohl nirgends an Leuten fehlen kann, die das Land gesehn, kommen doch noch täglich so manche mit den seltsamsten Begriffen und Erwartungen. So finden sich nicht Wenige im Lande selber getäuscht. Folgt ein Deutscher dem Rathe eines wohlbekannten und vielgebrauchten doch leider mit Irrthümern aller Art angefüllten Reisehandbuchs und kommt im Winter nach Italien in der Hoffnung, der nordischen Kälte zu entgehen, so kann er im Durchschnitt darauf rechnen, trotz grüner Delbäume und Cypressen die schlimme Jahreszeit unangenehmer zu finden als am heimischen Heerd. Manche glauben, Italien müsse von einem Ende zum andern ein Garten sein. Dann finden sie häufig die lombardische Ebene langweilig, sind getäuscht wenn sie keine Drangenwälder treffen und schon überdrüssig wenn sie die Apenninen erreichen, deren Bergparthie ihnen nun gar nicht gefallen will. Auch für den Charakter des Volkes wird gewöhnlich ein Schema gebildet. Dahinein gehören denn regelmäßig das wenige Vertrauen, das man dem Italiener schenken können soll, seine Treulosigkeit, Leichtfertigkeit, Rachsucht, Sittenlosigkeit, Bigotterie, knechtisches Wesen und was wir Nordländer im Gefühle unserer moralischen Tugenden dem armen Südländer sonst noch aufzubürden für gut finden. Ueberhaupt denken sich Viele alle Italiener von einer entschiedenen Individualität.

Das will nun gewöhnlich auf unsere Florentiner nicht recht passen.

Es mag aber auch wenige Städte Italiens geben, wo sich der Nationalcharakter in so wenig auffallenden und entschiedenen Formen äußert. Dies läßt sich im Allgemeinen von den verschiedenen Ständen sagen. Der häufige Umgang mit den Fremden ist überdies noch Schuld daran, daß die höheren sich deren Sitten aneignen, so wie denn überhaupt, einzelne Nuancen abgerechnet, die vornehme Welt in Europa im Grunde dieselbe Physiognomie hat. Der Florentiner vom hohen Stande hat den Ruf, geizig, abgeschlossen und wenig entgegenkommend und gastfrei zu sein; und wie es scheint, nicht ganz mit Unrecht. Sie leben zurückgezogen im Innern ihrer großen altmodischen Paläste, deren hohe Wände mit seidenen Tapeten ausgeschlagen und mit einer Menge düsterer Gemälde behangen sind, worunter man nicht allzuoft gute findet. Häufig ist dort Alles prächtig — viel Vergoldung, deckenhohe Spiegel, ungeheure Kronleuchter, mit feinen Steinen ausgelegte Tische, sammtne Möbel — aber es ist gewöhnlich eine Pracht aus den Zeiten der Medici, nicht selten eine zerfetzte. Man merkt es dem ehrwürdigen Aussehn dieser hochlehnigen Stühle an, daß sie schon manche Jahrzehnte gesehen haben, das Schnitzwerk ist kein gothisches im modernen Geschmack, das Glas der Kronleuchter und Spiegel ist vergelbt und verbunkelt. Manche dieser schönen alten Häuser, die für eine Ewigkeit gebaut scheinen, befinden sich im Innern in einem nicht allzutröstlichen Zustande. Der gute Geschmack herrscht nicht immer vor: der Perückenstyl, der

so lange die toscanische Architectur verunstaltete, hat auch hier seine traurigen Spuren zurückgelassen. Die Deckengemälde sind meist aus der schlimmsten Epoche der Manieristen, die Verzierungen geschmacklos und übertrieben, die Bildsäulen, wenn sie nicht Copien, untröstliche Denkmäler der untergegangenen Kunst. — Die wenige Liebe, die der Italiener gegen sein Haus beweist, könnte dem Nordländer auffallen. Diesem ist die Wohnung Alles: man findet dies Gefühl immer mehr je weiter man gegen Norden kommt. So wie das Bedürfniß abnimmt, vermindert sich auch die Anhänglichkeit: überhaupt ist das eigentlich behagliche Wesen, das die Wohnungen und das Hauswesen der nördlichen Völker auszeichnet, hier nicht zu Hause. Es ist eine Aeußerung der climatischen Verschiedenheit. In diesen weiten hohen halbdunkeln Sälen kann man sich nicht so wohl fühlen als in den mittelgroßen freundlichen Zimmern. Hier berechnet man die Wohnung auf den Sommer und sucht sich vor der Sonne zu schützen, daher die engen Straßen und hohen Häuser, in die das Licht oft nur sehr spärlich fällt; dann behilft man sich im Winter so gut man kann und hüllt sich zu Hause in doppeltes Pelzwerk ein.

Zu den Hauptleidenschaften der Vermögenden sind Theater und Equipagen zu rechnen. Für erstere ist durch die vielen Schauspielhäuser von Florenz gesorgt. Die Opernloge ist hier wie überall in Italien Besuch- und Gesellschaftszimmer: nur bei Lieblingspièces hört man zu, sonst ist die Unterhaltung lauter als Orchester und Gesang. Die Empfänglichkeit für Musik ist lebhaft, der

Enthusiasmus, den das Schöne erweckt, übersprudelnd. Dann wird man auch trotz der südlichen Lebhaftigkeit nicht müde, Monate hindurch immer wieder dasselbe zu hören; ein deutsches Publikum würde schöne Gesichter machen, wenn man ihm einige Wochen lang jeden Abend dieselbe Oper aufsticht, und gefiele sie ihm noch so sehr. — Was nun die zweite Liebhaberei betrifft, so zeigt sie sich zur Genüge, wenn man Florenz im Carneval, während der Johannisfeier oder an einem schönen Sonntag-Nachmittag sieht. Es wird darin ein wahrer Luxus getrieben. Man glaubt, mancher lasse sich in seinem Hauswesen bittere Entbehrungen gefallen, um diesen Freuden huldigen zu können. Ueberhaupt ist der Sinn sehr auf das Aeußere gerichtet: wenn man nur den Schein retten kann, so bekümmert man sich oft sehr wenig um die Wirklichkeit.

Das Volk ist in seinem Wesen sanft, höflich, gemäßigt, häufig zuvorkommend und das, was der Italiener unter dem Worte *gentile* versteht. Es hat dabei etwas Vertrauliches, welches bisweilen Offenheit wird. Unter den gebildeten Klassen findet man lebenswürdiges Entgegenkommen und den Wunsch, nützlich und dienstfertig sein zu können. Der Zutritt zu manchem, das anderswo fast unzugänglich sein würde, ist hier meist leicht. Freilich tragen die Versicherungen von Bereitwilligkeit und die Freundschaftsbezeugungen, womit man gar nicht karg ist, es häufig in Worten über die Werke davon. Dies möchte man indeß nicht bloß hier finden. Wäre der Jugend ein weiterer Spielraum der

Thätigkeit und rühmlichen Wirkens geöffnet als es jetzt der Fall ist, wo bei dem geringen Umfange des Staates und der Unwichtigkeit aller äußeren Verhältnisse fast jeder Weg zur Auszeichnung versperrt ist: so würde mit der Verminderung der leider sehr großen Zahl der Unbeschäftigten auch der Geist des Ganzen einen größeren Aufschwung nehmen, und die Moralität würde sich dabei gewiß nicht zu beklagen haben. Wäre die Volkserziehung ausgebildeter und sorgfältiger als sie es ist, so würde der allgemeine Zustand der verschiedenen Klassen und ihre Verhältnisse zu einander sich weit verbessern. Aufklärung wird, guten Regenten Dank! schon nicht mehr als Verderben betrachtet, und es würden wohl keine Scenen mehr vorkommen wie die, welche dem großen Leopold sein wohlthätiges Werk verbitterten und nach seinem Abtreten Schmach auf Toscana häuften: aber die Gewalt der Bigotterie ist noch groß. Die Zahl der unwissenden Priester, in deren Stande man hinwieder so viele Männer trifft, die dessen wahren Geist begriffen haben und umfassende Ansichten mit Religiosität und Gelehrsamkeit verbinden, ist noch immer nur zu bedeutend und von ihnen läßt ein großer Theil des Volkes sich leiten, ihnen die äußeren Zeichen der Ehrerbietung gewährend, während es nicht selten im Innern ganz anderer Meinung ist. *) Wie sehr dieser Widerstreit der Religion schaden

*) Wir glauben unsern Lesern ein Vergnügen zu machen, wenn wir ihnen hier, in einem artigen Kupferstiche eine solche Scene äußerer Ehrerbietung italienischer Art

muß braucht nicht erst erörtert zu werden. Nirgendwo in einem catholischen Lande ist wohl das Priester- und Mönchthum mehr mit Lächerlichkeit gegeißelt und mit allem was unehrbar, bezüchtigt worden als von den florentinischen Novellisten, die trotz der größten Immoralität, der ausschweifendsten Ausgelassenheit und des schändlichsten Cynismus, die nur zu viele derselben besudeln, so unbestreitbare Vorzüge sie auch immer in anderer Hinsicht besitzen mögen, noch immer sich in den Händen des Volkes befinden, das durch ihre Lectüre eben nicht gebessert wird.

Der Florentiner hält große Dinge auf Kleiderschmuck, und könnte ohne das Pariser Modenjournal nicht leben. Die jungen Leute thun es bald den Franzosen, bald den Engländern nach, und der florentinische Elegant ist in Italien zum Sprichworte geworden. Dieses erstreckt sich selbst auf das Landvolk. Der Schmuck einer nur mittelmäsig wohlhabenden Pächterstochter aus der Umgebung der Stadt, in Halsband, Ohrgehängen und Ringen bestehend, ist ein wahrer Schatz: arme Tagelöhnerinnen legen Jahre lang zurück was sie sich in Versagung des Nothwendigsten ersparen, um große goldene Ohrgehänge und Corallenschnüre zu kaufen. Ein solcher Schmuck wird oft ein Familiengut, das sich von Mutter

vorlegen. Die Umgebungen sind zwar keine florentinischen, sondern stellen die Ansicht der schönen und reizend gelegenen Villa d'Este in Tivoli dar, aber ob auch etwas südlücher verlegt wird das zierliche Blättchen doch hier nicht minder willkommen sein.

Der Herausgeber.

auf Tochter vererbt. Die Brautausstattung ist, wo die Verhältnisse es nur in etwas gestatten, sehr bedeutend, oft reich. Nachdem die Heirath beschlossen und die Morgengabe bestimmt worden ist, wird sie angeschafft und Freunden und Nachbarn in wohlversorgten und gefüllten Truhen gezeigt. Diese oft recht hübschen, immer anständig, nicht selten mit wahrem Aufwand gekleideten Landmädchen, in ihrem gelben selbstgewirkten Strohhut oder des Winters im Männerhut mit breitem Band und Agraffe, tragen nicht wenig dazu bei, der vortrefflich angebauten Umgebung von Florenz, übersäet mit zahllosen von Mauern eingeschlossenen Pachtböfen, an deren Wänden die Rebe mit ihren breiten gezackten Blättern und purpurnen Früchten emporrankt, ein Ansehen des Wohlstandes und der Behaglichkeit zu geben, das man vielleicht in Italien nicht anderswo findet, wenn man auch wohl malerischere Landschaften, großartigere südlichere Formen der Bewohner und mehr pittoreske und phantastische Costüme antreffen mag.

Die weibliche Erziehung trägt hier selten dazu bei, glückliche Naturgaben vortheilhaft zu entwickeln und Herz und Geist zu bilden. Familien der höheren Stände schicken ihre Töchter gewöhnlich von Kindheit an in Klöster oder klosterähnliche Erziehungs-Anstalten, die sie nie verlassen, selbst nicht um ihre Eltern zu sehen, von denen sie nur selten Besuche erhalten dürfen, und wo man sie läßt, bis sie erwachsen sind. Der Unterricht ist hier natürlich beschränkt und von Vorurtheilen und verkehrten Ansichten umgeben. Die Verheirathung der Mädchen

wird häufig von den Eltern ohne ihr Zuthun und Mitwissen beschlossen, und kaum ihrer Einsamkeit entschlüpft treten sie fast unmittelbar in die Welt und in Verhältnisse, von denen sie nichts kennen, über deren Forderungen und Pflichten sie entweder keine oder verworrene und falsche Begriffe haben, und wonach sie in ihren Klöstern oft seufzten, weil sie dann frei zu sein hofften. Diese Idee der Freiheit veranlaßt nicht wenige der nachfolgenden Uebel und Verirrungen. Sie wollen sich für früheren Zwang entschädigen und werden ausgelassen; sie sind kalt gegen den, der ihre Lebensschicksale theilen soll, indem ihre Neigung nur selten dabei befragt worden ist, und das Gefühl der Pflicht hindert sie nicht lange, indem das Beispiel sie täglich zur Uebertretung verlockt. Daher jene zahlreichen Verhältnisse, jene Ehen in der Ehe, von Manchen zu strenge, von Andern zu leicht beurtheilt, die sich zwar im Vergleich mit früheren Zeiten vermindert haben, aber nimmer aufhören werden, so lange nicht eine der Hauptursachen durch eine Veränderung im System der Erziehung weggeräumt wird, so lange die unbeschäftigte Jugend keinen Drang der Thätigkeit empfindet und ihr keine Gelegenheit zur Befriedigung dieses Dranges geboten wird, und so lange die öffentliche Meinung fortfährt, dem gegenwärtigen Zustande der Dinge zuzunicken und ihn gleichsam gutzuheißen. Es ist hierbei doch noch wenigstens eine Art von Trost vorhanden, nämlich daß es wenige eigentlich unglückliche Ehen giebt. Dazu sind die Betheiligten gegeneinander zu gleichgültig, und jeder geht seinen eigenen Weg, ohne sich viel um den des an-

bern zu kümmern. Der weibliche Charakter zeigt sich hier oft in seiner geistvollen Lebendigkeit, leidenschaftlichen Festigkeit, raschen Auffassungskraft und seinem unverwüßlichen Leichtsinn. Der Lebensgenuß ist ihm das Höchste: diesem werden häusliches und Familienglück geopfert. Man trifft noch jene starken, großartigen, fast männlichen Charaktere, die mit Festigkeit und Leidenschaft an dem einmal gefaßten Vorsatz halten, ohne auf andere und auf sich selber Rücksicht zu nehmen. Florenz hat in seiner Geschichte mehr als eine berühmte Frau aufzuweisen, und wenn uns auch die Chroniken den Namen jener Mutter nicht aufbewahrt haben, die sich halb sinnlos, mit fliegendem Haar und dem Schrei der Verzweiflung dem losgekommenen Löwen entgegenstürzte, der ihr einziges Kind ergriffen hatte und weder die Mutter noch den Knaben beschädigte, welchen letzteren man daher den kleinen Roland vom Löwen nannte: so ist sie doch darum nicht minder bekannt und berühmt geworden.

So sehr auch die sinnliche Natur bei dem Florentiner vorherrscht, so wenig kann man ihm hinwieder Unmäßigkeit Schuld geben. Dasjenige was man gewöhnlich unter dem Namen der Freuden der Tafel bezeichnet, ist hier im Durchschnitt wenig bekannt. Der Italiener macht überhaupt aus dem Mittagsmahl keine wichtige Angelegenheit, wie z. B. der Engländer thut. Noch lieben die Florentiner, — die von Rebhügeln umgebenen, deren Wein schon vor Alters so berühmt war, daß er bei einem Abendmahl, welches St. Cyprian der berühmte Bischof von Carthago in einer seiner Schriften die Patriarchen des

alten Bundes halten läßt, von der schönen Rahel gewählt wird, — den Traubensohn: doch geben sie sich seinem Genuße nie bis zur Unmäßigkeit hin. Es scheint hierin im Vergleiche mit früheren Zeiten eine große Veränderung vorgegangen zu sein: vielleicht hängt die Abnahme des fröhlichen Geistes, der das Volk ehemals charakterisirte, in etwas damit zusammen. Vor etwa fünf Jahrhunderten war das ganz anders. Trinkgelage in Oesterien waren auch unter den gesitteten Personen gewöhnlich, und jedesmal trank man vor dem Mittagmahle einen Becher edeln Weines. Fröhliche Gesellschaften von Adelligen sowohl als Künstlern und Gelehrten traten unter dem Namen von Akademien zusammen, und in ihnen wurden Witze und Späße erdacht und ausgeführt. Franco Sacchetti, der ergötzliche Novellist, der uns in seinen kleinen Erzählungen so viele Aufschlüsse über das häusliche Leben der Florentiner seiner Zeit giebt, berichtet unter andern ein Geschichtchen, das zur Bezeichnung des damaligen Charakters hier eine Stelle finden möge. „Scolajo Franchi, ein guter Trinker und fleißiger Besucher der Schenken, fand eines Morgens in einer Taverne, zur Feige genannt, einen köstlichen Wein, und so ging er mit Guido Colombi und dem Bianco di Bonso hin, und sie ließen sich ein Maaß vorsezen. Da nun jeder seinen Becher in der Hand hatte, und sich ihre Augen im Glase und im hellen goldfarbenen Weine spiegelten, so fing Scolajo folgendermaßen zu reden an: Gesegnet seid Ihr, die Ihr diese Weinberge bauet, und verwünscht sind die, welche Euch besteuerten! Wäret Ihr nicht, was sollten wir trin-

ken? Komme ich je in den Magistrat, so werde ich schon Mittel zu finden wissen, diese guten Leute von den Auflagen zu befreien. Sie arbeiten das ganze Jahr für uns und was sie thun, ist bloß zu unserm Besten. Wenn Ihr mir nicht glaubt, so möget Ihr wissen, daß die, welche uns diesen köstlichen Wein geschafft, sich für ihren eigenen Mund mit Essig und Wasser behelfen. Sie sind wahrhaft Söhne Gottes, der auch alles für uns thut wie jene.“ Und so fuhr er mit seinem Reden fort und sagte endlich: „Ich will daß Ihr wissen sollt, daß zu Anfang der Welt beschlossen ward, Scolαιο solle diesen Becher Weines trinken.“ Eben war einer seiner Bekannten, Namens Capo del Corso eingetreten, und da dieser hinter dem Stuhle stehend die Predigt vernommen, streckte er seine Hand aus, ergriff Scolαιο's Becher mit den Worten: „Im Gegentheil ward es beschlossen, daß ich ihn trinken sollte!“ und leerte ihn in einem Zuge aus.

Schon manchem ist es aufgefallen, daß der jetzige Volkscharakter der Florentiner so durchaus von dem verschieden ist, was er im Mittelalter war, so daß man sich unter ein ganz anderes Volk versetzt glaubt als jenes gewesen, dessen Denkwürdigkeiten man liest. Es gab vielleicht in ganz Italien keine unruhigeren, leidenschaftlicheren, uneinigeren, neuerungsfüchtigeren Leute, als die Bewohner dieser Stadt. Wie könne es auch anders sein, meinen ihre Chronisten, da sie unter dem Einfluß des Gestirnes des Mars gegründet und der wilde Gott des Krieges ihr Schutzgott gewesen sei? Nie mit der Regierung zufrieden, unter der sie standen, fanden die einen sie ent-

weder zu beschränkt oder die Andern zu frei; ihre vornehmen Geschlechter hatten weder unter sich noch mit dem Volke jemals Frieden: Blutige Parteiungen zerrissen selbst die Familienbände und waffneten Verwandte gegen Verwandte. Kämpfe und Mordthaten auf öffentlicher Straße waren nichts seltenes. Politische Entzweiungen fanden im persönlichen Haffe Nahrung, und immer lebte ein Theil des Adels in der Verbannung, Himmel und Erde gegen ihre glücklicheren Gegner aufbietend, bis die Reihe wieder an diese kam, mit Weib und Kind auf fremdem Boden Schutz zu suchen, während ihre Wohnungen verwüstet und zerstört und ihre Besitzthümer von den Siegern eingezogen wurden. So währte es durch das dreizehnte und vierzehnte Jahrhundert, die thatenreichste Zeit Italiens, wo das öffentliche Leben plötzlich zu einer vielversprechenden männlichen Jugend erwuchs und eine Ueberfülle von Thatenlust und Kraft zeigte, die nur allzubald sich selber gefährlich ward und sich selbst verzehrte. Dieser Zustand der Ueberreizung mußte nothwendig Erschöpfung veranlassen. Ein Theil des Volkes, ruhiger geworden, widmete sich ungestörter seinen Beschäftigungen, und dann sah man die Industrie in ihrer höchsten Blüthe. Die Umwandlung der alten Sitten trug hierzu bei. Der Gebrauch, sich in Häute zu kleiden, ohne Zweifel von nordischen Eroberern eingeführt, wich, als mit dem Klima unverträglich, erst dem Leder, dann dem Wollentuch und der Seide. In der Bearbeitung Beider machten die Florentiner sich über Alle berühmt. Schon im dreizehnten Jahrhundert war die Stadt voll von

Luchwebern und Färbern und versorgte beinahe ganz Europa mit den feineren Erzeugnissen dieser Gattung; der Seidenbau, hauptsächlich durch Genuesen und Venetianer, bei ihren Verbindungen mit dem Orient, in Italien eingeführt, breitete sich im vierzehnten Jahrhundert auf eine bewunderungswürdige Weise aus. Florenz, wo man 1374 über achtzig Seidenfabriken zählte, ward nun eine reiche Handelsstadt, die zwar den Wunsch über ihre Nachbarn zu herrschen, nicht aufgab, aber ihre Kriege durch Söldner führen ließ, wie es meist in Italien gebräuchlich wurde; und die von den benachbarten Sienesen den Hafen Telamone, von den Genuesen den von Livorno kaufte um mit eigenen Schiffen nach der Levante zu handeln. Die vornehmsten Familien widmeten sich dem Verkehr und dem Wechselgeschäft. Italien war damals das Mittelglied zwischen dem Osten und Westen: daher der ungeheure, rasch erworbene Reichthum einzelner Geschlechter; daher die Rückwirkung, daß sie sich nicht mit ihrem Stande begnügten sondern nach höheren Dingen strebten; daher die Versuche der Einzelnen über ihre Mitbürger zu herrschen, Eifersucht und neue Zwiste. Die Familie der Medici, aus der toscanischen Provinz des Mugello nach Florenz gekommen, hatte sich schon zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts angesehen und zugleich dem Volke beliebt gemacht und sich zu den ersten Magistratstellen den Weg gebahnt. Das Ansehn vererbte sich von Vater auf Sohn. Giovanni d' Averardo legte in der letzten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts den wahren Grundstein zu der späteren Größe. Wie, das sehen wir deutlich aus

der Schilderung, die uns Machiavell von seinem Charakter hinterlassen hat. „Er war mildthätig nicht nur gegen Bittende sondern auch ungefragt, wo er Noth wußte. Er liebte jeden, lobte die Guten, bedauerte die Schlimmen. Er verlangte nie Ehren und erlangte sie alle. Nur gerufen nahm er an öffentlichen Angelegenheiten Theil, liebte den Frieden, half in Bedrängniß, mehrte das öffentliche Gut. In seinen Amtsstellen war er gefällig, nicht sehr beredt aber sehr gewandt. Seine Miene war ernst aber seine Rede belebt und heiter.“ Mit seinem staatsklugen und freigebigen Sohne Cosmus, genannt der Alte, für den Michelozzo Michelozzi den schönen Palast baute, der unter dem Namen des Hauses Riccardi noch jetzt die erste Bierde der breiten Straße ist, befestigte sich die Größe der Familie, durch unermesslichen Reichthum unterstützt. Aber nun war der florentinische Adel nicht mehr geneigt, ihrem überhandnehmenden Ansehn ruhig zuzuschauen. Die Kämpfe um die Obergewalt — denn dies Verlangen beschränkte sich nicht auf die Medici — endeten nicht: die Verbannung des ältern Cosmus, die Verschwörungen der Pazzi und Luca Pitti's gegen Lorenzo den Erlauchten, der bereits mehr als Fürst denn als Privatmann lebte, die Vertreibungen Peter's, Hippolyt's, Alexander's, die Versuche der Strozzi, Altoviti's und Anderer gegen den Herzog Cosmus aus dem jüngern Zweige der Familie, sind nur einzelne Glieder der großen Kette.

Der Charakter des Volkes konnte dabei unmöglich ohne große Veränderungen bleiben. Verwöhnt durch die Freigebigkeit und die Schmeicheleien des mediceischen Hau-

ses, daß einzelne Männer von ausgezeichnetem Talente hervorbrachte, hatte wenigstens ein großer Theil derselben seine Freiheit so ziemlich vergessen. Es blieb von nun an immer in zwei Parteien getheilt, von denen die Palleſchen (so nannte man die Anhänger der Medici nach den Kugeln im Wappen dieser Familie) endlich durch Hülfe von aussen völlig die Oberhand behielten. Die Belagerung und nachfolgende Eroberung im Jahre 1530 gab der Republik den Todesstoß. Der Wohlstand war größtentheils vernichtet; was nicht verbannt ward oder auswanderte, schmiegte sich. Von der Zeit des ersten Großherzogs Cosmus an (1535 — 1574.), der ein eben so talentvoller als moralisch verlorener Mensch war, und auf den man des Cornelius Nepos Worte vom Alcibiades anwendete „er sei in Lastern wie in Tugenden unübertrefflich gewesen“, nahm die bedeutendste Umwandlung des Volkes ihren Anfang. Das Beispiel der verworrenen Sitten des Hofes (man denke nur an Cosmus selbst, an Franz I. und Bianca Cappello!) zerstörte namentlich unter den höheren Klassen, die nicht lange zögerten diesen Fürsten in ihrer Unehrlbarkeit Vorschub zu leisten, was noch vom Bessern geblieben war. Volk und Land verarmten, während den Sinnen geschmeichelt wurde; der Adel verlernte seinen alten republikanischen Stolz, seinen Durst nach Unabhängigkeit, um den neuen Herren mit höfischen Künsten zu schmeicheln. Mit der Moralität sank auch der gute Geschmack in den Künsten, deren goldenes Zeitalter verblüht war. Vasari und Bandinelli waren jetzt die vorgezogenen Lieblinge. Jede edlere fei-

nere Gesinnung ward gehaßt und wurde öffentlich oder heimlich verfolgt. Das Volk verlor seine Thatkraft, der Geist seine Elastizität. Unter jenen Medici, die man noch jetzt nicht selten als die großmüthigen Beschützer der Wissenschaften preist, wurden ein Carnesecci und Galilei der Inquisition ausgeliefert. Die Hauptstadt sog das Herzblut der Provinzen, und das ihr der Hof. Das Land steckte nicht selten in der größten Zerrüttung der Finanzen, weil die unsinnigste Verschwendung des Einen nach allen Winden zerstreute, was die schaamlose Erpressung des Andern zusammengescharrt. Industrie und Handel sanken zu einem kläglichen Schatten ihrer früheren Blüthe. Statt der mehr denn hunderttausend Stücke Wollentuchs die früher aus den florentinischen Manufacturen hervorgingen, lieferten diese jetzt kaum dreitausend. Der gute Ruf des Volkes war verloren: selbst an dem verdorbenen französischen Hofe machten die durch Catharinen von Medici dahin gekommenen Florentiner Aufsehen. Unter schwachen Regenten versank Alles in Schlawheit. Die Hauptstadt wie das ganze Land strotzten von Klöstern, die sich namentlich unter Cosmus III. auf eine entegliche Weise vermehrten und bereicherten, und in denen zum Theil ein Leben geführt wurde, das, nachdem es später aufgedeckt worden, ein Schandfleck für ewige Zeiten bleiben wird. Ueberhaupt war die wahre Religiosität in bloßer äußerer Observanz untergegangen: das Volk, sittsam, fromm und eingezogen scheinend unter dem genannten Fürsten, der seine Schätze an faulenzende Mönche, namentlich an die Jesuiten, seine Freunde, seine Rathgeber, seine geistlichen

Führer verschleuderte; der wünschte, das Volk möchte den größten Theil seiner Zeit mit kirchlichen Functionen und Ceremonien zubringen, und der sich als heiliger Joseph mit einem Lilienstengel malen ließ, während die schöneren Tugenden, durch deren Ausübung er sein Volk hätte beglücken können, ihm nur zu fremd waren: — dieses nemliche Volk wurde unter seinem Nachfolger das lächerlichste von Europa. Da war von jenen starken, freien, hochherzigen Florentinern der Vorzeit kaum eine Spur mehr zu entdecken.

Braucht man sich nun noch zu verwundern, daß die Florentiner ausgeartet waren, als das mediceische Haus, Hauptursache vieler Uebel, im Jahre 1737 mit Johann Gasto erlosch? Kurz vor dem Aussterben des Regentenhauses bligte noch einmal die Erinnerung an die Republik und die Hoffnung ihrer Wiederherstellung in den Gemüthern auf: aber man hatte schon anderwärts über Toscana verfügt. Unter der neuen Regierung wurde Vieles anders, wurde der Saame manches Guten gestreut. Mit dem unvergeßlichen Peter Leopold begann eine neue Aera — leider erkannte man erst als man ihn verloren, seinen ganzen Werth. Das Widerstreben eines großen Theiles des Volkes gegen seine Pläne, verbitterte ihm seine Regierung. Man staunt wenn man erfährt, wie sehr die heilsamsten Reformen dieses weitblickenden philanthropischen Scistes verkehrt worden sind. Nach ihm wurde durch Unwissenheit und Fanatismus Vieles wieder zu Grunde gerichtet, was er mühsam aufgebaut. Aber der große Anstoß war gege-

ben und das stufenweise Fortschreiten konnte nicht mehr aufgehalten werden.

Kommen wir von diesem Rückblick wieder auf die Gegenwart, so finden wir das Volk ruhig, ordentlich, ohne heftige Leidenschaften oder mindestens ohne lebhaftere Aeußerung derselben. Zu ausgedehnter industrieller Thätigkeit fehlt ihm Ausdauer; durch rasches geistvolles Auffassen läßt es sich nur zu oft zur Nachlässigkeit, zum Halblernen und Halbthun verleiten. Bequemlichkeit und bequemer Erwerb sind überhaupt Dinge, nach denen die arbeitenden Klassen streben. Die vielen Feiertage welche der catholische Cultus in diesem Lande mit sich bringt, begünstigen den Hang zum Nichtsthun nur allzusehr. Selten vergeht eine Woche, wo es nicht ein Kirchenfest giebt, und dann sind Werkstätten und Läden geschlossen. In minder productiven Ländern, wo die gewöhnlichen Lebensbedürfnisse weniger wohlfeil sind, müßten die Handwerker dabei Hungers sterben. Daß sie nun in beinahe Allem, was Producte der Industrie und Mechanik betrifft, von Andern, selbst da wo weniger glückliche Naturanlagen und äußere Begünstigungen vorhanden sind, hinter sich gelassen werden — daß demzufolge das Land genöthigt ist, seinen Bedarf zum großen Theil von aussen zu beziehen, und somit stets einen Theil seines Reichthums Fremden zu senden, während es ihn selber nützend vermehren könnte — bedarf wohl keiner Erläuterung. Die Hauptzweige der jetzigen Industrie sind die Seidenmanufacturen und die Verfertigung der Strohhüte, die durch ganz Europa berühmt sind. Sowohl in der Stadt als Umgebung sieht man fast überall Mädchen und Frauen,

die mit dem Flechten des feinen dünnen Strohes, das nirgends so schön wie hier gewonnen wird beschäftigt sind, und sich damit in günstigen Jahren einen anständigen Erwerb sichern. Wie mancher Hut, der die blonden Lockenköpfe deutscher Mädchen schmückt, ist aus ihren Händen hervorgegangen!

Der Florentiner ist selten sehr lustig und bis zur Ausgelassenheit aufgeweckt. Das Brio, welches andere Italiener in so hohem Grade besitzen, ist hier nur ausnahmsweise zu finden. Die Stadt ist nicht lebhaft und nur an weniger starkbesuchten Orten, wie auf dem ehemaligen Plage der Signorie, den man jetzt den großherzoglichen nennt, vernimmt man rechtes Geräusch. Da drängen sich gewöhnlich dichte Haufen um Marionettenbuden, da rufen Quacksalber auf hohen Gerüsten oder auf einer von einem abgelebten Schimmel gezogenen wandernden Apotheke ihre Universalmittel aus und stecken als Wahrzeichen eine Fahne auf, wo man die heilige Magdalene sieht, die dem Heiland die Füße salbt. Da schreien Stiefelpuger, die mit allen möglichen Waaren wie wahnsinnig herumlaufen und sich dabei heiser rufen, es seien Gegenstände aus einem fallirten Etablissement, und sie könnten sie deshalb um die Hälfte des ursprünglichen Preises geben, während sie doch noch mehr als das doppelte des wirklichen Werthes verlangen; da lärmen Miethkutscher die noch leere Plätze zu einer Reise nach Livorno, Bologna oder Rom haben, Victualienhändler, Blumenverkäufer u. A. den ganzen Tag über in grellen Tönen durch einander. Italien wird gewöhnlich das Land des Gesanges genannt und sollte es sei-

ner musikalischen Sprache wegen sein: auf Florenz läßt sich dies indeß nicht anwenden, der Deutsche und Franzose ist bei weitem liederreicher. Es fehlt hier überhaupt an wahren eigenthümlichen Volksliedern. Eine Arie wird in einem Nu gelernt und nachgeträllert; die Liebhaberei an der Musik ist indeß mehr Liebhaberei am Operntheater. Gesang in den Straßen hört man fast nur von den Blinden, welche ihre wunderlichen Lieder mehr schreien als singen, indem sie in die halbzerrißnen Saiten einer hundertjährigen Guitarre einige unmelodische Griffe zur Begleitung thun und so das Mitleid der Vorübergehenden in Anspruch nehmen. Der Volksgesang ist eben nicht anziehend: man wundert sich beinahe, wenn man einmal eine angenehme Melodie und anständige Worte vernimmt. Das Leben des Volkes hat dabei wenig Eigenthümlichkeit, keine Frische, keine aufsprudelnde Fröhlichkeit. Der Carneval ist ein Spaziergang, wo man schöne Frauen und schöne Wagen mit reichgalonirten Bedienten sieht, wo man sich unter jeder schwarzen Halbmaske, wozu das schwarzseidene Kleid mit weißer Schürze und Halstuch so gut steht, ein hübsches Gesicht vorstellt, und wo sich Alles in größter Ordnung nebeneinander bewegt, während nur dann und wann eine ausgelassene Maske durch einen wilden Scherz die Ruhe stört. Jenes phantastische Leben und Treiben, das man sich so gern darunter denkt, Wiß und Jubel sind ihm fremd, und man wundert sich, daß eine große zusammengedrängte Menge so wenig Geräusch macht. So ist es bei andern Volksfesten, so auf dem October Jahrmarkt zu Fiesole, wo Florentiner und Land-

leute zusammenströmen, daß es in dem Dertchen rauscht und wogt, und wo die hübschen Bauermädchen sich um die Buden drängen, wo das Glücksrab gedreht oder die Tombola, eine Art Lotto, gespielt wird, um ein Busentuch, einen Kamm und ähnliche Schätze zu erbeuten, oder um die Marionettenbude stehn, wo man eine ächte Commedia dell'arte mit stereotypen Masken und stereotypen Witz auführt, nachdem sie von den größeren Bühnen längst durch Goldoni und seine sehr regelmäßigen aber nicht minder langweiligen Nachahmer verdrängt worden ist.

Der Himmelfahrtstag lockt alljährlich eine zahllose Menge hinaus auf die weichen duftenden Wiesen und in die schattigen Baumgänge der Cascinen, die an diesem Feste vom frühen Morgen bis tief in die Nacht hinein von Menschen wimmeln und wo hunderte aus der Volksclasse für den ganzen Tag ihr Standquartir aufschlagen, frühstücken und ihr Mittag- und Nachtessen halten. Da kann man sich denn bisweilen in das Lager eines Nomaden — oder Zigeunerstammes versetzt glauben. Zelte sind in den dichten grünen Boskettis aufgeschlagen, wo der Eppich sich an schlanken Pinien emporrankt und ihre Stämme zu grünen Säulen umschafft; die Tische bestehen häufig aus einem Bret, das über zwei Fässern liegt, aus denen Wein nicht spärlich fließt, während ganze Schaaren auf dem Rasen lagern und es sich gut sein lassen. Kommt dann der Abend mit seiner milden Kühle, so flimmern die Gebüsche und Wege von unzähligen Lampen, und im Halbdunkel wird das Schmausen fortgesetzt und bisweilen ein Tanz gehalten, bis die für diesen Tag verspätete Stunde des Thorschlusses naht und

man sich müde nach Hause begiebt. Diefem Feste folgen zu Ende des Juni die Johannistage. Während der Zeiten der Longobarden in dem damals der Herrschaft dieses Volkes unterworfenen Tusciem einheimisch geworden, ist die Feier dieses Tages das wahre Nationalfest der Florentiner. Wahrscheinlich unter der Regierung der Beglückerin ihres Volkes, der bojoarischen Fürstentochter Königin Theodelinde, wurde der alte Marstempel dem Täufer geweiht, den von nun an das Volk zu seinem Schutzheiligen erkor, wie die Göttliche Comödie andeutet. Mit dem Wohlstand und der Macht der Stadt wuchs auch der Glanz der Feste, womit man den Heiligen ehrte, bis dieser in der blühenden Zeit des Freistaats auf das höchste stieg. Turniere, Ballspiele, Aufzüge im festlichen Costüm fanden während des ganzen Monats statt. Da nahm nicht nur Florenz sondern ganz Toscana Theil an denselben: alle Städte des Landes schickten ihre Weihetücher (Pallien), die auf schönen durch reiche Vergoldung und Malerei gezierten Wagen feierlich einhergefahren wurden. Die Magistratpersonen und alle Innungen der Künstler und Handwerker hielten festliche Umzüge in prächtigen Gewändern, wobei Sammt, Hermelin und Goldketten das Auge blendeten. Die Straßen waren mit Lilien geschmückten Baldachinen überdeckt, um vor den Sonnenstrahlen zu schützen; die Häuser geschmückt und überall die reichsten Erzcugnisse der Kunst und Industrie zum Beschauen ausgestellt. Alles war voll Freude und Leben, Bürger, Frauen und Mädchen in ihrem besten Schmucke. Musik und Gesang durchtönten alle Straßen, in allen Häusern ging es hoch her. Barberrosse liefen durch

die doppelten Reihen der Zuschauer hindurch von einem Ende der Stadt bis zum andern nach dem Preise, einem Pallium von rothen goldverzierten Sammt, das bisweilen 600 Goldgulden kostete und auf einem Triumphwagen einhergefahren ward. Diese Feste haben zwar seit Jahrhunderten viel von ihrer Originalität und dem frischen lebensfrohen ächt volksthümlichen Geist verloren, der in ihnen lebte — ihr Verfall begann schon im sechszehnten Jahrhundert — aber sie besitzen noch immer viel nationalen Charakter und Eigenthümlichkeit. Feierliche Umzüge der zahlreichen dem heil. Johannes gewidmeten Gesellschaft finden am Vorabende statt, an dessen Nachmittage eine unzählige Menschenmenge den schönen Platz vor der Kirche Sta. Maria Novella füllt, der ganz mit hölzernen Gerüsten und Logen umgeben ist. Seidene Teppiche von allen Farben, im Sonnenscheine glänzend, schmücken die Fenster der Häuser, deren platte Dächer sogar mit Zuschauern bedeckt sind. Im Umzuge fährt Wagen auf Wagen über den Platz, bis die Zeit kommt, wo derselbe geräumt wird, um für das Wettfahren Platz zu machen. Dann sind alle Gerüste und Balcone mit dem buntesten Menschengewimmel gefüllt. Endlich rollen die vier schweren gemalten und vergoldeten Wagen heran, der antiken Biga ähnlich, jeder von einem Lenker in altrömischer Tracht geführt. Der Wettkampf beginnt: mit donnerähnlichem Gepolter rasseln sie ab, gerathen nicht selten in Unordnung oder werden in ihrem Drange wider eine der Säulen geworfen, die den Weg bezeichnen. Der Sieger erhält die Fahne und fährt nun von seinen Freunden begleitet im Triumph durch die Stadt. Dieser Theil des

Festes stammt nicht aus den republikanischen Zeiten: erst Cosmus I. ordnete das Wagenrennen gegen das Jahr 1540 an, und bestimmte als Preis ein Pallium von carmoisinem Damast. Er ließ auch zuerst die zwei Grenzsäulen von Holz hinstellen, die sein zweiter Sohn Ferdinand I. mit den schönern von Marmor aus den Brüchen von Seravezza vertauschte, die man noch dort sieht und welche der berühmte Flamänder Johann von Bologna mit bronzenen Schildkröten auf den vier Seiten schmückte.

Unterdessen ist der Abend gekommen und selten verfehlt er die diesem Klima und dieser Jahreszeit eigenthümliche Klarheit und Milde mitzubringen. Den Arno entlang von der alten bis zur Carraibrücke flammt's von Lichtern, wogt's von Menschen. Der Strom wimmelt von farbig erleuchteten Barken, unter deren Baldachinen hervor Töne der Musik und Fröhlichkeit emporsteigen, während hunderte von Raketen und Feuerrädern meteorartig den dunkelblauen Himmel durchschwärmen und auf der letzten Brücke ein antiker Tempel weithin durch die Nacht glänzt. Die Kuppel des Domes flimmert bis zum hohen Kreuze, der schlanke Glockenthurm bis zu seiner Spitze von Lichtern, die scharf ihre schönen Umrisse zeichnen. Fast bis zum Tagesanbruche ist Leben und Bewegung in allen Straßen, Fröhlichkeit auf den Gesichtern. Feierliche Kirchenfeste beginnen den Johannistag, an dessen Nachmittage der Lauf der Barberrosse stattfindet, wie man sie noch immer nennt, obgleich man eben nicht auf Rechttheit der Race sieht. Beinahe in gerader Linie, von dem nach

Prato führenden Thor an, über den alten Markt, ehemals der Faubourg St. Germain von Florenz, jetzt eine Vielen unbekannte Stadt in der Stadt, bis zum Thore St. Croce sind die Straßen mit Sand bestreut, ist kein Haus ohne seine großen flatternden seidnen Tücher, die dem Ganzen ein schmuckvolles festliches Ansehen geben, während an allen breiteren Stellen hölzerne Gerüste für die zudringende Menge erbaut sind. Die Renner, oft ein Duzend an der Zahl, jeder mit einer Nummer bezeichnet, werden von ihren Führern an die bestimmte Stelle geleitet und lassen sich nur mit Mühe hinter der Grenze zurückhalten. Das Zeichen wird gegeben, das Seil vor ihnen fällt, im Nu schießen alle losgelassen wie der Pfeil ab. Das Geschrei der Menge, die sich in Wellenlinien vorwärts beugt, um sie kommen zu sehn, und dann eben so schnell wieder zurückweicht, wenn sie heranbrausen; das Stechen der Kleinen auf ihrem Rücken befestigten Geißeln und der eigenthümliche ihnen eingepflanzte Wetteifer treiben die Thiere zur größten Schnelligkeit an und lassen sie nicht rasten auf ihrem langen Wege bis sie endlich das Thor erreichen. Hier spannt man bei ihren Nasen große weiße Tücher aus: erschreckt stuzen sie, halten plötzlich von dem rasenden Lauf, suchen einen Ausweg nach allen Seiten und werden von allen Seiten zurückgetrieben, überschlagen sich und werden schnaufend und stampfend von dazu bestellten Männern eingefangen. Auf dem Thorthurme verkündigt man die Nummer des zuerst angelangten Pferdes durch das Abbrennen einer damit übereinstimmenden Zahl von Feuerzeichen, und, der Sieger voraus, werden die Thiere in

der Ordnung wie sie angekommen, zurückgeführt, um die Preise zu erhalten. Dies ist das nationale Pferderennen Italiens, wie es auch anderswo z. B. in Rom gebräuchlich ist und woran das Volk seit alten Zeiten her den lebhaftesten Antheil nimmt. Auch Rennen mit englischen Pferden wird gewöhnlich zweimal im Jahre, im Frühling und Herbst, auf der großen Wiese der Cascinen veranstaltet. Aber es ist von Fremden eingeführt worden und meist nehmen auch nur diese daran Antheil. Der Florentiner zieht seine *Cavalli sciolti* vor.

An den schönen Frühlingsnachmittagen, wenn die Hitze noch nicht zu groß ist und die Sonne sich schon ihrem Untergange zuzuneigen beginnt, versammelt sich häufig eine große Menschenmenge vor einem der Thore der Stadt, um dem Ballspiele (*Giuoco del pallone*) zuzusehen, das dort von Männern meist Römern, die während der schönen Jahreszeit ihre eigentliche Beschäftigung daraus machen und gleich wandernden Schauspielern von einer Stadt zur andern ziehen auf ihre Kunst oder ihr Gewerbe zu reisen, gespielt wird. Es ist ein Vergnügen, dieser Leibesübung, worin nicht selten eine große Geschicklichkeit gewonnen wird, zuzusehen. Die Spielenden, meist kräftige muskulöse Männer, die zum Theil die echte südliche Bildung zeigen, sind so leicht als möglich gekleidet. Kurze Beinkleider und ein Wams von feiner weißer Leinwand, mit Stickereien besetzt, weiße mit farbigen Bändern befestigte Strümpfe und gelbe Schuhe machen ihren ganzen Anzug aus. Am rechten Arme tragen sie den *Bracciale*, ein rund umschließendes Holz

mit stumpfen aufstehenden Spitzen, das die Hand von innen faßt und womit der große luftgefüllte Ball aufgefangen und weiter geschleudert wird. Die Spieler sind in zwei Parteien getheilt, die an beiden Enden des Platzes stehen und einander den Ball wechselweise zuwerfen. Hier wäre Stoff für den Zeichner vorhanden, der gymnastische Stellungen studiren wollte. Die Zuschauer nehmen an dem Spiele den lebhaftesten Antheil und belohnen gelungene Würfe mit Bravo und Beifallklatschen, wie bei beliebten Schauspielern. Nicht selten verfehlt auch wohl der Ball seine Bahn und fliegt über die Stadtmauer oder gar unter die Zuschauer, wo dann auf den Bänken die lebhafteste Unordnung entsteht, indem Niemand seinen Kopf mit dem unsanften Ankömmling in Berührung zu bringen wünscht.

Wenn der Herbst naht, so ist die Stadt noch stiller als gewöhnlich, denn dann kommt die wahre Zeit der Villeggiaturen — des Landlebens — und keiner, der sich seinen Geschäften entziehen kann und irgend eine eigene Besitzung, oder eine ihm offenstehende von Freunden hat, verfehlt nicht sich wenigstens auf eine Zeitlang zu entfernen. Die florentinischen Villen haben indeß den Fehler zu wenig landähnlich zu sein. Es fehlt an schönen Wiesen, an grünen Waldungen. Meist auf Hügeln erbaut gebieten sie über weitausgedehnte Beduten, die man einer gewissen Einförmigkeit wegen bisweilen gern für kleinere malerische Durchsichten hingeben möchte. Man lebt dort wenig anders als man in der Stadt gewohnt ist. Die Weinlese, zu Ende des

Septembers gehalten, ist weniger ein Volksfest als in den weinreichen Gegenden Deutschlands. Die Jagd ist weder sehr bedeutend noch sehr unterhaltend: dazu muß man die wilden öden Striche der Marammen, einst in altetruskischer Zeit mit volkreichen Städten bedeckt und der Sitz eines Volkes, dessen Kunstdenkmale wir noch anstaunen, oder die waldigen Thäler und Hügel des Casentino wählen, wo die Fichte, die Buche, die Castanie ihr reiches Laub verzweigen und der Arno noch als ein Bergstrom von den hohen Apenninengipfeln herab, wo er seinen Ursprung hat, in die Niederungen rauscht. Der nahende Winter führt Alles in die Stadt zurück, die dann auch von fremden Gästen froßt und wo von nun an das wahre Gesellschaftsleben beginnt. Das Volk hat dabei nur sein Christfest und den Dreikönigtag, mit der über ganz Italien verbreiteten Procession der Befana, einer sonderbaren Schöpfung womit man die Kinder, wie bei uns mit dem Knecht Ruprecht, schreckt und deren Name ein Abkömmling des Wortes Epiphanie ist. An diesem Abende erschallt die ganze Stadt von den unharmonischen gellenden Tönen gläserner Trompeten und dem Geschrei der Knaben, welche schaarenweise durch die Straßen ziehen und einen gewaltigen Lärm beginnen.“

„Hiermit,“ schloß endlich Friedrich, „sind meine Bemerkungen zu Ende. Ich will sie nicht einmal für eine Skizze des Charakters und Thuns und Treibens der Florentiner ausgeben: nur Beiträge zu einer solchen Schilderung, im Vergleiche mit dem was sie ehemals waren,

sollen sie bilden. Doch nun laß uns noch einen Augenblick in's Freie gehen um den schönen Abend zu genießen." — Sie verließen das Haus: der Himmel war hell und von einer wundervollen tiefen Farbe; der Mond barg sich hinter der Domkuppel, die einen gigantischen Schatten warf und deren Umrisse sich scharf und bestimmt zeichneten. Die verlängerte Schattenmasse des alten Palastes überdunkelte einen Theil des großherzoglichen Platzes und mit ihm Buonarroti's und Bandinelli's Colosse, aber die herrlichen Bogen der Loge Orcagna's prangten erleuchtet in ihren unübertroffenen Verhältnissen und wiesen in ihren Wölbungen Bologna's schöne Marmorgruppe und Benvenuto Cellini's siegreichen Perseus. Die langen Arcaden der Uffizien brachten unsere Freunde an den Arno, auf dessen Ufern sich eine Menge von Lustwandelnden bewegten. Sie traten auf die alte Brücke: durch die dunkle Umgebung der Bogen auf der einen Seite, wo ein Lämpchen vor einem Madonnenbilde brannte, sahen sie auf den Strome in dessen Wellen der Widerschein des Mondes einen langen und breiten goldenen Streifen zog, und über welchem in der Ferne die gezackten Berge lagen, in deren Fichtenwäldungen das vielgepriesene Kloster Vallombrosa sich birgt, während nahe zur Rechten auf den mit Delbaum und Cypressen bedeckten Hügeln die Kirche St. Miniato mit ihrer reichen Marmorfacade und Michel Angelo's Bastionen lag — ein Bild, für den Landschaftsmaler durch die Natur abgerundet und geschlossen. Wendeten sie sich nach Westen, so sahen sie den Strom geräuschlos ziehend durch

die schön gewölbten Bogen der Trinitá Brücke, Ammanati's vortreffliches Werk, und zu beiden Seiten die langen Häuserreihen, hie und da von Kirchtürmen und Kuppeln überragt, halb im Schatten, halb erleuchtet, begrenzt im Hintergrunde von dunkeln Baummassen und dem Gebirge. Da sie sich nun endlich trennten, jeder nach seiner Wohnung zurückzugehen, da sagte zu gleicher Zeit einer zum andern, als sie sich beim Scheiden die Hand gaben: „Florenz ist doch schön!“

Elisabeth Gudleigh.

Erzählung von Henriette May.

Sell erglänzten die hohen Gemächer im Palaste zu St. James. In flisternder Stille unterhielten sich die eingeladenen Gäste, wie die bereits versammelten Hofchargen. An einen Pfeiler gelehnt, der dem Eingang gegenüber sich befand, wo man das Eintreten der königlichen Herrschaften genau beobachten konnte, stand der Herzog von Hamilton, mit seinem Better, dem jungen Sir Herven. „Haben Sie schon die neue Hofdame der Prinzessin von Wales gesehen? der Stern der alles hier am Horizont verdunkelt?“ „Wie sollte ich, mein Herzog, da ich erst gestern, nach London zurückkehrte,“ erwiderte der Gefragte. „So sahen Sie nie etwas reizendes.“ — Ungläubig lächelnd versetzte Sir Herven. „Das sind Gewissenssachen, mein Herzog, und kommt wohl auf die Beurtheilung des Einzelnen an. Was in unserer glänzenden Hauptstadt, nur weil es neu ist gefällt, ist oft kaum der Beachtung wahrhaft werth. — In der Provinz ganz unerwartet zeigt uns das Geschick Wesen, Gestalten, die, um uns Arme ganz zu bezaubern, keiner äußern Glitter nöthig haben.“ Dies leg-

tere ward mit solchem Feuer gesagt, daß der Herzog ausrief „ich sehe schon, Sie kehren nicht so frei zurück als Sie uns verließen, irgend eine schöne Waldnymphe hat auf ihren Streifzügen den flüchtigsten unserer Ritter verwundet; aber selbst einem ganz befangenen Herzen, stelle ich meine Schönheit gegenüber, und bin des Sieges gewiß. Ich sehe Sie erstaunen, ob des Ausdrucks: meine Schöne! Dieses Wortes kann ich mich auch nur in so fern bedienen, wie ich als ihr öffentlicher Bewunderer erscheine. Wie viele geheime mir aber den Sieg streitig machen, wage ich kaum zu denken.“ „Sie sehen mich ganz erstaunt, den gleichgültigsten wie den solidesten aller unserer Cavaliere, so auf einmal gefesselt zu erblicken,“ sagte jetzt in der That aufmerksam Sir Hervey. — „Die Dame muß eine Art Circe sein, die ein solches Wunder bewirkt, aber da ich leider nur eine ferne Erinnerung, der, wie ich jetzt nicht mehr zweifeln kann, schönen Wahrheit, entgegen zu setzen habe, so würde also nie von einer Entscheidung die Rede sein; eine Wette, Herr Herzog, wäre also schon unmöglich.“ — „Einem Engländer schwerlich“ entgegnete lächelnd dieser, „Sie wissen darin sind wir stark.“ „Wo aber ersteht denn die Reizende mit einem male, welche Venusmuschel trieb die Holdselige an unsern Strand, Verwirrung und Zauber überall zu verbreiten, das klarste Auge zu blenden?“ Dies letztere sagte Sir Hervey mit einer leichten Verbeugung gegen den Herzog. „Lord Bath ist Vormund der jungen Miß, und brachte sie hier an den Hof, wo ihre reizende Erscheinung allgemeines Aufsehen machte. Doch still, man öffnet die hohen Pforten, sie erscheint im Gefolge der Prinzessin,

dort die schlanke Brünette, mit den blauen Augen, bemerkten Sie nur die Haltung, den Gang, die Bescheidenheit, Demuth.“ Der Herzog hätte noch lange fortfahren können, ohne von seinem Better unterbrochen zu werden. Einer Statue gleich, welche durch einen Mechanismus, die Bewegung der Augen bekommen, so folgten unaufhaltsam seine Blicke, der leuchtenden Gestalt, die jetzt erschien, und nicht ganz so bescheiden, als des Herzogs bestochenes Gemüth sie bezeichnete, sondern hell strahlend die Blicke umher sandte. Ihre ganze Haltung war so fern von aller Demuth, daß ein klares Auge sehr wohl bemerkte, wie sie die huldigenden Bewegungen, wo sie vorbeirauschte, als eben so viel gekannte, und geforderte Tribute betrachtete. Sie drehte das reizende Gesicht, dem tief sich neigenden Herzog mit eben so viel Bestimmtheit zu, als sie einige Monden früher bescheiden die Strahlen der zündenden Augen unter den langen Wimpern barg. Hoßton, Anlage zur Eitelkeit, der unerwartete Beifall den sie fand, hatte den nur schlummernden Funken des Ehrgeizes zur hellen Flamme angefacht. — Wer würde in der stolzen achtzehnjährigen Schönen, die liebliche Blume aus Devonshire erkannt haben, die überall als die kleine Feldrose, von ihren wenigen Pächtern und Nachbarn angeführt ward, weil sie eben so sorglos und üppig blühend aufwuchs. Und doch ein Herz erkannte auf den ersten Blick die leichte Nymphe wieder, die ihm in Hain und Flur so lebhaft entgegentrat, so gar nicht scheu sich ihm vertraute, und dann auf einmal für immer verschwand.

Wie Mode das Gewand getauscht, und feierlich in steifen Falten um sie herum gelegt, das er dem leichtesten Winde preis gegeben, oft von Dorn und Strauch befreit, woran die Flüchtigkeit des Mädchens, oder ein verrätherischer Zephyr es befestigt; wie zierlich die braunen Locken jetzt das reizvolle Gesicht umgaben, die er so oft um seine Finger gelegt, und dann kunstlos über die Taille hatte herab rollen lassen; wie fein diese geschnürt war, die sonst sein kühner Arm, ohne allen Zwang, kaum von einem leichten Bande festgehalten, umfaßt hatte; wie der schöne runde Arm, den er oft so zärtlich an sein Herz gedrückt hatte, wie neidisch Flor und Band ihn auch verhüllte, wie auch alles so ganz anders war, dennoch erkannte der Ritter sogleich seine Elisabeth aus Devonshire, die er so unverhofft gefunden, geliebt, und verloren. — Ein kalter übermüthiger Blick ward dem Herzog; aber wie auf einmal überzog ein tausendfaches Erröthen Stirne, Wange, und Busen der Schönen, als sie dessen erbleichenden Gefährten gewahrte, der die schöne Gestalt mit Blicken zu verschlingen schien; sie schwankte, der Herzog sprang herzu, und fing sie in seinen Armen auf, ehe der fast ganz besinnungslose Hervey nur einen Gedanken fassen konnte. Der nächste Augenblick hätte ihn zu ihren Füßen gestürzt, und diese Ueberraschung der jungen Herzen, hätte vielleicht Elisabeth von einer elenden Zukunft gerettet. Wie aber ein Moment ganze Schicksale bestimmt, so war es auch hier.

Elisabeth kam so eben zu sich, ein dankender Blick entfernte sogleich den Herzog, der schon beschämt, durch sein

Nahetreten die Geliebte zu beleidigen, sie den herbeieilenden Damen sogleich überließ. Ein stumm befehlender Wink fesselte den eben zustürzenden Herven auf seiner Stelle. Beim Hinwegführen nach einem Nebenzimmer streifte Elisabeths gesenktes Auge noch einmal den jungen Sir, und ein Himmel lag für ihn darin, so wie in dem sanften Ton der Stimme, womit sie sagte, „mir ist schon wieder wohl, ich kehre gleich zurück.“

Wären des Herzogs Sinne nicht gefesselt, sein Auge nicht starr auf die Thüre geheftet gewesen, durch welche Elisabeth verschwunden, er müßte die Verwirrung seines jungen Gefährten wahrgenommen haben; so aber wandte er sich nach einer Pause mit den Worten zu ihm: „Sagte ich zu viel? — giebt es etwas an Reiz, Liebenswürdigkeit, Eittsamkeit ihr zu vergleichen? kann man sie sehen, ohne anzubeten? — ja Herven“ fügte er feuriger hinzu — „ich bin fest entschlossen als Bewerber kühn aufzutreten. Der mir vom Geschick so günstig gewordene Moment hat mich fest bestimmt, kann man, wenn auch nur einen Augenblick, die Reizende umfassen haben, ohne“ — Das Wiedererscheinen der jungen Lady endete hier das Zwischengespräch, und gab Leben und Besinnung der Statue Sir Herven's. Er ließ sich Miss Cudleigh vorstellen. Der einfache Sir würde ihm bei der ehrgeizigen eitlen Elisabeth, trotz seiner schönen Gestalt, wenig Empfehlung gewesen sein, so aber lebten noch zu mächtige Erinnerungen in ihrer Seele, um ganz von Rangsucht und Eitelkeit unterjocht zu sein.

Sie erkannte mit hohem Herzklopfen ihren Jagdgefährten wieder, mit dem sie Feld und Hain durchzogen, Schwüre der Liebe gewechselt, die damals ernstlich gemeint waren, als sie noch ein sechzehnjähriges Fräulein, die ganz unbemerkte Tochter des Obristen Sudleigh, in sehr beschränkter Lage auf seinem kleinen Gute, in der Grafschaft Devon lebte. Schon früh mutterlos, war sie hier aufgewachsen, ganz sich selbst überlassen, wenn man den wissenschaftlichen Unterricht abrechnet, den ihr der Vater selbst ertheilte, und den er, als ein geschickter Mann, auch streng mit ihr verfolgte. Ob ihr Herz richtig angebaut sei, darnach forschte er nach Männerweise nicht, er sah an ihr in den Stunden, wo er mit ihr war, keinen Fehler, und so konnte sie über die andere Zeit ganz nach Gefallen bestimmen. Ihr Leichtsinn schien dem Obristen Frohsinn, ihre Sucht nach Vergnügen, die doch zuweilen durchblickte, meinte er, würde in ihrem beschränkten Kreise nie Nahrung finden. Als sie älter wurde nahm er eine Verwandte zu ihrer Begleitung in's Haus, die froh hier ein schützendes Asyl gegen Noth zu finden, ihrer Untergebenen immer gewährte, was sie auch Thörichtes wünschte, und noch, durch das ewige Lob ihrer Schönheit, deren Eitelkeit neue Nahrung gab. Ihr Vater selbst lieferte hier auch brennbaren Zunder, denn wenn er sie so lieblich blühend sah, fehlte es nicht an Ausrufungen, über die jungen Reize, die jeder neue Morgen ihr verlieh; freilich pflegte er dann weise hinzu zufügen, „Du mußt Dir nichts darauf einbilden Betty;“ aber der Pfeil war abgeschendet, und Niemand war da, die Spitze abzustumpfen. Als sie dann auf den Bällen, in den

nächsten kleinen Orten, freilich wie ein Stern unter den übrigen Mädchen hervor glänzte, kannte das Gefühl der Wichtigkeit ihrer kleinen Person keine Grenzen. Letzt schweifte ihre Phantasie nur nach den Grafen, Herzögen, Prinzen umher, womit weissagend ihre Verwandte das Gehirn ihr füllte. War es zu verwundern daß sie, als sie bei einer Jagdstreiferei, die sie leidenschaftlich liebte, und der sie oft oblag, nur einzig von dem alten Diener ihres Vaters begleitet, den sie stets ruhig bei einem Gläschen Ale im Wirthshaus sich erquicken ließ, und allein ihrer Lieblingsbeschäftigung folgte; — war es nicht natürlich daß als sie Sir Herven traf, dessen schöne Gestalt, sein, vielen Begleiter augenblicklich ihr diesen als solchen längst ersehnten vornehmen Herrn erscheinen ließ. Herven der sich damals bei einem reichen Verwandten aufhielt, war noch vielmehr von der Schönheit des Mädchens überrascht, die leicht geschürzt wie sie war, die Jagdflinte über die Schulter, irgend einer Waldnymphe, wenn nicht der Göttin selbst gleich. Daß Elisabeth ihr Abenteuer verschwieg, fast täglich von da an den jungen Jäger traf, war leider nur zu wahr. Das Anfangs leichte Spiel ward bald von beiden Seiten so heiße Leidenschaft, als sie bei diesen schnell zu entflammenden Gemüthern werden mußte. Zu sehr mit sich selbst beschäftigt, fragten sie sich weder nach Rang noch Namen. Elisabeth war überzeugt, da ihr Geliebter sich schön kleidete, ein herrliches Pferd ritt, überhaupt den äußerst fein gebildeten Mann verrieth, er sei mindestens ein Graf, und wenn er einmal forschte, wich sie leichthin aus, theils weil sie sich schämte, den vor-

nehmen Mann, in ihr kleines Besizthum einzuführen, theils weil ihr richtiger Verstand ihr sagte, daß dann diese Zusammenkünfte unbedingt aufhören müßten. Es belebte schon damals ihr junges Herz ein solcher Intriguengeist, daß gerade dies Verborgne zuerst der einzige Reiz dieser nachher flammenden Leidenschaft war.

Ein Schlagfluß der plötzlich das Leben des Obristen Gubleigh endete brachte die junge Waise unter die Vormundschaft des Grafen Bath, der zufällig zum Besuch bei seinem Freunde, dem alten Obristen war. Elisabeth, die wahrhaft vielleicht nur ihren Vater jemals liebte, sank vernichtet von diesem unerwarteten Schlage zusammen. — Willenlos ließ sie sich in eine wohlverwahrte Reisechaise einpacken und nach Gaston Hill, dem Landsitz des Grafen führen, wo sie die Zeit ihres Trauerjahrs in Gesellschaft ihrer Verwandten einsam zubrachte. Nach Ablauf desselben erhielt sie durch die Bemühungen ihres Vormundes die Hofdamenstelle bei der Prinzessin von Wales.

Das plötzliche Losreißen, ihr schnelles Verschwinden aus der Gegend, ihr großer Schmerz, brachen glücklich dies Verhältniß ab. Wohl bei einsamen Spaziergängen tauchte Elisabeth das Bild ihres Geliebten auf, und heiße Thränen floßen seinem Andenken; doch knüpfte sich der Verlust ihres Vaters so unmittelbar dieser Erinnerung an, daß sie selbst kaum wußte, wen sie beweinte. Nachricht von ihm war unmöglich einzuziehen, sie hatte wenig Umgang gepflogen, und bei ihrem Leichtsinn, nur dem Moment gelebt, auch hatte Furcht der Entdeckung sie be-

wogen, das Dunkel noch dichter zu halten. Sir Hervey hatte sie mehreremale umsonst erwartet, was ihn Anfangs unbesorgt ließ, da sie oft dies Mittel gebrauchte, ihren Troß und Unwillen zu zeigen. — Wie sie aber gar nicht erschien da verfolgte er freilich ihre Spur, aber zu spät. — Namen und Wohnort der Geliebten hatte er bald erforscht, aber nur um ihren Verlust tiefer zu empfinden. Im Hause mußte Niemand ihren neuen Aufenthalt; die Erbschaftsangelegenheiten sollten erst geordnet werden, aber wer, und wie, konnte er nicht erfahren. Einer einzigen Frau, einer Art von Castellanin, war die Besorgung des Hauses anvertraut, und diese war so schwerfällig und taub, daß nichts aus ihr heraus zu bringen war.

Hier nun im Palast zu St. James erfuhren die beiden Liebenden wer sie eigentlich waren. Sir Hervey sank gegen die glänzenden Umgebungen hier zu einem Nichts herab — hingegen die Waldnymphe ward zur Hofdame, — die leichte kleine flatterhafte Waldrose — zur hellstrahlenden Diamantensonne, an einem glänzenden Himmel. So standen sie sich gegenüber in unnennbaren Gefühlen verloren. — Er fand nun in vollendeter Schöne wieder, was er so lange trostlos gesucht; sie hingegen konnte des Eindrucks nicht ganz Herr werden, da einen jüngern Sohn des Grafen Bristol zu sehen, den ein älterer Bruder jedes Recht auf diesen Titel beraubte, wo sie eine glänzende Erscheinung hoffte. Glänzend hätte er noch immer genannt werden können, wenn Elisabeth nur nach dem Außern urtheilte, denn im ganzen Kreise umher, konnte kaum einer seinem adeligen Wesen, und der

Hohheit seiner Gestalt sich vergleichen. Aber Elisabeth rangirte nur nach Stand und Würden, und der arme Sir Herven, der sich dem Seebienste hatte widmen müssen, und zwar von unten auf, bot als ein solcher diesen Forderungen nichts dar. Indessen, achtzehn Jahre haben ihre Rechte und die Gegenwart des Geliebten, hatte schon am Abend des Tages, wo er sich ihr so viel näherte, als die Etiquette nur immer erlaubte, ihre Macht so ganz wieder erlangt, daß nur ein kalter Blick dem Herzog ward, indessen tausend geheime süß versendete den berauschten Herven beglückten.

Nicht sehr heiter betrat sie am Abend dieses verhängnißvollen Tages ihr Gemach, warf Steine, Stoffe, Perlen mit solcher Hast von sich, als wären sie eine nicht zu tragende Last, sandte die Bofe fort, und nun den schönen Kopf in die Hand gestützt, umlagerte sie ein Heer von Gedanken, Wünschen und Hoffnungen, denen sie sich endlich entriß, um im Schlummer Vergessenheit zu suchen. — Aber umsonst, die seligen Tage in Devonshire schwebten stets ihrer Phantasie vor, und nur gegen Morgen fand sie einige Stunden Ruhe. Mehrere Hoffeste die auf einander folgten, gesselten ihr den jungen Herven als besten Tänzer zu, und leise geflüsterte Worte der Liebe wurden gehört und verstanden. Der Herzog von Hamilton der hier einem Geschickteren weichen mußte, und den auch Staatsgeschäfte erst spät erlaubten diese Circle zu besuchen, folgte dann nur schweigend, mit sehnenenden Blicken, der schlanken Grazie, ohne eine Ahnung von seines Veters Leidenschaft zu fassen. Elisabeth heiß, glühend,

rücksichtslos in ihrem ganzen Charakter, empfand auf's Neue die aller leidenschaftlichste Liebe. Sie wiegte sich in Träumen des Zufalls, die ihren Geliebten mit Gold und Würden belohnten, und hatte eben an einem Morgen die Augen von so holden Bildern erschlossen, saß noch im Morgenkleide beim Frühstück, als Graf Bath, ihr Vormund gemeldet ward. Erstaunt über den frühen Besuch, war sie doch eben so schnell zu seinem Empfange bereit. Doch wie erschrock sie, als er, die der Etiquette so entgegen gesetzte Stunde seines Besuchs, mit dem Antrage des Herzogs von Hamilton entschuldigte, den er ihr hiermit zu Füßen lege. Da war nun alles erreicht, worauf jemals Elisabeth's stolzer Sinn gerichtet, Reichthum, Glanz, Macht, und an der Person des Herzogs nichts auszusetzen. Seine Sitten wie sein Charakter wurden überall als Muster aufgestellt. Aber Elisabeth's Herz war unwiederbringlich verloren, es athmete nur für den geliebten Herven. Ihr Verstummen, Erröthen, Erblassen, nahm der Graf, für die Wirkung einer freudigen Ueberraschung. — „Ich sehe wohl“ fügte der Graf Bath seiner Erklärung hinzu: „daß ich nicht nöthig habe, die Vortheile dieser Verbindung, auseinander zu setzen, der Vormund braucht hier nichts, als nur eine Entschuldigung für den Herzog zu fordern, der mir auf dem Fuße folgt. Nicht liebende Ungeduld allein bewog ihn zu solcher eigentlich ungeziemenden Eile, der Herzog kennt zu gut die Formen, um sie nicht streng zu ehren; allein ein bedeutender Auftrag des Monarchen, sendet ihn schon Morgen in das Ausland, und er wollte sich noch vorher seines Glückes versichern. Die Hohen und

Höchsten Herrschaften kennen bereits seine Wünsche, und legen kein Hinderniß in den Weg. Da nun meine reizende Mündel wie ich sehe, zwar stumm, aber wie ich schon voraussetzte, gewiß einwilligt; so kommen Sie Herr Herzog, und empfangen das Jawort der hoch erröthenden Braut.“ Bei diesen Worten öffnete der Graf die Thür, und zu bestürzt, widerstandlos, sah sie den Herzog zu ihren Füßen, und fühlte an der Hand, die heiß von ein paar flammenden Lippen berührt wurde, einen kostbaren Ring, hörte die breite Gratulation des Grafen, glühende Liebesworte des Herzogs, und zu allem schien es neige sie willig Ohr und Gefühl. Unfähig selbst dann einen klaren Gedanken zu fassen, als sie allein war, denn wozu ihr Herz sie aufrief, das stieß die Eitelkeit zurück, ließ sie sich einer Maschine gleich ankleiden. Kaum war ihre Toilette beendet, als sie auch schon zur Prinzessin beordert ward. Die hohe Frau zeigte ihr die Bewerbung des Herzogs an, und fügte lächelnd hinzu; da das Fräulein bereits günstig entschieden habe, wolle sie nicht streng, ein versagendes Nein sich anmaßen, sondern werde nach dem Wunsche des Herzogs heute Abend bei der Cour, die öffentliche Verlobung derselben bekannt machen, da des Herzogs morgende Abreise, keinen Aufschub gestatte, sie werde dann, das ihr anvertraute Pfand schon behüten und bewahren, bis die Vermählung unmittelbar nach seiner Rückkunft vollzogen werde. Mit welchen Gefühlen Elisabeth ihr Zimmer wieder betrat, läßt sich nicht beschreiben. Zu jung, zu unerfahren, zu sehr von der Macht des gegenwärtigen Augenblicks eingenommen, und leider zu be-

herrscht von der Eitelkeit berauschten Stimme, schien ihr kein Entrinnen möglich. Noch einmal sandte sie den Blick zu dem geliebten Herven, sah sich an seiner Seite von all dem Zauber umgeben, den heiße Leidenschaft erträumt, von seinem Arm umschlungen — an seine Brust gelehnt! Thränen trübten die strahlenden Augen Elisabeth's, noch fast schwimmend hefteten sich ihre Blicke auf ein Kästchen, welches die Bote ihr im Namen des Herzogs entgegenreichte, um am heutigen Abend sich damit zu schmücken. Wie der ganz getrübte Blick beim öffnen desselben auf blizende Juwelen fiel, trocknete ihr todter kalter Strahl allmählich die Zähren auf, die eben noch so heiß flossen. Ja, wird man es glauben? — daß sie am Abend, als sie glänzend von Geschmeide und Jugendreiz vor dem Spiegel stand, einen sehr gefälligen Blick in denselben warf. Doch konnte sie kaum die Stufen des Palastes ersteigen, als nun der schreckliche Augenblick erschien, wo sie als Braut des Herzogs den Blicken des jungen Herven begegnen sollte. Dieses Entsetzliche ersparte ihr das Geschick, denn von Allem durch das tausendzüngige Gerücht in Kenntniß gesetzt, blieb dieser zurück, nicht zu schaun, was er nicht zu ertragen vermeinte. Als der jüngere Sohn des Grafen Bristol einer reichen alten Familie, waren wie schon gesagt, seine Erwartungen zu gering, er selbst viel zu edel, den Leichtsinn Elisabeth's zu benutzen, und sie in ein solches Labyrinth von Armuth und Entsaugung zu versenken. Daher war sein Entschluß gefaßt, sobald er die bevorstehende Vermählung erfuhr, die junge

Miß nie wieder zu sehn, sondern mit dem ersten abgehenden Schiff unter Segel zu gehen.

Der überglückliche Hamilton hatte die Hand seiner schönen Braut, unter den glänzensten Umgebungen, empfangen, und Elisabeth, nachdem ihre furchtsam umhergesandten Blicke sie belehrt hatten, Herven sei nicht gegenwärtig, ward allgemach so ruhig, daß sie den Weihrauch der ihr im vollen Maaße gespendet wurde, sogar mit innerlichem Vergnügen einsog. Selbst den Abend des Tages, in voller Freiheit ihrer Gedanken, wandte sie diese nur flüchtig Sir Herven zu, fast mit ihm schmählend, daß durch seine Abwesenheit, ihrem Triumph eine kleine Schmäherung wurde, aber keineswegs das Schöne eines Betragens empfindend.

Wir sehen den jungen Herven schlaflos auf seinem Lager, den eben eintretenden Herzog anstarrend, der sogleich an seinem Bette Platz nahm, und ihm alles Glück der verfloffenen Stunden mittheilte, ohne im mindesten die grelle Verzweiflung des Zuhörenden zu gewahren. „Ich habe Euch vergebens zu St. James erwartet,“ fuhr er fort, „weil ich nun, mein lieber junger Better, eine herzliche Bitte an Euch habe, verzeiht Ihr mir wohl die späte Störung.“ Hoch aufhorchend staunte ihn Herven ob des vertraulichen Tones an der, trotz der nahen Verwandtschaft, sonst nicht unter ihnen zu herrschen pflegte. „Die Etiquette lieber Herven erlaubt mir nicht, ohne Einwilligung der Prinzessin an meine Braut zu schreiben, und hätte ich sie nachgesucht, würde der Styl immer so ceremoniös gewesen sein, daß gelegentlich die Oberhofmei-

sterin, ja, die höchste Dame selbst, einen Blick habe hinein thun dürfen. Wie viel hat nun nicht mein Herz zu sagen, was nur die Augen der Geliebten sehen dürfen. — Sie die Holbe hat mir einen heimlichen Briefwechsel gestattet. Du als mein Verwandter, kannst ihr oft nah, tausend Wege führen Dich verdachtlos zu ihr, Du wirst mir gewiß die kleine Gefälligkeit nicht abschlagen.“ Hier ist mein Lebewohl, bringe es ihr, wenn sie morgen die süßen Sterne dem Himmelslicht öffnet, und mich die hohen Wellen, weit von Englands glücklichem Ufer tragen. Ohne eine Antwort abzuwarten, legte der Herzog ein zusammengefaltetes Blatt auf den Tisch, und verließ das Gemach, eben so eilig als er es betreten. Wo waren die Vorsätze Hervey's? — Kein anderer Gedanke als nahen, ihr nahen, kam jetzt in seine Seele, ihm schien es ein Wink des Schicksals, sie wieder zu vereinigen, er hatte den Herzog nicht aufgefordert — er hatte fliehn wollen. — Mit diesen Sophistereien schläferete er sein bessres Selbst ein, und schon der nächste Morgen sah ihn in Elisabeth's Borgemach.

Dieser Briefwechsel, mit dem arglosesten, vielleicht unvorsichtigsten Vertrauen übergeben, ward durch Leichtsinn und Liebe verleitet, zum schwärzesten Verrath benutzt. Beide vergaßen Schwur und Gelöbniß und eine heimliche Trauung vereinte die Liebenden, und krönte ihre Wünsche. So heimlich war die Verbindung geschehen, daß Elisabeth noch an demselben Abend, wo sie am Morgen ihr Wort dem überglücklichen Hervey in einer Dorfkirche verpfändete, im Sallon der Prinzessin erschien, ja, die Versammlung, die heute ungewöhnlich lang währte,

nicht einen Augenblick eher verließ, als die strengste Schicklichkeit erlaubte. — Wie ihr Herz auch pochte, gewährte man auf ihren Wangen kein ungewöhnliches Erröthen, ihr Biß floß nicht minder lebendig von den blühenden Lippen, und kein verrätherischer Seufzer, stahl sich aus der sorgsam bewachten Brust. So war Miß Gubleigh im achtzehnten Jahr, Welch ein Geist der Intrigue und Verstellungskunst keimte da der Zukunft entgegen.

Ganz anders war das Gemüth des jungen Herven. Um die Welt nicht, hätte er zu St. James erscheinen können, und kalt die begrüßen, die er als sein Eigenthum, sein geliebtes Weib betrachtete. Kaum wagte er der Hoffnung zu vertrauen, daß sie Mittel finden würde, zu einer Zusammenkunft, in einem weit entlegenen Viertel der Stadt, wo er unter fremden Namen, eine kleine Wohnung gemiethet hatte. Schon war die zwölfte Stunde vorüber, jede Hoffnung sie heute noch zu sehen, aufgegeben, als er der weit hinaus aus den Fenster lehnte eine verummte männliche Gestalt, sich schnell die Straße herauf bewegen sah. Sein ahnendes Herz sagte ihm wer unter dieser Verkleidung verborgen sei; hinunter stürzen, fast hinauftragen, war das Werk eines Augenblicks, und hier sank ihm das verwegne Mädchen in die Arme. „Ist's möglich Du Elisabeth — allein, zu Fuß.“ — „Und glaubst Du ich würde mehr als einer geschwägigen Zunge, das süßeste Geheimniß meines Lebens anvertrauen, damit morgen Hof und Stadt die Nähr verkündete. Auf meine Dienerin kann ich mich verlassen,

sie hat mir die Kleidung verschafft, und sie bewacht mir den Eingang zu meinem Gemach, und sichert mir so den Rückweg, den ich unter Deiner Leitung gewiß gefahrlos zurück legen werde; — Und wirklich blieb die Verbindung aller Augen verborgen, nicht die kleinste Spur davon ward ruckbar, so oft auch die kühne Lady den gefahrvollen Weg unternahm. Jedoch die erträumte Seligkeit war nur von kurzer Dauer; das verbrecherische Bündniß dessen Basis nur die unbedingtste Leidenschaft war, ging besonders bei Elisabeth bald in Kälte über. Sie konnte ihrem Gemahl bei Hoffesten so kalt gegenüber stehn, daß dieser oft selbst über diese Heuchelei erstaunte; und auch allmählich anfang, seine befangnen Augen den so sichtlichen Fehlern Elisabeth's zu öffnen. Die Zusammenkünfte hörten fast ganz auf; so daß Hervey sie eines Tages schriftlich dazu auffordern mußte, weil er etwas ganz nöthiges mit ihr zu sprechen habe. Eben so entzückt als sie noch vor kurzem die männlichen Kleider anlegte, eben so unangenehm verhüllte sie sich heute darin, dem Willen ihres Gemahls nachzukommen. Wie lang, wie verwegen schien ihr der Weg, den sie sonst mit Sehnsucht durchflogen. Niemand harrte ihrer am Fenster, sie mußte schellen, und fand Sir Hervey langsam und nachdenkend auf und abgehend; man umarmte sich nicht, sondern eine leichte Begrüßung war Alles. Nach einer Pause eröffnete ihr Sir Hervey, daß ihn seine Pflicht nach Westindien rufe, und er ihre Begleitung, wie die Bekanntmachung ihrer Verbindung, verlange. Beides schlug sie ihm bestimmt ab, unter dem Vorwand, daß sie sich in ei-

ner Lage befinde, welche ihr nicht erlaube sich der Gefahr einer Seereise auszusetzen, und zugleich ihr kein schicklicher Zeitpunkt dünke das Geheimniß laut werden zu lassen. Sie werde ihm folgen sobald es die Umstände erlaubten. Hervey liebte sie noch zärtlich genug, der Mutter seines Kindes, ihren Wunsch zu willfahren; man trennte sich ohne besondere Zeichen von Anhänglichkeit, und Hervey segelte bald darauf ab; nicht ganz ohne Besorgniß. — Doch hatte er schon genug von dem Intriguen Geiste seiner jungen Gattin durchschaut, der Schleier, durch welchen er ihr Betragen gesehn, war so merklich lichter geworden — seine Achtung war ihr so sehr entzogen, daß er eigentlich ohne tiefen Schmerz sie verließ.

Raum hatte Hervey's Schiff die Anker gelichtet, als die junge Lady, mit der höchsten Schlaueit, ihre Flucht nach Deutschland bewerkstelligte. Am sächsischen Hofe angekommen, wo ihre reizende Erscheinung, ein sehr gut erdachtes Märchen, ihr eine sehr glänzende Aufnahme schaffte, schrieb sie an ihre Prinzessin, gab als Ursache ihrer Flucht, eine unüberwindliche Abneigung gegen den Herzog v. Hamilton an; und wußte so geschickt das Herz der weichen Fürstin zu bearbeiten, daß ihr nicht allein die Freiheit ihrer Hand gelassen ward, die der stolze Herzog sogleich verschmähte, sondern Rückkehr nach England, und zwar in ihre alten Verhältnisse.

Ganz in der Stille gebahr sie ein todttes Kind, hielt es auch gar nicht der Mühe werth, ihrem Gemahl die kleinste Nachricht davon zukommen zu lassen; und nachdem sie ihre Schönheit wieder im erneuten Glanz auf ih-

ren Wangen blühen sah, kehrte sie nach England zu ihrer huldreichen Fürstin zurück.

So gar keine Ahnung von allen diesen Begebenheiten war in London und am Hofe ruckbar geworden, daß ein großes Erstaunen, fast alle Bewohner dieser Stadt erfüllte, als man in einem öffentlichen Blatte folgendes las:

„Miß Cudleigh, die schöne gesuchte Miß Cudleigh, der halb London zu Füßen läge, habe auf einmal alle Hoffnungen ihrer Anbeter zertrümmert, indem sie bereits seit längerer Zeit mit dem jetzigen Grafen Bristol, vormaligen Sir Herven vermählt sei. Aus Familienrücksichten sei die Verbindung bis jetzt geheim gehalten worden; jedoch nun da der jetzige Graf Bristol, Erbe seines älteren Bruders an einem hitzigen Fieber hoffnungslos darnieder läge, sehe sich die Lady genöthigt, diese Sache bekannt zu machen, um bei seinem gewissen Tode, in die ihr gebührenden Rechte zu treten.“

Welches Aufsehn diese ununterzeichnete Anzeige bei Hof und Stadt erregte, läßt sich denken. Elisabeth die geheime Versenderin, dieser anonymen Zeilen, ließ sich in dieser Zeit krank melden, um allen bestimmten Fragen auszuweichen; sorgte aber mit Hilfe des Staatsministers dafür, diese Sache überall als Wahrheit auszubreiten, ihr eigentliches bestimmtes Hervortreten als Lady Bristol, behielt sie sich geflissentlich bis zu dem letzten Athemzuge des Lords vor, der wirklich von allen Aerzten aufgegeben, todt krank zu London darnieder lag.

Auf den letzten Lebensfunken dieses einst so geliebten Herven, wartete, lauschte, hoffte jetzt dieselbe Elisabeth,

die ohne ihn vor kurzem die Welt für todt achtete. Nur die bestimmte Versicherung seines Arztes, daß er rettungslos verloren sei, bewog sie die Schritte zur Bekanntmachung ihrer Vermählung zu thun. Sie wollte seine Reichthümer nur zur Beförderung ihrer ehrgeizigen Absichten, aber selbst sein jetziger Rang als Graf Bristol, war ihren hochfliegenden Plänen viel zu gering, um an den Lebenden Ansprüche zu machen.

So schnell auch eine ganz ungewöhnliche Begebenheit in einer großen Stadt, als ein Nichts verflingt, so sprach man doch noch in manchen Circeln davon, als schon die Neugierde durch eine neue Anzeige wieder Nahrung erhielt. „Graf Bristol sei genesen, indessen die Sache seiner Vermählung sehr unbestimmt. Der Staatsminister der genau um diese Intrigue wisse, habe sich hier und dort sehr entschieden dagegen geäußert; das Publikum würde daher auf das Benehmen der jungen Miß vorzüglich zu achten haben, die einer großen Arglist zum Opfer werden sollte!“

Abermals war Elisabeth mit dem Staatsminister im Einklange, die Verfasserin dieser Zeilen. Sehr unangenehm überrascht durch die Wiederherstellung ihres Gatten, den sie entschlossen war nie mehr als den Ihrigen an zu erkennen, wußte sie ihre Machinationen so schlau zu treiben, daß sie endlich den Graf Bristol dahin brachte, ihr eine Ehescheidung vor zu schlagen. Sie nahm diese mit Freuden an, verklagte ihn vor dem Matrimonialgericht, und ward von demselben für frei und ledig erklärt. Der Staatsminister ganz in den Fesseln dieser reizenden

Frau, hatte ihr die wichtigsten Dienste in dieser Sache geleistet, und mit seiner Hilfe vertilgte sie auch noch aus den öffentlichen Acten jede Spur dieser Verbindung. Bei Hofe besonders, ihrer Prinzessin gegenüber, mußte sie die verfolgte Unschuld so täuschend zu spielen, der Minister trat ihr so hilfreich zur Seite, daß die Zweideutigkeit ihres Charakters, wie ihrer Handlungen unentdeckt blieb, und aller Tadel dem Grafen Bristol ward. Man untersagte diesem den Hof, und die huldvolle Gnade des Monarchen, wie die Verehrung des Staatsministers, machten alle öffentliche Tadler verstummen.

Sie war nun frei, und dem Ehrgeiz ganz ergeben suchte sie nur nach einer glänzenden Rolle auf den Welttheater. Sie ward jetzt der allgemein vergötterte Stern des Hofes; aber so sehr Elisabeth's Stolz die Stimme der Menge zu verachten strebte, fühlte sie doch, daß aller Bewunderung die ihr in so hohem Grade wurde, die schmeichelhafte Stimme der Achtung fehlte, die sonst ihren Schritten folgte. Lord Howe gab ihr die böse Welt zum erklärten Liebhaber, und ein grenzenloser Aufwand, den sie machte, rechtfertigte gewissermaßen diese Meinung. Man wollte ihr sogar an den Seiten des Thrones einen bestimmten Anbeter geben. Alles was die üppigste Modesucht nur bei der Toilette einer Dame verschwenden kann, prangte in Miß Cudleigh's schönen Locken, und der Diamant wetteiferte mit der Perle reinstem Wasser, die blendende Weiße ihres schönen Halses zu überstrahlen. Es ließen sich die Worte eines Dichters so recht eigentlich auf sie anwenden:

„Doch nichts reicht ihr der fremde Glanz,
Er borgt den Reiz von ihr,
Ihr Haar ist der Juwelen Glanz,
Ihr Arm der Spange Zier.“

Endlich ward ihre Wahl festgestellt, sie gab dem überaus reichen glänzenden Herzog v. Kingston ihre Hand. Jetzt wieder übergab ihre huldreiche Fürstin sie in aller Pracht des Hofes, dem ganz bezauberten Herzog, und aller nur erdenkliche Luxus ward aufgeboten dieses Fest zu feiern. Von Liebe konnte hierbei nicht die Rede sein. — Der Herzog war weder jung noch schön, sondern herrisch, eigenwillig, eitel und stolz, und so mußte die schönste Frau London's auch die Seinige heißen. Graf Bristol verließ bei dieser Gelegenheit London, und ließ nie wieder etwas von sich hören, ein früher Tod soll sein Leben in Westindien geendet haben.

Wer von einer Assemblée bei Hofe, wo jeder momentane Genuß, den Eitelkeit, Gefallsucht, oder Hochmuth verlangte, der stolzen Frau ward, mit ihr nach Hause kehrte, und den verdrießlich eifersüchtigen Gatten, mit tausend unbestimmten Vorwürfen sie bestürmen sah, der würde ihr Loos nicht beneidet haben. Auch blieb ein Hauptwunsch, der sie bei ihrer Wahl leitete unerfüllt, die kleinen Händchen so ein wenig in die Staatsgeschäfte zu mischen. War der Herzog gleich einer der ersten Pairs des Reichs, so war er doch viel zu hochmüthig, einem so untergeordneten Wesen, als er seine Gattin sich gegenüber betrachtete, auch das Kleinste mitzutheilen. Sie war in seinen Augen nichts als der Schlußstein, den er zu allen

Dingen, die er in Vollkommenheit besaß, hinzufügte. Dies war das erste Mißlingen von Elisabeth's Plänen, bald folgte diesem, eine nie von ihr nur beargwohnte Demüthigung. Am Hofe wurde eine junge Dame vorgestellt, strahlend von Juwelen, noch reizender durch die frischeste Jugendblüthe. Wie ward ihr als der Name der Herzogin v. Hamilton ihr Ohr berührte, und bald darauf bei der weiteren Präsentation, sie ihr auch zugeführt wurde. Noch mehr steigerte sich die namenlos unbehagliche Empfindung ihrer Seele, als die neue Erscheinung aller Augen auf sich zog; ja der König selbst in Lobeserhebungen ausbrach, und ihr versicherte nie etwas Schöneres gesehen zu haben. „Es mahnt mich an Sie; Frau Herzogin“ fuhr er fort, „als sie zuerst vor manchem Jahr der Prinzessin v. Wales vorgeführt wurden. Damals senkten sie auch, die jetzt so kühn fordernden Augen unter den langen Wimpern, und das zierliche Köpfschen suchte eben so bescheiden den Boden, als es jetzt sich stolz auf dem schlanken Halse dreht; nicht schöne Herzogin ich habe Recht?“ Als nun der Herzog v. Hamilton kalt aber höflich seine ehemalige Braut begrüßte, verrieth auch nicht das kleinste Senken seiner stolzen Augen, eine Erinnerung an ehemals, sondern nur die Blicke auf seine holde Gattin gewendet, die eben eine Wendung des Tanzes an ihm vorüber führte, schien er nur für diese zu athmen. Als sie sich darauf zärtlich an seinen Arm hing, und sie das Geflüster der innigsten Neigung hörte, zu ihrem Ohr die Stimme der Bewunderung drang, nicht für sie, nein für jene Fremde, da faßte ein plötzliches

Weh' ihr Herz. Sie betrachtete das schöne Paar, sah dann auf ihren nicht fern stehenden, ältlichen Gemahl, und unter dem Vorwande eines heftigen Kopfwehs, verließ sie sogleich den Ball. Der giftigste Neid erfaßte sie, als überall nur der Name der reizenden Lady Hamilton ihr entgegen tönte, und nur um diesem zu entgehn, verließ sie London weit eher als es die Jahreszeit erlaubte, und bezog ihren Landsitz Kingston-parc. Eingeladen von einer Verwandten auf mehrere Tage, dort in der Nähe, beschloß sie diesen Besuch in Abwesenheit ihres Gemahls abzumachen, da die Pflichten der Wirthin sie dann mehr an ihr Haus fesselten. Nichts ahnend kam sie dort an, und fand Diejenigen die sie in London geflohn, auf mehrere Wochen als Gäste dort. Hier auf dem Lande, wo weit mehr Freiheit herrschte, sah sie auch viel bestimmter das Glück und die Zärtlichkeit der Neuvermählten. Wie ward ihr, als sie eines Tages zufällig in den tiefen Schatten einer Laube verborgen, folgendes Gespräch der Beiden vorbei Wandelnden, erlauschte. Die Herzegin befragte ihren Gemahl neckend, ob er sie denn auch wirklich mehr liebe als seine erste Braut? — „Nenne das nicht mit diesem heiligen Namen sondern schelt es Wahnsinn,“ versetzte der Herzog. — „Nur seit ich Dich mein nenne, kenne ich die schöne Bedeutung dieses Wortes. — Gott bewahrte mich gnädig vor der schönen Schlange.“ „Ja wohl sie ist schön, sehr schön!“ sagte die Lady. „Für mich nicht mehr;“ entgegnete ihr Gatte; „Sie hat den schönen Schmelz verloren, der Euch so feenhaft umgiebt; Bescheidenheit und Sittsamkeit.

Für einige Stunden wenigstens, war jeder Genuß der stolzen Elisabeth vergiftet, und zum erstenmale füllten Reuethränen die schönen Augen. Sie konnte den Herzog nicht wieder sehn, noch weniger war es ihr möglich Zeuge der Glückseligkeit dieses Paares zu sein. Ohne weiterer Entschuldigung als nur einen plötzlichen Befehl ihres Gemahls vorgebend, verließ sie sogleich den Landsitz, und kehrte nach London zurück; fand auch bald in den dortigen Zerstreungen, in den Huldigungen, die sie nun mit keiner gehassten Lady Hamilton theilte, ihr eitles Herz getröstet.

Fünf Jahre waren so verfloßen, als ihr Gemahl der Herzog v. Kingston starb, und sie mit Hintansetzung eines Neffen zur alleinigen Erbin seiner unermeslich großen Güter zurück ließ. Jedoch mit der Einschränkung daß nach ihrem Tode, sämtliche Besitzungen einem sehr weitläufigen Namensvetter anheim fielen. Da das öftere Erscheinen ihrer Nebenbuhlerin am Hofe, die öffentliche Bewunderung dieser, wie die fortdauernde häusliche Glückseligkeit derselben, ihr London, ja, ganz England verhaßt machten, beschloß sie das Festland zu besuchen, und dort mit ihren Reizen und Schätzen zu verblenden. Kaum in Rom angekommen, erfuhr sie daß der übergangene Neffe, das Testament angreifen wolle. Er beschuldigte sie der Bigamie, behauptete sie sei nicht gerichtlich geschieden, der Spruch habe keine Kraft, denn er werde gültige Zeugen ihrer ersten Verheirathung aufstellen, und auch Beweise, daß nur durch Bestechungen ihre erste Ehe als ungültig erklärt worden sei. Mit der

größten Eil kehrte sie sogleich nach London zurück, und fuhr unmittelbar bei ihrem Geschäftsführer Jenkins vor; der ihr mit Achselzucken versicherte, die Sache stehe sehr schlimm. Sie hatte bedeutende Gründe zu argwohnen, daß dieser Mensch mit dem Neffen in verrätherischen Verbindungen stehe, und treulos gegen sie handle. Sie forderte also jetzt ohne weiteres die Rückgabe aller ihrer Papiere, deren Verzeichniß sie bei sich führte. Da er nach Ausflüchten suchte schloß sie kalt und ruhig das Zimmer ab, und zwang den erschrocknen Advocaten, mit vorgehaltener Pistole und gespanntem Hahn, zur Auslieferung sämtlicher ihm anvertrauten Papiere. Eben so schnell kehrte sie nach Calais zurück, besprach sich dort mit dem Grafen Mansfield, der, nachdem sie ihm versichert, wie jede Spur ihrer früheren Verheirathung aus den öffentlichen Acten vertilgt sei, ihr den Rath gab, den Proceß muthig durchzuführen. Ehe noch die Gegenpartei ihre Gegenwart ahnen konnte, befand sie sich in London, und übergab ihre Bertheidigung einem der geschicktesten Advocaten Londons. Der Herzog v. Newcastle — Lord Mont Stuart — und Lord Glover, gehörten zu ihren entschiedensten Anhängern, und so sah sie ziemlich ruhig einer glücklichen Entscheidung entgegen.

Den 15. April 1776 begann dieser merkwürdige Proceß, an welchem ganz London den lebhaftesten Antheil nahm. Da die Herzogin Wittwe eines Pairs war, mußte der Proceß vor dem Oberparlamente geführt werden. Alle Pairs von England waren darin Richter unter dem Vorsitz eines Lord Stewards, den des Königs Gnade ei-

gens zu diesem Entzwecke ernannt hatte, dessen vielbedeutende Würde aber sich auch mit diesem Proceß endigte. Der Schauplaß dieser verhängnißvollen Entscheidung war in Westminsterhall, dessen außerordentliche Größe dennoch die zahllosen Zuschauer nicht zu fassen vermochte. Fünf Tage dauerte die Entscheidung; am letzten, wo man den Spruch ohnfehlbar erwartete, erschien die Herzogin in tiefer Trauer. Es war als ob sie durch ihren Anblick allein jede Stimme für sich bewaffnen wollte, so schön war sie wiederum, als sie mit gesenktem Auge, ohne allen Schmuck, wie es schien leise hebend, und doch in edler Würde, den endlichen Ausspruch erwartete. Ganz so gefaßt war sie nicht, als fremde Augen sie gewahrten, ein nicht zu bekämpfendes Gefühl innerer Angst raubte ihr fast den Athem, und mit tödtlichem Herzklopfen hörte sie die schweren Thüren in ihren Angeln klirren, und das dumpfe Rauschen, mit welchem die Richter ihre Plätze einnahmen. Ein tiefes lautloses Schweigen herrschte durch die weite Halle, man hörte deutlicher das einformige Picken des Todtenwurms. Aus Elisabeth's schon gebleichten Wangen war alle Farbe gewichen, sie glich einem athmenden Marmorbilde. Jetzt stand der Oberrichter auf, jetzt ward das Blatt entfaltet, es klang wie Todeswehen, und jetzt erklang langsam und deutlich das nachfolgende Urtheil. „Es wird der Spruch, welcher Elisabeth Tudleigh's Ehe mit Sir Herven, nachmaligem Grafen Bristol, aufhob, als falsch, durch Bestechungen erzwungen, erklärt, sie bleibt in ihrer vollen Kraft, und ist anwesende Elisabeth der Bigamie schuldig, und verfällt

der Strafe mit einem glühenden Eisen in die Hand gebrannt zu werden. Da jedoch das Testament unabhängig von dieser Lage der Dinge ist, bleibt es in seiner vollen Kraft." —

Den Nachsatz hörte Elisabeth nicht mehr, eine tiefe Ohnmacht entzog sie glücklicherweise für einige Momente der furchtbaren Mahnung des Schicksals, welches ihr drohte. Sie ward sogleich hinweggetragen, und zwar auf höheren ausdrücklichen Befehl nach ihrem Hotel, nicht nach dem Gefängniß. Kaum war sie aus der Halle entfernt worden, so erhob der Herzog v. Hamilton, wider Willen als Pair ihr gezwungener Richter, die Stimme, und führte ein Privilegium an, welches den Adel durchaus von dieser schimpflichen Strafe ausnahm. „Ich will gar nicht ihr Recht als Pairin anführen, weil man sie hier nicht als Gemahlin des Herzogs anerkennen will,“ rief er lebhaft aus, „aber schon als Tochter des Obristen Cudleigh, als Hofdame unserer allergnädigsten Prinzessin kann sie nie dieser Strafe anheim fallen.“ Der Streit ward in der Halle selbst mit lebhafter Erbitterung von beiden Advocaten geführt, aber endlich siegten Elisabeth's gutes Glück und des Herzogs kraftvolle Reden; die selbst vom Throne herab mächtig unterstützt wurden. Sie ward von der entehrenden Strafe freigesprochen, aber diese in ewige Verbannung verwandelt.

Während dies im Gericht verhandelt wurde, lag Elisabeth mehrere Wochen in der Raserei eines hitzigen Fiebers, welches glücklich für sie, durchaus sie der Erinnerung an das was geschehen beraubte. Mit den ersten

Lichtblicken stand auch alles wieder in seiner furchtbaren Gewißheit da; und man mußte alles tödtende aus ihrer Nähe entfernen, da sie mehrere Versuche machte, durch freiwilligen Tod der Schande zu entgehn. In einem Augenblick, wo sie ruhiger war, händigte ihr der Arzt einen Brief des Herzogs v. Hamilton geheimnißvoll ein. Sie schauderte als sie die Züge wieder erkannte, mit denen sie einst ein so frevelhaftes Spiel trieb; und konnte sich nicht entschließen ihn zu öffnen. „Nein“ sagte sie mit schwacher Stimme, „er enthält nur die Bestätigung des Gräßlichen, vielleicht ist er menschlich genug, und will mich schonend vorbereiten, daß man kommt mich von hier in's Gefängniß zu werfen, — „oder“ — setzte sie fast schreiend, mit wilder Hast hinzu, „er will seine Rache fühlen, zeigt mir das geröthete Eisen — Doctor aus Barmherzigkeit Gift — lassen Sie mich sterben.“ „Ruhe! Ruhe,“ rief der Arzt, und flüsterte ihr dann leise zu, indem er der wartenden Dienerin gebot, etwas aus dem Nebenzimmer zu holen. „Lesen sie nur, Sie sind gerettet, nur keine äußeren Zeichen der Freude, Vorsicht, Verschwiegenheit und Thatkraft, das ist was Sie jetzt brauchen, lesen Sie, ich wache indessen, daß Niemand naht.“ Ein matter unbeschreiblich dankbarer Blick fiel auf den leise sich entfernenden Arzt, und immer noch zitternd wagte sie endlich das Blatt zu öffnen; es enthielt nur wenige Worte, sie waren aber ein heilender Balsam für Elisabeth's Seelenwunden.

„Sie sind freigesprochen von allem Entsetzlichen, Mylady. — Ihr Geschäftsführer wird Ew. Herrlichkeit das

weitere anzeigen, wie auch daß sie binnen 2 Monaten England auf immer verlassen müssen. Wenn der Rath eines Mannes, dem einst Miß Cudleigh als schußlose Waise ein so lebhaftes Interesse einflößte, jetzt etwas bei der Herzogin von Kingston vermag, so folgen sie ihm, und verlassen Sie diese Insel noch früher, denn der abgewiesene Neffe, vereint mit dem eigentlichen Erben, suchen Ihrer habhaft zu werden, um durch Ihren Tod eher in den Besitz der zu erwartenden Güter zu gelangen. Wenigstens London meiden Sie sobald als möglich, wenn auch Ihre Gesundheit Ihnen noch einen Aufenthalt in der Provinz gebietet. — Möge Ihr neues Vaterland die Wunden heilen, die England Ihnen schlug; Gott mit Ihnen!"

William Herzog v. Hamilton.

Sobald sie nur das Bett verlassen konnte, ließ die Herzogin die eiligsten Anstalten zu ihrer Flucht treffen. Da sie sich noch zu schwach fühlte das Meer zu überschiffen, beschloß sie in Devonshire, in ihrem Waterhause eine kleine Rast zu machen. In einer stürmischen Nacht kam sie dasselbst an, die Castelanin empfing ihre junge Herrin unter den demüthigsten Verneigungen, und da auf ihr Befragen, welches Zimmer die Lady zu bewohnen wünschte, diese ausrief, „welches es sei,“ glaubte sie Dieselbe höchlichst dadurch zu erfreun, daß sie sie in ihr ehemaliges eigenes Gemach führte. Welche Empfindungen durchströmten Elisabeth, als sie nun beim hellen Kaminfeuer und Kerzenschein erkannte wo sie war. Noch hing über dem kleinen Spiegel, zwar beinah in Staub zerfallen, aber doch noch an leich-

ten Fäden flatternd, ein Kranz, den scherzend Herven einst um ihren Strohhut geschlungen. Die Wände waren mit Zeichnungen von ihrer Hand geschmückt; leicht verhüllt hing eine über ihrem Arbeitstischchen. Wohl wußte sie, daß es eine kleine Scizze barg, die Herven einst leicht hingeworfen, und den Ort darstellte, wo er sie zuerst erblickt. Ueber die fast ganz entsaitete Harfe hing leicht hingeworfen ihr Shawl, wie sie ihn oft hastig hin geschleudert, wenn sie zu lange in Wald und Flur gesäumt hatte, und der Vater sie erwartete; und das Bild dieses theuren zärtlich geliebten Vaters, da hing es über dem Sopha, und schien sie strafend, drohend anzublicken. Ihr eigenes Conterfei, im flatternden Kleide, eine Rose im Haar und vor der jugendlichen Brust, welches darunter hing, wagte sie gar nicht anzuschauen. Die alte Castellanin, als sie die scheu umhergeworfnen Blicke ihrer Gebieterin bemerkte, entschuldigte sich, daß alles noch so wie ehemals sei, aber die junge Lady habe ihr beim Abschiede untersagt das Geringste anzurühren. Elisabeth unfähig zu reden winkte ihr, sie allein zu lassen, und, nun einsam, ergoß endlich sich das gepreßte Herz in heißen Thränen. Auf einmal trat sie, sich gewaltsam aufreißend, vor ihr eignes Bild, wo ihr Vater einst scherzend die Worte darunter geschrieben, „die kleine wilde Rose von Devon“ und nun staunte sie selbst über die Lieblichkeit des Bildes. Furchtsam richtete sie die Augen auf den gegenüber hängenden Spiegel, wo ihre schönen und edlen, aber geisterhaften Züge, von Boy und schwarzem Flor umgeben, ihr entgegenstarrten. „Ehemals und Jetzt,“ rief sie, indem

sie ihr Gesicht in beide Hände verbarg. „Hier kann ich nicht länger weilen.“ Rasch flog sie zur Klingel. „Ein andres Zimmer,“ herrschte sie der Castelanin zu; „Oben in den Fremdenstuben, ich bleibe so lange bei Euch, gute Frau,“ und so eilte sie, wie von Furien des Gewissens verfolgt, den Gang hinab. Nachdem sie einige Tage in der tiefsten Verborgenheit hier zugebracht, ohne daß ihr Fuß wagte die unteren Gemächer zu betreten, eilte sie fort, ihre neue Heimath zu gewinnen, hoffend dort vielleicht den Frieden ihrer Seele wieder zu finden. Sie entkam glücklich den Nachstellungen ihrer Feinde, aber nicht dem Verfolger in ihrer eignen Brust. Nie kehrte sie nach England zurück, ja, sie vermied geflissentlich jede Erinnerung daran, je mehr ihr Herz vor Sehnsucht nach dem geliebten Vaterlande pochte, um so mehr schien sie öffentlich letzteres zu verabscheun. Da ihr großer Reichthum erlaubte, jeder Laune zu fröhnen, so lebte sie mit dem äußersten Aufwand, der so weit ging, daß sie mehreremale die Kaiserin von Rußland bewirthete. Sie schloß keine Verbindung wieder, so sehr auch die reiche schöne Frau mit Anträgen verfolgt ward. Endlich ließ sie sich, des immerwährenden Umherschweifens müde, in Paris nieder, und genoß mit einer Art rastloser Unruhe alle Vergnügungen, die diese Metropole der eleganten Welt darbot. Auch in Calais hatte sie ein großes prächtiges Haus. Nie sah sie Engländer, aber von ihrem Fenster aus war es eine ihr ganz eigne Beschäftigung, durch ein Fernrohr das Paquetboot zu beobachten. — Mit der Schwalbe eilte sie dahin; und nur erst, wenn die Winde zu stürmisch wehten,

kehrte sie nach der Hauptstadt zurück, es war als ob die Lüfte ihr von dem heimathlichen Strand so näher wären, und auf ihren Schwingen nur die heiteren Bilder der Jugendzeit zurückbrächten. Als sie eines Tages so beschäftigt, die Passagiere sorgsam beachtete, sah sie einen Herrn und eine Dame, deren Gestalten ihre Aufmerksamkeit auf sich zogen; sie blickte noch einmal und scharfer hin, und glaubte den Herzog v. Hamilton mit seiner Gemahlin zu erkennen. Sie fuhr, als habe ein Gespenst sie verscheucht, sogleich vom Fenster zurück, und nachdem sie durch Nachforschungen erfahren, sie habe sich nicht geirrt, verließ sie Calais sogleich, und kehrte nie wieder dahin zurück. Doch wie sie sich auch betäubte, die Erinnerung ihrer Verurtheilung, ihrer Verbannung, das Ehemals in Devonshire zu vergessen, so nagte doch dies, wie die Großmuth des Herzogs, an dem Kern ihres Lebens. Sie ließ sich kurz vor ihrem Tode, von dem berühmtesten Künstler in Paris malen; von so viel Schmuck und Pracht umgeben als sie nur ersinnen konnte. — Das Bild prangte mit der Unterschrift; Elisabeth Herzogin von Kingston, und war mit einem prachtvollen goldnen Rahmen umgeben. Sie sandte es nach Devonshire ab, zum kleinen Landsitz, mit dem Befehl, es ihrem kleinen Bilde dort gegenüber zu hängen. Unter beide Bilder ließ sie eine kleine goldne Tafel hängen mit den Worten: — Ehemals! — Jetzt! — Sie starb zu Paris, noch jung, viel beneidet, wenig geachtet, und niemals mehr glücklich! —



Die Pagode.

Phantasiebild von Bromäus von Miltig.

An einem Abende heiteren Beisammensein's mehrerer Freunde, wo jene milde Critik geübt ward, die zwar keine Schwäche des Freundes übersieht, ja sie auch wohl in ein höchst komisches Licht zu setzen weiß, wo aber immer das Grundprincip der Herzlichkeit und Liebe vorherrscht, so daß selbst der schärfste Witz nicht ohne Beimischung von Wohlwollen ist, ward auch die häusliche Einrichtung des Dichters Klarenberg nicht unberührt gelassen. „Wer sein Zimmer nicht gesehen hat“ — unterbrach Adolf die Sprechenden — „glaubt nicht an den tollen Aufputz darin. Stellt Euch einen großen Schreibtisch vor, der mit Büchern überbaut, ganz vernünftig ausfähe, wenn nur nicht an mehreren vergoldeten Nägeln, die wahrlich nicht zu diesem Zwecke bestimmt sind, hier eine Schnur ganz werthloser Glasperlen, dort eine ausgebalgte Spizmaus hinge. Unter einer zierlichen Blende steht eine allerliebste kleine Alabasterstatue der Venus, die Klarenberg aus Neapel holte, allein kaum will man sich über die herrlichen Formen freuen, so wird man gewahr, daß der schönste Theil

des schönen Körpers durch die ausgespannten Flügel einer Fledermaus verdeckt wird, welche widerwärtige Bestie unser Freund von seinem vorjährigen Sommeraufenthalte zurückbrachte. Daneben steht die Hofrangordnung—denn unser Freund ist ja, wie Ihr wißt, am Hofe angestellt — aber auch dieses wichtige Actenstück wird von ein Paar gewaltigen Hörnern überragt, die einem Rehbockschädel angehören, den der rüstige Jäger als Siegestrophäe von der Jagd mitbrachte. Auf dem Schranke gegenüber ragt zwischen den Foliobänden von Du Cange Glossarium, Ziegler's historischem Bildersaal und Rürner's Turnierbuch, eine gewaltige Fahne von Flittergold hervor, die bei jedem Tritt ihr wisperndes Geräusch erhebt. Der unzähligen Perlmutterstückchen, Erz- und Crystallstufen, der Pfauen- und Fasanfedern, der Adlersklauen und tausend andrer Raritäten nicht zu gedenken. Auf dem Pianoforte — doch genug der Beschreibung dieses Quodlibets. Klarenberg ist glücklich, daß kein weiblicher Fuß sein Heiligthum betritt. Himmel! wie würde eine solche ordnungsliebende Seele fegen, putzen, abstäuben und so manchen Gegenstand ohne weiteres zum Fenster hinauspediren. Ich bitte Euch, wie sollte auch ein zärtliches Beisammensitzen auf dem Sopha möglich sein? Kaum zieht er die Geliebte sanft zu sich nieder, so springt sie wieder empor, denn sie hat sich unsanft auf einen Rappierkorb und ein Paar Panzerärmel niedergelassen. Kaum ist das Hinderniß beseitigt und die Schöne beruhigt, so fährt hinter ihnen das Folioexemplar von Faust's Höllenzwang, Basler Ausgabe, vom Rande des Sopha's herab

und ihr in den Rücken. Erschrocken springt sie auf, will sich an das Tischchen das vor ihr steht halten, aber ein lauter Schrei entfährt ihren Lippen, denn ihre warme Hand ruht, — auf einem wohl conservirten kalten Frosch und zugleich schlüpft unter dem umgeworfnen mit Marly bezognen Blumenscherben blitzschnell eine allerliebste grüne Eidechse hervor und über die weißen Finger der Geliebten hin. Zugleich wackelt eine Pagode mit langen Ohren, dickem Bauche und scheelem chinesischem Gesichte, noch dazu auf das Impertinentste die Zunge herausstreckend. Das Schäferstündchen oder der Moment der Erklärung ist natürlich vorüber, denn welches Mädchen in der Welt, könnte unter solchen Umständen und Umgebungen zärtlich bleiben, wenn sie nicht etwa selbst aussieht wie die Hexe in Kesschen's Umrissen zum Faust, und Liebhaberin von den dort aufgestellten Curiositäten ist." Ein lautes Gelächter der versammelten Freunde stimmte in Adolf's Schilderung ein. Als es sich gelegt hatte, nahm Klarenberg das Wort. „Freund Adolf hat Euch ebenso heiter als witzig auf meine Kosten unterhalten. Er muß gestehen, daß ich ihm einen vortheilhaften Zummelplatz eingeräumt habe und ich bekenne, daß er nur wenig übertrieben hat. Ja, ich leugne es nicht, mein Wohnzimmer mit seinem Aufpuge ist sonderbar genug, ja, wohl gar phantastisch zu nennen. Auch weiß ich mich sehr gut zu erinnern, daß mancher angesehenene Fremde, mancher würdige Geschäftsmann die irgend eine Etiquettenangelegenheit am Hofe zu mir führte, höchst verwunderte Blicke auf meine Einrichtung fallen ließen und sich eines ironischen, obgleich schnell unterdrückten Lächeln's

nicht erwehren konnten. „Der Mensch ist ein Narr,“ mochten die verehrten Männer bei sich denken, und ich könnte es dem dicken Deputirten des Wohlthätigkeitsvereins nicht übel nehmen, wenn er gewaltig gegen mich los zöge, weil er sich neulich so unsanft auf das schöne Exemplar des Stachelrochen's niedersezte, den ich vom Sopha wegzunehmen vergessen hatte. Indessen er bezwang den kleinen Schmerz, kniff den Mund fest zusammen und öffnete ihn nur wieder zu der ironischen Frage: „Erw. — sind Liebhaber von Curiositäten, wie ich an der Kinderfahne von Flittergold dort oben abnehmen kann. Sehen Sie einmal! Ein recht unschuldiges Vergnügen. Dem Striezelmarkt sollte ich denken, müßte Erw. — alljährlich recht schöne Beiträge liefern können!“ Ich hörte wohl aus dieser spizigen Rede, daß der Arme die Spitzen meines Stachelrochen's und sein zerrissenes Atlasbeinkleid noch nicht verschmerzt hatte. Allein ich verschmerzte den Stich und erwiderte sehr ernst, leider seien diese Beiträge keinesweges so häufig, als man glauben solle. Kinder gäbe es bekanntlich in unsrer überausglücklichen Zeit so wenig mehr als fliegende Drachen, Greiffe, Einhörner u. d. gl. Der cosmopolitische Geist unserer Weltmenschen von zwölf Jahren verdränge die Fabrication der Spielsachen, so wie die Brotwissenschaften die Phantasie immer mehr und mehr und — ich fügte es mit einem Seufzer hinzu, der mir aus tiefsten Herzen kam, mit dem religiösen Glauben hat sich auch der Glaube an Poesie und alle Wunder der Unschuldswelt verloren. Sie finden auf dem ganzen Weihnachtsmarkt weder einen wächsernen Engel mit Goldflü-

geln, der auf einem seidnen Bande die Worte: „Gott in der Höh' sei Ehr',“ in den ausgebreiteten Armen hielt, noch einen rechtschaffnen Knecht Rupprecht, obgleich ich einen solchen gern mit einem Louisd'or bezahlt hätte!“ — „Mit einem Luis“ — der Deputirte war bei diesen Worten in die Höhe gefahren, und starrte mich wie einen Wahnsinnigen an. Unwillkührlich griff er sich an die Stirn, ich weiß nicht ob für sein oder mein Gehirn fürchtend, und empfahl sich. So die Welt. — Allein Ihr, meine Freunde, seid viel zu vernünftig, um solchem Urtheile beizutreten, und Ihr werdet mir gern glauben, wenn ich Euch versichere daß jene ausgestopften Fledermäuse und Thierbälge, jene bunten Glasstückchen und Perlmuscheln, jene Erz- und Crystallstufen, jene Pfauenfedern und Adlersklauen für mich die Schlüssel zum Reiche der Phantasie, ein vollständiges dichterisches Ideenmagazin, eine Art von Tonleiter des Poetischen sind. Ihr selbst sowohl als das nicht minder gütige Publicum habt mich oft für einen Dichter erklärt. Nun seht, meine gelungensten Lieder hole ich mir, wenn ich in meinem Zimmer auf und abgehend, den Blick auf jene Gegenstände richte und mich bald gespenstisch-nächtigen Schauern, bald sonnigglänzenden Bildern, die das Farbenspiel des Crystall's oder der Fasurschmelz der Pfauenfedern mir erweckt, hingebe.“

„Recht gut“ — unterbrach Sever den Freund — „wenn auch etwas wunderbarlich. Allein welche Schauer oder welche glänzenden Farbenspiele kann jene widrige, tölpelhaft aussehende Pagode Dir hervorrufen?“

„Was diese betrifft“ — entgegnete Klarenberg — „so

ist sie ein Geschenk eines geistreichen hohen Gönners, der meine Eigenthümlichkeit nicht gleich verwerfend, weil sie nicht die seinige, sie mir verehrt hat. Indessen kann ich Euch betheuern, daß ich ihres gleichen schon sehr oft in der allervornehmsten Gesellschaft, wenn auch nicht in dem Costüm und mit so stark ausgeprägter Nationalphysiognomie, begegnet habe.“

„Ei, ei, Du wirst gewaltig stechend,“ — bemerkte Adolf.

„Nein wahrlich“ — entgegnete Klarenberg — „unzähligemal habe ich bei meinen künstlerischen Leistungen, einem ebenso geistlosen Lächeln begegnet. Unzähligemal hat uns auf eine etwas ungewöhnliche Artrede, das geistlose Gesicht einer Eleganten mit stummem Kopfnicken und breitgezognem Munde, dem widrigen Vorboten eines halb satyrischen, halb dummen Lächeln, wie meine Pagode stumm geantwortet, so daß ich zwar nicht, o Brutus, aber wohl o Brute, hätte ausrufen mögen.“ „Und“ — fuhr der Dichter sich ereifernd fort — „wenn auch jene Schäferstunde von der vorhin Adolf scherzend sprach, bei mir nie statt finden kann, so schwöre ich Euch doch, daß ich meiner versprochenen Braut ihren Ring und ihr Jawort wieder zurückgebe, wenn sie mein Zimmer betretend für meine arme Pagode und alle meine Herrlichkeiten, nur jenes dumme breite Lächeln hätte.“ —

„Dho“ — lachte Adolf den Kopf schüttelnd.

„Zum Glück“ — meinte Sever — „wird seine Braut nicht eher auf sein Zimmer kommen als bis sie seine Frau ist, und dann wird sie's wohl verstehen, den Kampf mit

dem porzellanenen Ungeheuer aufzunehmen und den Sieg auf ihre Seite zu lenken.“

„Wohlan denn, ich schwöre“ — rief der erhigte Künstler.

„St. — st!“ — scholl es einstimmig von der Freunde Munde. „Keine tollen Schwüre“ — warnte Sever. „Zeig' uns lieber Deine famöse chinesische Schönheit, damit wir auch ein Urheil haben können.“

„Sie steht drüben bei meiner Schwägerin im Gesellschaftszimmer wo diese sie sich zur Parade auf ihre Etagerè mühsam von mir erbeten hat. Allein ihr Dienst muß nun vorüber sein; ich springe hinüber und hole sie Euch. Auch soll sie mir nicht die Nacht da drüben zubringen, sondern wieder zu ihren Penaten zurückkehren!“ — Er sprang fort.

„Wißt Ihr wohl Freunde“ — nahm Sever das Wort — „daß es die höchste Zeit war, unsern Klarenberg von einem tollen Schwur abzuhalten — ich habe eine Freiwerbung für ihn in der Tasche!“

„Nicht möglich!“ riefen Alle.

„Wie ich Euch sage. Aber so hold, so lieb das Mädchen auch ist, so gestehe ich, bei dem wunderlichen Eigenthümlichkeiten unsers Freundes, wenig Hoffnung für mein Geschäft zu haben. Johanna ist, wie ich sage, reizend, voll Geist, voll Verstand, allein sie ist in großer Welt aufgewachsen und wenn auch immer nur mit dem verständigsten, liebenswürdigsten Theil verkehrend, doch nicht für ein Stilleben, und zumal solch' ein wunderliches erzogen.“

Sie hat Wiß und ist nicht abgeneigt ihn zu zeigen. Eine treue Beschreibung von Klarenberg's Zimmer könnte sie leicht zum Lachen bringen. Dagegen dürfte nur ein solches Lachen oder ein Wißwort Klarenberg zu Ohren kommen, um ihn eher zu einer Verbindung mit der alten Hecate als mit Johanna zu vermögen. Auf der andern Seite liegt mir die Verbindung am Herzen, theils weil es der Wunsch von Klarenberg's Eltern war, theils auch weil Johanna doch gerade viel von dem hat, was unser Freund an dem Mädchen sucht, was ihn fesseln soll, Sinn für Kunst, ausgezeichnete Fertigkeit in mancher Art derselben. Aber still, er kommt zurück. Laßt sehen wie weit er in seiner Künstlerlaune geht und ob er uns wird zwingen wollen, sein Ungeheuer schön zu finden."

Sever hatte kaum ausgesprochen, so trat der Freund in's Zimmer, einen mit einem Tuche verschleierten Gegenstand sorgsam im Arme haltend. „Hier“ — sagte er, die Bürde leise auf den Tisch niederlegend, „habt Ihr meine arme kleine Chineserin, der ich nicht gar zu arg mitzuspielen bitte.“ Man zog ungeduldig das Tuch ab. Da kauerte die Kleine mit untergeschlagenen Knieen, ihren Hängeohren, ihrem ungeheuren Mund und ihren mongolisch geschlizten Augen. Sever stieß sie an und nun bewegten sich ihre weißen schön geformten Hände langsam im abwechselnden Gange, zugleich wackelte der Kopf vor- und rückwärts wie bei einem alten Mütterchen und dazu steckte sie bei jeder Bewegung das rothe Züngelchen weit über die gewaltigen beiden Zahnreihen heraus. „Pfui“ — schrie der Chor der Freunde einmüthig — „welche

abscheuliche Carricatur des weiblichen Reizes, welche widrige Nachäffung des Lebens in der automatischen Beweglichkeit des Kopfes und der Zunge. Weg damit! So was kann nur in China, kann nur Chinesen gefallen!"

„Gemach, gemach,“ begütigte Klarenberg und bat sich zu erinnern, daß er ja nicht Bewunderung verlangt, sondern im Gegentheil Nachsicht und Schonung für die Fremde erbeten hätte. Da die Freunde aber einmal so sehr am Neußern hingen, so bäte er zuvörderst das geschmackvolle, und doch reiche Costüme, das feine weiße Unterkleid mit goldnem Regmuster und den dreifachen reichgefalteten, ebenfalls breit mit Goldspitze bordirten Hemdkragen, dann das rosenfarb ausgeschlagne ebenfalls mit Goldstickerei eingefasste Oberkleid zu betrachten, das auf milchweißem Grunde einen ganzen chinesischen Frühling darbiete. Hier prange die phantastische Purpurrose mit goldner Füllung, hier die blaue Nelke mit dem Silberkelch, hier das Veilchen mit morgenröthlichen Blättern. Lauter Blumen, die das dürre practische Europa gar nicht, und selbst das Wunderland China nicht alle kennt. Die weißen Aermel, und die weißen orientalischen Beinkleider, sind mit dem schönsten Blasgrün breit aufgeschlagen. Blau und goldne Zwickel schmückten die weißen Seidenstrümpfe, so wie ein breiter ebenfalls blauer goldverbrämter Gürtel unter der üppigen Brust hinläuft. Feuerfarbne Pantoffeln mit gelben Absätzen zieren die kleinen Füße. Auf diese, so wie auf die feingeformten Händchen mache ich Euch gar nicht aufmerksam, allein der prächtige, zum Zerblasen feine

Leint des Gesichtchens wird Euch nicht entgehn, so wenig als, wenn Ihr Euch das Gesicht ernsthaft denkt, ein gewisser Zug stiller Melancholie aus den hellbraunen Neuglein. —

„Haha ha,“ pläzte Adolf heraus. „Nein ist's nicht zum Tollwerden wie der Mensch in verliebten Diminutiven von der thönernen Bestie spricht. Willst Du uns nicht auch die allerliebsten Dehrchen, die bei dem stärksten Hühnerhunde für ein fast zu reiches Behänge gelten würden, als eine Schönheit anempfehlen, oder die allerliebsten elfenbeinernen Fangzähnen, die in der Natur einen halben Zoll lang sein müssen, und einen in das allerliebste kleine Mäulchen wie in einen aufgesperrten Haifischrachen hinabblicken lassen? Geh mit Deinem porcellänenen Monstrum und danke Gott, daß die häßlichste Europäerin noch eine Venus Anadyomene gegen die schönste Chineserin ist!“

„Das lasse ich wohl bleiben“ — rief Klarenberg entrüstet — „und ich müßte lange unter meinen Landsmänninnen suchen.“ —

Sever schlug mit dem hölzernen Löffel an die cry-
stallne Punschschaale, die vor ihm stand, um die Unterhal-
tung von der Richtung, die er befürchtete, abzulenken.
„Gebt mir Eure Gläser und bringt mit mir unserm
Freunde das alte wahre Wort als Trinkspruch zu:
„non è bello quel' ch' è bello, ma è bello quel' che piace.
„Bravo!“ riefen alle, Klarenberg mit einstimmend.
Er setzte nun seine Pagode bei Seite, der Becher kreiste
fröhlich und die Unterhaltung flog schillernd wie ein

Schmetterling von Blume zu Blume, so zwischen Kunst, Liebe, Wahrheit und Dichtung umher. Die Freunde trennten sich spät und Klarenberg warf sich von den wunderlichsten Phantasiegebilden wie geblendet, in die Ecke des Sopha's, um sich dem Ideenstrome desto ungestörter hinzugeben.

Er wußte nicht, wie lang er so gelegen haben mochte, als ihn ein leises Seufzen und Schluchzen, das wie der Laut der kleinen silbernen Glocke, die vor ihm stand, tönte aus seiner Versunkenheit empor rief. Er lauschte — das Seufzen erklang immer deutlicher — gleichwohl war keine menschliches Wesen im Zimmer zu sehen. Er horchte schärfer hin, — da — wahrhaftig es war keine Täuschung — es war die Chineserin, die so beweglich seufzte. Je länger Klarenberg hin sah, je mehr wuchs seine Verwunderung, denn nun sah er deutlich, daß die zinnoberrothen Lippen der Kleinen, wie vor Schmerz zuckten, und häufige Thränen, den reinsten Perlen gleich, aus ihren Augen fielen. Mit Mühe drängte sich dem vor Ueberraschung Stummen die Frage aus dem Munde hervor: „Warum weinst Du denn, Kleine?“ „Ich weine“ — antwortete ein Stimmchen wie wir es bisweilen am heißen Sommerabend leis und silbern von den kleinsten Grillen hören — „ich weine, weil Du mich, die Dich so lieb hat, den unzarten Bemerkungen und Glossen Deiner Freunde Preis giebst. Weißt Du denn selbst was schön oder nicht schön ist? Ist Dir nicht, wie Euch allen, das schön, was Euch gefällt? In mei-

nem Vaterlande findet man meine langen, weichen Ohren, meine braunen geschlißten Augen, meine kleinen Füße schön. Kann ich dafür, daß Ihr hier einen andern Maasstab für Schönheit habt, als wir? Deine schönsten Landsmänninnen würden in Peking und Canton für sehr häßlich gelten, und unser erhabner Monarch, der Sohn der Sonne, würde es bitter rügen, wenn man ihm eine Europäerin unter seine Frauen einschwärzen wollte. Verdienne ich nun Ungeheuer, Bestie, Monstrum von fremden Männern gescholten zu werden, weil ich, die schöne Chineserin, nicht wie eine schöne Europäerin aussehe? Deine Freunde nennen meine Bewegungen automatisch. Dennoch würdest Du mich unter hundert meiner Landsmänninnen unterscheiden, denn jede kleidet, trägt sich anders, wie es ihr Geschmack ihr eingiebt. Die Tyrannei der Mode kennen wir nicht, und nur die Landes- sitte bestimmt den Schmuck unsrer Kleidungen. Ihr dagegen, Eure Schönen bekommen ihre Gewänder aus der Hauptstadt an der Seine, und nun fragt keine, ob die Form ihrer Gestalt, die Farbe ihrem Gesichte kleide. Nein, alle stecken in derselben Hülle eingeschnürt, alle haben die langen, dünnen Leiber wie die Eintagsfliegen, dieselben ungeheuern Reifenärmel, die auf den magern Armen aussehn wie Fischreusen auf eine Stange gesteckt, alle dieselben Hörner von falschen Haaren auf der Spitze des Scheitels in die Höhe gethürmt. Daher haben sie auch alle wie Duzende von Puppen aus dem Bazar desselben Kaufmanns dieselbe Bewegung, dieselbe Haltung. Man mag sie vorwärts oder rückwärts an-

sehen — alle gleich, alle gleich steif, gleich unbeweglich, gleich ungraziös, jung an Jahren und Gesichtern, alt und steif in Haltung und Gang. Wie würde man in meinem Vaterlande lachen, wenn man so tanzen sehe, wie ich gestern Abend es bei deiner Schwägerin sah. Sind diese nun nicht mit weit größerem Recht Automaten zu nennen, sie deren Anzug nicht bloß, nein deren Gang, Blick, ja selbst ihr Verstand unter dem eisernen Zwang der Mode gefesselt, sich nur einförmig und mechanisch erheben können. Als du neulich in einem Mädchenkreise Deine neueste Dichtung vorlasest und da die Damen so viel von Entzücken und Bezauberung sprachen, Du sie batest, dir die Stellen anzugeben, die ihres Beifalls am meisten würdig gewesen wären — entstand da nicht plötzlich eine allgemeine tiefe Stille und ergab sich nicht auf Dein dringendes wiederholtes Bitten, daß die blonde Luise gar nicht recht aufmerksam habe zuhören können, weil das Sommerlüftchen immer mit ihren künstlichen Haarschleifen, coques genannt, gespielt und ihr ein abscheuliches Ansehn gegeben habe? Gestand nicht Julie, daß sie aus Furcht die Abendluft werde den Krepp aus ihren toupirten Locken ziehen, und diese ihr dann gerade in's Gesicht herunter hängen, nicht eine Sylbe behalten? Und die kleine Thusnelde mußte sie nicht einmal über's andere ihre Thränen trocknen, weil ihre Nachbarin ihr vertraut hatte, ihr Anzug sei, im Vergleich der eben bei der pariser Modistin angekommenen Muster, schon seit sechs Wochen ganz außer dem Schnitt — weshalb sie von der ganzen Vorlesung kein Wort verstanden? Und

endlich die schwarzäugige Heloise, die so aufmerksam zugehört hatte, sagte sie Dir nicht am Ende, es sei doch unverzeihlich, daß Deine Heldin immer mit aufgelöstem Haar auf ihr Lager sinke, was kein wohlgezogenes Mädchen thue, und daß sie über ihr seidnes Gewand unter der Brust einen goldnen Gürtel geschlungen habe, indeß kein vernünftiger Mensch einen goldnen Gürtel trage und die kurzen Taillen schon seit zwanzig Jahren aus der Mode wären? — Wie ward Dir bei diesen Aeußerungen? Waren die holden Geschöpfchen nicht weit mehr Automaten als ich? In China hätte bei einer solchen Vorlesung jedes Mädchen dem Sänger eine blühende Menupherblume zugeworfen und ihm zugleich auswendig die Stanze aus seinem Gedicht recitirt, die ihr am meisten das Herz gerührt. O glaube mir, Freund, wenn Deine Schwägerin wieder ihre jungen Freundinnen in Dein Zimmer führt, um ihnen Deine Kostbarkeiten zu zeigen und sie über Deine arme kleine Chineserin lachen zu lassen, so gieb wohl Acht auf die muntre Schaar. Alle die, welche von den poetischen Spielen der Phantasie, die Dein Zimmer schmücken, leer und gedankenlos den Blick abwenden, um sich über mein Gesicht und meinen Anzug lustig zu machen und ihn abscheulich zu finden, weil er nicht aus dem Magazin der Pariser Modistin kam, o von diesen laß keine Deine Gefährtin durchs Leben werden. Genug nun — und ins künftige, wenn Du mir wohl willst, stelle mich nicht an den critischen Pranger Deiner unzarten Freunde!“

Ein silberheller Klang erscholl, das Licht flammte hoch auf! Klarenberg fuhr empor, ungewiß ob er geträumt habe, oder die merkwürdige Rede im Wachen vernommen. Die Pagode stand auf ihrem gewöhnlichen Plätzchen, freundlich den Kopf und die Zunge bewegend. Er stürmte auf sie los, that tausend Fragen auf einmal. Die Kleine schwieg und als er sie unwillig zurück schob, stand Kopf und Zunge still. „Aberwitziges Ding“ — rief er erzürnt, hob sie hoch empor, um sie gegen den Boden zu zertrümmern, weil sie so ungart ihn an jene mißlungne Vorlesung erinnert hatte — da fielen ihm auf dem Fußgestell Bleistiftszüge in die Augen. Er stuzte und las: „Dem geistreichen Dichter und Kenner acht weiblicher Grazie in Haltung und Tracht im chinesischen Costüme, Preis und Anerkennung seines feinen Geschmacks. Luise, Julie, Thusnelde, Heloise.“ Sonderbar, gerade die Namen, welche ihm die Chineserin genannt, und die sich alle bei ihm durch die kalte Aufnahme eines Dichterwerks, das mit aller Glut der Phantasie verfaßt auch beim Publicum die glänzendste Anerkennung gefunden — bei ihm wenig von Seiten ihres Verstandes und der Wärme ihrer Einbildungskraft empfohlen hatten! Indessen erschien ihm doch die Strafpredigt der kleinen Chineserin, der es gar nicht an einer kleinen Beimischung von asiatischer Eitelkeit fehlte, und die Consequenz, daß die seine Gattin nicht werden solle, der nicht seine Pagode gefalle, so komisch, daß er in ein lautes Gelächter ausbrach. „Traumespoffen, weiter nichts! Wer denkt über-

haupt an's Heurathen! Weg aus dem Kopfe mit dem ganzen Kram, der nur ein Product des heißen Punsch's war." — Dabei hatte es sein Bewenden. Er ließ sich auskleiden, legte sich nieder und schlief so ruhig, als ob weder Chineserin, noch irgend ein ander Mädchen in der Welt gewesen wäre. Wie es denn aber phantasiervollen Menschen, und nun gar Künstlern geht, daß ihr Einbildungskraft, ist sie einmal erregt, sich nicht immer durch das trockne befehlerische: „Schweig!“ der Vernunft beschwichtigen läßt, so ging es auch unserm Klarenberg. Mit Gedanken an einen Gegenstand, den er bearbeiten wollte, beschäftigt, trat er am folgenden Morgen aus dem Schlafcabinet in sein Studierzimmer. Sein erster Blick fiel auf die Chineserin, die, ganz gegen ihren gewöhnlichen Standort, sich heut auf seinem Schreibtische, recht in der Mitte befand. Er frug wer sie dahin gesetzt, niemand wußte andre Antwort zu geben, als daß er sie vermuthlich gestern Abend selbst dahin gesetzt, denn als man heut ganz früh sein Zimmer in Ordnung gebracht, habe die Pagode schon da gestanden. Verdrießlich in seinem Ideengange, durch die Erinnerung an die Kinderei, gestört worden zu sein, trug er die Kleine an ihren Standort und setzte sich schweigend an sein Frühstück. „Darf ich herein“ rief seine Schwägerin mit klarer Stimme durchs Schlüsselloch. „Versteht sich!“ war die Antwort. Die muntre Frau kam sich zu entschuldigen, daß sie in Klarenbergs Abwesenheit neulich mehrere Mädchen, die sie besucht, in sein Zimmer geführt habe. Allein die Kinderchen hatten so viel von dem Wun-

berlichen und überhaupt dem seltsamen Aufpuß des Zimmers gehört, daß sie die Neugier nicht bezähmen konnten. Klarenberg versicherte in der heitersten Laune, sein Zimmer stehe zu jeder Zeit so liebenswürdigen Besucherinnen offen, ja er schätze sich glücklich, etwas zu besitzen, was den holden Frühlingskindern interessant erscheinen könne, obgleich er eigentlich nicht begreife, wie dies zugehe. Interessant, meinte die Schwägerin in unbesorgter Aufrichtigkeit, habe man es auch in der That nicht gefunden, sondern bizarr, grotesk, ja sogar ein wenig — kindisch, was man indessen Künstlern zu Gute zu halten gewohnt wäre, da sie ja doch auf dieser Welt nie mündig würden. Freilich verstände sich von selbst, und von allen den schönen jungen Damen, die über seinen Zimmeraufpuß gelacht, sei auch keine einzige, die sich nicht vollkommen damit einverstanden erklärt habe, einem ledigen Manne sei hierüber nichts vorzuschreiben, allein einem verheuratheten auch nichts nachzulassen, und eine jede von ihnen, würde, falls ihr ein solcher Sonderling zu Theil würde, sich nicht einen Augenblick besinnen, den ganzen Plunder eines schönen Tages in Abwesenheit des lieben Gatten, oder auch in seiner Anwesenheit zum Fenster hinaus spazieren zu lassen. Die Eröffnung des hochnothpeinlichen Halsgerichtes würde die häßliche Bestie, die Chineserin, machen. Freilich würde Männchen anfangs etwas maulen, schmollen, brummen, daran sei sich aber nicht zu kehren, um so weniger, als einer hübschen Frau tausend Mittel zu Gebote ständen, solchen Verdruß wie einen Hauch zu zerstreuen. Uebrigens

müsse man zu ihrem eignen Besten, den guten Männern solche Phantastereien nicht gestatten. Sie verwöhnten sich daran und wie wollte dann die beste Frau von der Welt solchen Ansprüchen genügen?

Klarenberg traute seinen Ohren nicht, als er hier so über sich, seine Liebhabereien und seine kleine Chineserin mit sultanischem Despotismus entscheiden und bestimmen hörte. Kaum wußte er ob er über die Tollheit der Anmaßung mehr lachen, oder über die systematische Herzlosigkeit und dumpfe Beschränktheit in der Beurtheilung eines Künstlergemüthes sich ärgern und betrüben sollte. Er wählte das erstre. Je mehr er lachte, je mehr betheuerte die gute, einfältige kleine Schwägerin, die ihn für ungläubig hielt. Ja sie erbot sich, wenn er es verlange die Namen zu nennen, und setzte sie mit wichtiger Miene das Köpfchen wiegend hinzu, es seien ein Paar reiche Partien darunter, die gar nicht so von der Hand zu weisen wären. Nun wurde die Sache ernsthafter. Klarenberg versicherte der eifrigen Rednerin, sie brauche aus den Namen der für ihn und seine Eigenthümlichkeiten so mild gesinnten Damen, um so weniger ein Geheimniß zu machen, als sie bereits dieselben — vielleicht damit er sie läse, vielleicht auch in der Hoffnung, daß dies nicht geschähe, aufgezeichnet hätten. Er kehrte bei diesen Worten die Pagode um, und ließ der Schwägerin die Unterschriften lesen. Uebrigens bat er sie, wie bisher, fortzufahren das Glück seines Bruders, des Präsidenten zu machen, die Sorge aber für sein künftiges eheliches Wohl und Weh ihm ganz allein, als ei-

nem Wirrkopfe, dem weder zu rathen, noch zu helfen sei zu überlassen. Das Einzige halte er für Pflicht hinzuzufügen und stelle es in ihr Belieben davon Gebrauch oder nicht zu machen, seine Hand wolle er schlechterdings nur dem Mädchen reichen, die weder seine Chineserin zum Fenster hinaus werfen, noch sein Studierzimmer ausfegen, noch ihn wie einen albernen Jungen, dem man nach Belieben sein Spielzeug nehme oder ließe, zu behandeln entschlossen sei. Von den auf dem Revers der Pagode verzeichneten Schönheiten, besäßen sie auch die Reichthümer einer Califentochter und die Reize der griechischen Helena, werde er — das könne er mit einem theuern Eide bekräftigen, Keine zur Gattin wählen. — Die Frau Schwägerin zog doch etwas verdunst, nach dieser Erklärung ab. Indessen Klarenbergs Prüfung war noch nicht zu Ende. Er ging eben ziemlich lebhaften Schrittes und seiner kleinen Chineserin die freundlichsten Dinge, den Damen Luise, Julie, Thusnelde und Heloise weniger süße Sachen sagend, im Zimmer auf und nieder, als Freund Sever zu ihm eintrat. Klarenberg gab sich keine Mühe seine Bewegung zu verbergen, die auch von dem Eintretenden nicht übersehen werden konnte. Er stand keinen Augenblick an, auf Sever's Befragen ihm den ganzen Handel zu erzählen.

„Hm“ — meinte dieser — „ein böser Umstand, zumal heut und für mich, der ich als Freiberber zu Dir komme.“

„Du“ — fuhr Klarenberg auf — „Du, der ernsthafteste, besonnene Sever, als — Freiberber —

„Nun ja; ist's etwa ein Schelmstück, einem braven Jungen, aber wunderlichen Kauz zu einer reizenden, guten, klugen, wohlhabenden Frau zu verhelfen?“

„Apoge Satan!“ — rief Klarenberg, drei Schritte zurück tretend. „Laß Dir sagen, quoad wohlhabend, das verschlägt mir nichts, da ich selbst Vermögen genug besitze. Aber schön, jung — und zugleich klug und gut? Quod nego. Das trifft sich nicht so gleich, wie im Märchen zusammen. Uebrigens, um Dir Deinen Beruf gleich vom Anfange herein zu versalzen, so siehe her“. Er drehte die Pagode um; „heißt Deine Pretendentin wie hier geschrieben steht, Luise, Julie, Thunelbe, Heloise, — mag sie nun einen dieser Namen, oder alle vier zusammen haben, für mich heißt sie Asmodi, Beelzebub, Samiel, oder wie sonst ein Geist des Abgrunds. Erspare Worte und Odem. Hat sie ferner je geäußert, oder wäre fähig noch zu äußern, etwas das klänge wie meiner Chineserin den Hals brechen, oder meine phantastischen Siebensachen zum Fenster hinaus werfen — so ist's ebenfalls ganz unnütz, daß Du darüber ein Wort verlierst. Ich nehme sie nicht. Dasselbe habe ich so eben meiner Schwägerin erklärt, die auch in Chesachen zu mir kam, und lasse kein Jota davon herunter. Mache also Dir und mir keine Ungelegenheiten. Punktum!“ Er stellte die Pagode wieder zurecht und streichelte sie, als ob er sie begütigen wolle. Sever lächelte still. „Was Deine Schwägerin für Pläne für Dich hat, weiß ich nicht, so viel kann ich Dir indessen zu Deiner Beruhigung sagen, daß die

Dame, für die ich mich verwende, weder Luise noch Julie, Thusnelde oder Heloise, sondern Johanna heißt und die Tochter des verstorbenen Landraths Reichenstein ist." —

„Reichenstein“ — unterbrach Klarenberg — „Ehre seinem Andenken. Ist das nicht eine Art Verwandte von Dir?“ —

„Weitläufig, indeß hat das auf mein Geschäft keinen Einfluß, von dem weder Mutter noch Tochter etwas wissen. Die Sache liegt ganz einfach da. Die Mutter Reichenstein ist durch Krankheit und Kummer so herabgebracht, daß sie an ihre Herstellung nur auf dem Landgute glaubt, wo ihr Mann gestorben ist und wohin sie allem Umgang fliehend, flüchten will. Quälend tritt die Sorge für die Tochter dazwischen, die sie nicht in ihre Einsiedelei mit vergraben will, sondern sie gern verheurathet sähe. Nun wäre zwar nichts leichter, wenn es ihrer Delicatesse möglich wäre, hierüber gegen Fremde zu sprechen, da Johanna reizend, wohlerzogen und wohlhabend ist. Allein so innig das Mädchen die Mutter liebt, so weiß sie doch auch, was sie selbst werth ist. Einen unbedeutenden Mann ihre Hand reichen, oder der ihr nicht gefiele, würde Johanna auf keinen Fall, und die Mutter würde das auch nicht wünschen. Auf diese Weise aber machen die beiden edlen Seelen einander, ohne es zu wissen, das Leben schwer. Eine Geschäftsangelegenheit, die mich neulich zu ihnen führte und eine Berührung manches nur zart zu erfassenden Gegenstandes nöthig machte, ließ mich das Verhält-

niß ganz durchschauen. Daß nur durch einen Dritten, der Johanna's Herz erwürbe, geholfen werden könne, ward mir zur Gewißheit, sowie daß Du der Mann seiest, auf den ich trotz alles Umherschinnens immer wieder zurück kam. Ohne den beiden Frauen etwas merken zu lassen, geschweige denn zu sagen, fertigte ich mir selbst meine Bestellung als Freier aus, und will nun hören ob du mein Creditiv annehmen willst. Eh' Du mir antwortest, laß mich in Bezug auf deine Eigenthümlichkeit etwas hinzufügen. Daß Johanna, abgesehen von meinem Plane, die Kunst liebt und treibt, die Künstler sehr hoch schätzt und verständig, ja gemüthvoll genug ist, um diesen, ihrer seltenen Gabe wegen, manche Sonderbarkeit im äußern Leben nachzusehen, kann ich mit Wahrheit versichern. Wie weit aber diese Rücksicht in einer weiblichen Seele gehe, kann ich freilich nicht bestimmen, zumal da ich nicht weiß, ob es Dein Ernst ist kein Mädchen zu heurathen, das nicht Deine Chineserin hübsch findet, und sich nicht in alle Deine wunderlichen Siebensachen mit verliebt."

Klarenberg erwiederte dem Freunde, daß er ihn als Solchen in der ganzen Verhandlung erkenne und ihm dafür innig dankbar verbunden bleibe. Auch daß Johanna unter den Mitverschwornen gegen die Chineserin und sein Zimmer sich nicht befinde, sei ihm für sie und sich wahrhaft lieb. Auf die Hauptsache habe er nur zweierlei zu erwiedern: Erstens, so wenig er sich im geringsten geneigt fühle, sich mit einer Verbindung zu übereilen, so wenig werde er anstehen, dem Mädchen

das seinen Forderungen entspreche — wäre es auch in den nächsten drei Tagen, — die Hand zu reichen. Hierbei aber müsse er bemerken, daß er, zweitens, von dem Punkte die Chineserin nebst Zubehör betreffend, keinesweges für jetzt abgehn wolle noch könne, und dies zur Bedingung mache. Sever werde ihm wohl Vernunft genug zutrauen, um zu glauben, daß diese Gegenstände an sich für ihn gar keinen besondern Werth hätten, ja es sei wohl möglich, daß wenn mit den Jahren seine Phantasie kälter werde, er selbst den ganzen Plunder, wie seine Schwägerin die Objecte seines Wohlgefallens zartfühlend nenne, zum Fenster hinaus werfe. Allein bis jetzt sei ihm noch nicht so zu Muthe, bis jetzt die Phantasie sein Lebenselement, alles was sie anrege, ihm höchst werth und willkommen, und stöhnend und widrig, wer ihn mit vernünftiger oder unvernünftiger trockner Wirklichkeitsprosa hierüber entgeistigen und angeblich belehren wolle. Der Mensch bilde ein Ganzes mit den Dingen, die ihn umgeben, aus denen er sich seine Wohnung baut, und so wenig der Adler seinen Horst in den Sumpf oder die Nachtigall ihr Nest an das Gebäude des hochpreislichen Finanzcollegii anleime, eben so wenig wolle er gezwungen sein, Verwandtes von sich zu thun und fremdes, Heterogenes, in und bei sich aufzunehmen. Nun gebe es aber nichts heterogeneres als eine Frau, die die Eigenthümlichkeit ihres Mannes so wenig achte und anerkenne, daß ihr seine unschuldigsten Liebhabereien ein Gegenstand des Aergers oder Spottes würden. So wie jedes Ganze aus Theilen, so bestehe auch das Ganze des

ehlichen Glückes aus einer unzähligen Menge Einzelheiten, unter denen das „Sich verstehn“, sich in den Sonderbarkeiten des Andern wiederfinden, oder allerwenigstens mit Liebe und Theilnahme darauf eingehn, eine der allerwichtigsten sei. Wo diese Richtung fehle werde ganz unausbleiblich das Glück der Ehe unzähligemal gestört, weshalb er fest entschlossen sei, hierin auch nicht um einen Punkt nachzugeben.

Sever hatte nun seinen Bescheid, gegen den er, den Freund so nehmend wie er nun einmal war, nichts gründliches einwenden konnte. Man trennte sich, nachdem man vorher darüber einig geworden, die Sache geheim zu halten und zumal der Schwägerin nichts merken zu lassen, wogegen Klarenberg versprach, Johannem, wenn er ihr begegne, nicht aus dem Wege zu gehn, sondern sich im Gegentheil, um ihre Bekanntschaft zu bemühen. —

Es vergingen Tage, Wochen und Monden, ohne daß Klarenberg Gelegenheit gefunden hätte, Sever's Empfohlne kennen zu lernen, ja überhaupt nur, sie zu Gesicht zu bekommen. Die kleine Schwägerin schien auch an der empfangnen Lectiön genug zu haben und so blieb unser Freund, den noch überdieß eine geistige Production an sein Zimmer fesselte, ungestört, und die Chineserin im ungekränkten Besiz ihrer Rechte. Eines Tages erhielt Klarenberg eine Einladung der er, gern oder ungern, folgen mußte. Sie kam von einer Familie, die er hochachtete und die liebenswürdige Wirthin benachrichtigte ihn, daß sie, da er wohl schwerlich eine

Karte zu einer Partie annehmen, oder sich unter die Tanzenden mischen werde, eigens einige seiner Freunde eingeladen habe, mit denen er in ihrem Boudoir, welches sie ihm für diesen Abend abtrete, nach Willkühr plaudern und dem Gewühl aus der Ferne zuschauen könne. So holdseligem Benehmen war unmöglich mit einem kalten „Nein“ zu begegnen. Er sagte zu und ging mit den geringsten Ansprüchen auf Unterhaltung hin. Nicht ohne Theilnahme hörte er die einladendste Tanzmusik und sah die lieblichsten Gestalten vorüberschweben. Vorzüglich war es eine, die er, so oft er sie in mannigfachen Verschlingungen des Tanzes bei sich vorüberstreifen sah, mit immer größerem Interesse verfolgte. Sie war nicht durchaus schön, aber mehr als das, reizend und vereinte genau, das was Klarenberg vor Allem verlangte, wenn ihm eine weibliche Gestalt gefallen sollte. Schlank ohne mager zu sein, prächtiges Haar und seelenvolle Augen. Das waren sie, von breiten dunkeln Braunen überschattet, in so hohem Grade, daß er, da die Dame ihm völlig fremd war, einen seiner Bekannten nach ihrem Namen zu fragen beschloß. In dem Augenblicke schwieg die Musik, die Gestalten stoben, wie die Geister, wenn der Hahn ruft, auseinander, ehe Klarenberg seine Erkundigung einziehn und die Fremde bezeichnen konnte. „Nuch gut“ — dachte er — „es soll eben nicht sein!“ — Er durchstrich die Nebenzimmer, um in das ihm für heut eingeräumte Boudoir zu gelangen. Aber der Weg ward ihm vertreten. Einer jener unerträglichsten Schwäger, die in dem bekannten livre des Cent-et un so trefflich

unter der Rubrik la faction des Ennuyeux geschildert sind, hielt ihn an. „Ach schön, daß ich Sie treffe; erfahren Sie, daß ich Sie nächstens einmal besuchen werde.“ Klarenberg antwortete mit einem tiefen Seufzer. „O ich weiß,“ — fuhr Jener fort, — „daß Ihnen daran nichts liegt, daß Sie sich ungern unterbrechen lassen, aber ich kann nicht helfen, ich muß Sie besuchen.“

„Müssen Sie wirklich?“

„Ja ich muß; denn man sagt, Ihr Studierzimmer soll auf die verrückteste Weise von der Welt austapeziert sein. Thier- und Menschenschädel, Affen, Papageien, Chineser und Botokuden sollen auf Ihren Tischen prangen, nebst noch einer Menge der abentheuerlichsten Gegenstände.“

Klarenberg hatte Mühe seine Fassung zu behalten.

„Wenn es Ihnen“ — fuhr der Andre ungestört fort — „nur um solch tolles Zeug zu thun ist, so ist es leicht Ihnen Beiträge zu schaffen. Ich selbst will dafür thätig sein und verspreche Ihnen Proben aus allen Regionen der Narrheit.“

„Aus der Region der langweiligen“, — erwiederte Klarenberg trocken, indem er sich umbrehte — „haben Sie mir so eben eine mehr als hinreichende Probe gegeben!“

„Hohoho!“ — lachte der Unerträgliche, — „der Künstler ist böß geworden. Das wollte ich eben. Ein bißchen Gallenerregung schadet gar nicht. Hohoho!“ —

Klarenberg hörte das Gelächter und murmelte Verwünschungen über diese Vampyre der Gesellschaft. Verdrüsslich lehnte er sich mit dem Rücken an die Thür eines Seitenzimmers, das nur halb geöffnet war. Anfangs vernahm er nichts vom Gespräch der darin befindlichen Personen, aber jetzt fielen Worte in sein Ohr, die ihn nöthigten aufmerksamer zu sein. „Nein,“ — nahm eine Mädchenstimme mit großer Lebendigkeit das Wort, — „Sie müssen sich nichts lächerlicheres und absurderes denken können, als den Ausruf dieses Zimmers.“ Und nun kam eine übertriebene lügenhafte Beschreibung, in welcher Klarenberg sowohl sein Zimmer als in der geehrten Rednerin — die kleine Julie erkannte. Still und unverwandt blieb er stehn, um den Verfolg zu hören. Da nahm eine wohltonende Altstimme das Wort, bei deren Klang der Hörer gern sich umgewendet hätte.

„Aber erlauben sie mir, Ihnen zu entgegnen, liebes Fräulein, daß ich alle diese Gegenstände in dem Zimmer eines Dichters so wenig lächerlich und abgeschmackt finden kann, als die gypsenen Hände und Füße in dem Arbeitszimmer eines Malers, die Bücher bei einem Bibliothekar, Stufen und getrocknete Pflanzen oder Thierskelette bei einem Naturforscher, ja als Blumen und Modejournale in Ihrem Cabinette. Warum soll sich nicht jeder in seinem innersten Verschluß mit den Gegenständen umgeben, die ihn am meisten anziehen? Das Sonderbare in dem von Ihnen Beschriebenen könnte nur allenfalls darin liegen, daß so viele Gegenstände der verschiedensten

Art darin zusammen kommen. Allein so viel ich gehört habe, ist der Bewohner ein Dichter, und die bedürfen solcher Zusammenstellungen, weil ihre Phantasie bald so bald anders auffassen, bald für dies bald für jenes sich entzünden soll. Beneiden wir sie eher um die Gabe, der Biene gleich, auch aus minder schönen Blumen Honig ziehen zu können.“

Klarenberg glaubte Himmelsharmonieen zu vernehmen. Eine andre Rednerin sprach dazwischen, deren Vortrag in ununterbrochnem Flusse daher rauschte. Klarenberg konnte kein Wort verstehn, allein die Altstimme erhob sich noch einmal folgendermaassen. „Auch darin kann ich Ihnen nicht beistimmen. Ja, ich bekenne sogar, daß Perlmutter, Folie und ähnliche Gegenstände auch meine Phantasie in's Feenland versetzen. Indesß mag das unberührt bleiben. Aber um keinen Preis würde ich wagen mit vermehrer Hand jene Gegenstände anzutasten, oder gar, wie Sie sagen, wegzuworfen, um einer kindischen sogenannten Ordnungs- und Reinlichkeitsliebe zu fröhnen, die eigentlich eine nichts weniger als gutmüthige Rechtshaberei ist. Wie soll ich aber jene Sucht erst nennen, wenn sie nicht nur keine Achtung und Schonung für die unschuldigen Liebhabereien, sondern kein Herz, keine Liebe für die Eigenthümlichkeiten eines Mannes hat, der uns durch die heiligsten Bande angehört? Nein wahrlich dann ist sie die gemüthloseste, böshafte Gleichgültigkeit, und das sicherste Kennzeichen eines verwahrlosten Herzens! Sicher haben Sie, meine junge Freundin, sich diese Ansicht nicht klar gemacht, und noch sicherer

sind Sie unfähig, das zu thun was Sie da sprechen!" — Die ernste Richtung, die das Gespräch genommen, ward durch Hinzutretende unterbrochen, und der Kreis zerstreute sich in den Nebenzimmern. Klarenberg hätte niederfallen und anbeten mögen. Es war ihm geglückt, sich leis umzudrehen, so daß er die holde Sprecherin ordentlich sehen konnte, und mit Entzücken hatte er in ihr die schlanke Gestalt, die edlen Züge und die melancholischen dunkeln Augen wieder erkannt, die ihn an jener Tänzerin so entzückt hatten. Auf sie zustürzen, ihr sagen, daß er sie anbetete, daß sein ganzes Herz nur ihr gehöre, wäre zwar ganz natürlich, inzwischen doch hier höchst unpassend gewesen. Aber durch ein Nebenzimmer rannte er in den Tanzsaal mit seeligen Blicken um Sever aufzusuchen, sie ihm zu zeigen, zu fragen, ob es Johanna sei? Allein vergebens, Sever war nicht mehr da. Adolf der ihm begegnete, nannte ihm auf seine Beschreibung zehn Mädchen, — aber Johanna war nicht darunter. Verdrüsslich ließ er diesen, ohne seine weiteren Fragen zu beantworten, stehn, und wollte nun die Rednerin selbst auffuchen, sich ihr ohne weiteres vorstellen. Da trat ihm die freundliche Wirthin in den Weg. „Ei lieber Klarenberg, wohin denn so eilig, wen suchen Sie denn mit so gespannter Aufmerksamkeit? Sie sind ja ganz wunderbarlich bewegt?“ „D,“ — stotterte Klarenberg verlegen, — „Sever — die Dame — sagte mir — mit den schwarzen Augen — verzeihen Sie, ich“ —

„Sie suchen jemand“ — lächelte die Wirthin freundlich, — „dessen schwarze Augen Sie interessiren. Daß Sever es nicht ist, liegt klar am Tage, so lieb sie ihn selbst haben mögen. Also eine Dame. Beschreiben Sie mir sie, vielleicht finde ich sie heraus!“ Mit tausend dankbaren Worten für so viel Güte, begann er sein Signalement. „Lieber Klarenberg“ — unterbrach ihn die freundliche Frau — „Sie sind dichterisch begeistert oder verliebt, oder beides zugleich. So viel hübsche Mädchen und Frauen hier waren, so entspricht doch dieser Schilderung keine. Am ähnlichsten sind ihr Frau von Waldner und Fräulein Reichenstein — aber —“

„Die ist's, die ist's“ — jubelte Klarenberg. „Aber?“

„Aber beide sind nicht mehr hier.“

„Unglücklicher Zufall!“

„Beruhigen Sie sich, lieber Dichter. Wer immer von den beiden Damen Sie so exaltirt hat — für Sie und jene ist es besser, wenn Sie eine Nacht dazwischen lassen. Morgen können Sie Ihre Untersuchung mit allem Anstand fortsetzen. Major von Waldner ist ein sehr feiner Mann, dem Ihre Begeisterung schmeicheln wird.“ —

„O wie boshaft sind Sie! — Nein, s'ist nicht möglich. Es wäre zu grausam. Verzeihen Sie mir meine Verstörtheit — o wenn sie wüßten“ —

„Wir Frauen verzeihen gern solche Wirkungen, die wir ja eben hervorbringen wünschen. Rechnen Sie übrigens auf meine Discretion!“ —

Daß Klarenberg den Rest der Nacht im lebhaftesten Selbstgespräch zubrachte, bald sich auf sein Lager warf, bald im Zimmer auf und nieder lief, bald die Chineserin, obschon vergebens, bat, noch einmal ihren weissagenden Mund zu öffnen, das werden die Leser so natürlich finden, als daß er mit dem frühesten zu Sever eilte, ihm das ganze Begegniß erzählte, nochmals die Dame von Kopf bis zum Fuß schilderte, und nun in ihn drang ihn dort vorzustellen. Sever hörte den erhigten jungen Mann ruhig an, dann sagte er: „Freund, Du bist verliebt, das ist offenbar, und geht zumal aus deiner Beschreibung der Person hervor, die, so hübsch auch Johanna ist, allerdings noch mehr auf Waldner's Gattin paßt. Ob Du Dich dort vorstellen willst“ —

„Welcher Einfall. Zu was soll das führen? Nein, es muß Johanna sein, und bei ihr sollst Du mich einführen.“

„Sie sind auf ihrem Landsitz, — nun, nun, runzle nur nicht gleich die Stirne. Er ist nur eine Stunde von der Stadt. Ich fahre zu Mittag mit einem Architecten hinaus. Willst Du mit? Während die Mutter, der Architect und ich Risse und Pläne ansehen, kannst Du mit der Tochter sprechen. Ist sie die Rechte, nun wohl, so lege auch Du, als ein rüstiger Architect, gleich den Grundstein Deines künftigen Glückes. Ist sie es nicht“ —

Klarenberg verschloß dem Freunde den Mund. „Lopp, ich fahre mit, um Ein Uhr bin ich hier. Bis

dahin hast Du Zeit, einen Vorwand auszufinnen, um mein Erscheinen zu motiviren!" —

Die Freunde fuhren ab, kamen an, wurden freundlichst empfangen. Aber Klarenberg wollte vor Schrecken in die Erde sinken, — denn das junge Mädchen neben der Landrätthin war himmelweit von der Rednerin verschieden. Sever weidete sich einen Augenblick an seiner Angst. Dann frug er, „wo bleibt denn Fräulein Johanna?“

Klarenberg lebte wieder auf. In dem Augenblick öffneten sich die Flügel, und die Rechte trat herein; Johanna, so reizend, in so stiller, hoher Grazie, daß unser Freund Mühe hatte Fassung zu behalten.

Wir wollen den Leser nicht länger mit der Lösung des Knotens aufhalten, da er bereits schon weiß, wie Alles kommen wird. Klarenberg hielt sich sehr gut, und Johanna schien sich mit dem Dichter besonders zu gefallen. Die Besichtigung der Baustellen gab der Mutter und Sever Veranlassung mit dem Architecten voraus zu gehn, und Johanna's Freundin sah mit weiblichem Scharfblick, daß sie wohl thun würde, den beiden jungen Leuten nicht gar zu nahe zu bleiben. Klarenberg erfuhr bald, daß Johanna die Rednerin gewesen war, und sein Entzücken bewies ihr, daß es ihm nicht allein um die Vertheidigung des Dichters zu thun sei. Sobald die erste Verlegenheit vorüber war, faßte sie auch den Mann schärfer in's Auge, und — er verlor nichts dabei. Bei Tische saß er neben ihr. Sever mochte in

seinen Augen alles deutlich gelesen, und der Mutter etwas von seinen Bauplänen anvertraut haben, denn beim Abschiede erhielt er die gebetne Erlaubniß mit Sever, der die neuen Anlagen dirigirte, recht bald wieder zu kommen. Er benutzte sie treulich. Johanna, aller Ziererei fremd, gestand ihm gern, daß sie sich beglückt fühle, in ihm den Mann zu finden, den sie damals, ohne ihn zu kennen, so lebhaft vertheidigt hatte, und reichte ihm bald darauf die Hand. Sie waren eins der seligsten Brautpaare und wurden die glücklichsten Gatten. Oft stand Klarenberg vor seiner Chineserin, die von Johanna in hohen Ehren gehalten wurde. „Magst Du nun, nur im Traume, oder wirklich in jener merkwürdigen Nacht zu mir gesprochen haben, wunderliche Kleine, immer bin ich Dir mein schönstes Glück, meine Johanna, schuldig. Und darum Ehre der Pagode!“ —

Die Monate,
von W. v. Lüdemann.

J a n u a r.

Wie das Kind in weißen Linnen,
O Natur,
Ruhst Du, tief verhüllt,
Gleich dem Säugling ohne Sorgen,
Was Du sein wirst, noch verborgen;
Schlase nur!
Ist die Schummerzeit erfüllt,
Wird Dein Lebenswerk beginnen.
Du bist Kind!
Biß die Lüfte wehen lind,
Birgt Dein reiches Jahresleben
Sich in einem kalten Lächeln.
Wirst Dich, wenn Zephyre lächeln,
Wohl aus Deiner Wiege heben;
Sieh, des Lebens rauhster Wind
Braust nun um dich — hie und dort —
Doch das schneeverhüllte Kind
Athmet, lächelt, schlummert fort!

F e b r u a r.

Aus den Lacken hin und wieder,
Hebt sich Gottes Kind, Natur,
Prüft und dehnt die roß'gen Glieder
Zeigt der zarten Knospe Spur.
Doch die Mutter, mit sorgender Hand,
Daß sie vom saufenden Nord nicht erstarret,
Breitet bedächtig das weiße Gewand

Ueber den Säugling und wachet und harret.
Sorglich mit wärmender Hülle bedeckt
Schlummert ihr Kind, bis die Lerche es weckt.

M ä r z .

Stürme nur und wette noch,
Zornig, schwacher Wicht,
Dufteft, März, nach Frühling doch!
Zeigt die Sonne nicht
Hold' ihr Angesicht?
März, Du bist so böse nicht!
Lächelst, wenn Du schaffst —
Lächelst, wenn Du straffst!
Sieh, so lächelt auch das Kind,
Noch vom Gottesgeist umschwebt,
Wie die Erd' im Sturm auch bebt,
Und sein Auge, rein und lind,
Sieht der Sonne Bild,
Sei sie auch verhüllt,
Zuversicht-erfüllt;
In Gewitters Nacht,
Sieht das Aug', das ewig wacht.
Wie auch rauhe Stürme toben,
Seinen Vater muß es loben!

A p r i l .

Still ist's in der Luft.
Leiser Duft,
Der die Biene ruft,
Hat den Hain erfüllt.
Und die Knospe streckt ihr Haupt,
Noch umlaubt,
Aus dem Blatt, das sie umhüllt.
Eusterfüllt,
Blickt sie um sich, streifet scheu
Ab die Hülle, froh und frei.

Doch die Zeit ist nicht erfüllt.
Denn des Lebens Lücke
Weht sie an. Schirmesbloß
Obdachlos,
Und besorgt schleicht sie zurücke,
In den warmen Mutterschooß.
Ach! So muß auch uns das Leben,
Stürmereich,
Sehnsucht nach der Mutter geben,
Welk und bleich,
Frostdurchbebt,
Strebt, was lebt,
Heimwärts zu des Friedens Reich.

M a i.

Liebesmond — bist Du erschienen?
Lenz des Lebens der Natur?
Lächelt mir mit Engelsmienen,
Blüth' und Blum' auf Waldesspur?
O wie strahlt der Himmel;
Und der Knospen bunt Gewimmel,
Drängt sich aus dem Mutterschooß
Hüllelos! —
Selger Blütenmond!
Was die Welt bewohnt,
Taucht Dir froh entgegen,
Welch ein Weben — welch Bewegen —
Welch ein Regen —
In der Menschenbrust
Welch ein Jubel — welche Lust!
„Wonne“ — ruft der Seher —
„Wonne“ — ruft der Chor.
„„Schlägt das Herz Dir höher —
„„Sei mir Freund! — Hervor!
„„Hier die Hand —
„„Echter Treue Pfand! —

An der Jungfrau Brust — er muß —
Sinkt der Jüngling hin,
Und in einem selgen Kuß
Schmilzt Gedank' und Sinn. —
Weh' Dir! — Armes Herz —
Kurz ist Deine Wonne —
Lust ist Schmerz —
Denn sie sank des Maies Sonne!

J u n i.

Doch zum Manne wird der Knabe.
Sieh — er sät, und freut sich seiner Saat,
Seines Wirkens, — seiner Habe.
Die Natur nicht — Leben — That —
Die Gemeinde — Kirch' und Staat,
Hält ihn nun.
Nimmer ruhn
Darf sein Thun. Er schafft und waltet
Und gestaltet —
Daß er wandle Deine Spur,
Gottes Tochter — o Natur. —
Aber im Gestalten denkt
Deß' er, der die Welten lenkt.
Ernster schaut
Auf das Haus er, das er baut.
Sinnt — was er gewonnen hätte,
Heimath giebt nicht diese Stätte —
Denn zur Erndte wird die Saat —
Und zur Frucht reist jede That.

J u l i.

Jungfrau ward, die Kind gewesen,
Und die Mutter ist genesen,
Und die Saaten sind gereift. —
O, wie nun ihr Blick zum Himmel schweift
Wie ihr selig Herz und Busen wallt

Ueber jener Kind'sgestalt,
 Die ihr „Mutter“ froh entgegen lallt! —
 Ew'ges Kreisen der Natur —
 Was wir sind, wir sind es nur,
 Und ein ewig „Werden“
 Ist das Loos der Erden.
 Knospe, — Blüthe, — Frucht,
 Bis der Kern die Erde sucht.
 Neue Wehen —
 Neues Auferstehen —
 Schmerz — Genuß — ein Augenblick —
 Menschenloos und Weltgeschick! —

A u g u s t .

Scheuren füllen sich und Haus;
 Die Natur, vom Schaffen matt,
 Ruht vom großen Werke aus —
 Und der Mensch ist satt. —
 Tiefer sinkt der Sonne Bild,
 Was verheißen — ward erfüllt.
 Jede Regung, zart und wild,
 Ward gestillt.
 Wie zum Halme ward die Saat —
 So die That.
 Was Du schufst, o Erdensohn,
 Ob es welkt zu seiner Zeit —
 Ob Gewitter es bedroh'n,
 Ob es härmet, ob erfreut —
 Sieh — es blüht in Ewigkeit —
 Keimt Dir Buße — keimt Dir Lohn!

S e p t e m b e r .

Bacchus lächelt —
 Zephyr fächelt —
 Willst Du täuschen, holber Wahn,
 Von des Maies Wiederkehr?

Weiche Lüfte wehn mich an!
 Holde Kränze winken her!
 Soll die Lerche wieder singen,
 Sel'ge Lust das Herz durchdringen?
 Nein, ach nein! Gedanken, schont,
 Schont den Schmerz,
 Der das Herz,
 Der den Busen mir bewohnt!
 Doch in Blättern, welche rauschen,
 Muß ich einer Stimme lauschen:
 „Ob er auch entschwunden sei,
 „Glaube! und Dir blüht der Mai.
 „Was Erinnerung geboren,
 „Sohn, Dir ist es unverloren.
 „Und im vollen Haus noch einmal
 „Feire Jugendseligkeit,
 „Feire die Vergangenheit
 „Nun beim schäumenden Pokal!“

D e c e m b e r .

Wie das Laub nun sinkt zur Erde,
 Harrend auf ein neues „Werbe“
 Also streust Du Deine Thaten
 Erde, aus zu ew'gen Saaten!
 Doch des Menschen Blick
 Sinkt zu Dir zurück:
 Und er schaut in's Grab
 Tief hinab. — —
 Siehst Du jene Lichtgestalt,
 Wie aus ihm empor sie wallt?
 Ihr nach hebt der Blick,
 Und gesendct vom Geschick
 Sieht er Geister um sich her,
 Hoch und hehr
 Mehr und mehr,

Emfig ihm ein neues Leben
Spinnen — weben.
Himmelshauch
Trifft sein Aug'
Und sein hellrer Blick
Ahnt ein andres Glück! —

N o v e m b e r .

Düstre Nachtgewölke jagen
Durch das Himmelszelt,
Und das Herz will jagen,
Das am Erd'schen hält.
Starr in Frost,
Fest in Eis,
Ruht der Bach,
Doch ein Trost
Nacht gemacht,
Sagt ihm leis:
„Stürme will des Lebens Fahr,
„Und Gewitters Macht,
„Doch zum Schirme in Gefahr
„Und in Nacht,
„Denk des Auges, welches wacht.
Wem der Erde Zeit mißfällt —
Hoch den Blick zum Himmelszelt!

D e c e m b e r .

Wieder unterm Schleier mir entrückt,
Hingestorben, was an ihr entzückt,
Hab' ich nun die Welt erblickt.
Sturm und nächt'ge Schauer
Weisen auf den Tag der Trauer,
Und das Auge, irr' in seiner Wahl,
Trifft auf Wolken, statt auf Sonnenstrahl.
Abgelaubt von Nordsturms Wüthen
Steht der Baum!
War's ein Traum?

Wahn des Lebens —
 Sieh, vergebens
 Greiffst Du nun nach seinen Blüthen!
 Wird er wieder blühen?
 Wird die Lerche wieder singen?
 Sohn der Erde — höre's Glühn
 Wird durch Deine Seele bringen!
 Willst Du zagen?
 In des Jahres letzten Tagen
 Siehst Du jene Wiege ragen?
 Sie enthält
 Eine neue Welt!
 Und von Strahlen rings umzogen,
 Sieh den Cherub dort auf Lichteswogen
 Hoch bis an des Himmels Decken
 Sich erstrecken, —
 Pförtner einer neuen Welt,
 Der den Schlüssel Dir entgegen hält.
 „Mir nach, ruft er, die ihr nicht verzagt!“ —
 — Stille rings! Mein Auge, müd' gewacht,
 Schließt sich und im Traum
 Wird die Erde mir zu Schaum.
 „Welt leb wohl! Mit Deinen Blüthen,
 Deinen Wonnen, Deiner Stürme Wüthen. —
 Ist das holde Jahr entschwunden,
 Schmerzen mich des Lebens Wunden —
 Sieht mein Auge und mein Hoffen,
 Die „Azurne Halle“ offen “ —

W e i h g e s a n g *)
von Grillparzer.

C h o r.

Tretet ein und laßt euch nieder,
Blickt umher im weiten Raum!
Freund der Tonkunst und der Lieder,
Stehst du stumm und glaubst es kaum?
Die du gabst, die kleine Spende —
Weißt sie selber kaum genau —
Sieh verkehrt in diese Wände,
Sieh verklärt in diesem Bau.

B a ß.

Ward gesorgt doch schwer und viel,
Und gespart mit kargem Lohne,
Denn für neu're Amphione
Ist ja Scherz kaum mehr ein Spiel.

T e n o r.

Jener alte Götterlieblich,
Amphion, mit Huld betheilt,
Sing dahin durch stille Weiten
Mit dem süßen Joch der Saiten,
Daß bewältigt, trifft und heilt.

S o p r a n.

Und Harmonia, die Göttin,
Tritt ihn an, und spricht ihm zu:
Rührst du nicht das Spiel der Saiten?
Nicht mehr wüßt sind dann die Weiten,
Nicht mehr einsam wandelst du.

*) Bei Eröffnung des neuerbauten Saales der Gesellschaft der Musikfreunde zu Wien.

Denn des Wohllauts Band umschlinget
Aller Wesen tiefftes Sein,
Was aus vollem Herzen klinget,
Trifft ein Herz in jedem Stein.
Dort der Flußgott, schilfgekrönet,
Nickt uns zu und stimmt ein:

C h o r.

Was aus vollem Herzen tönet,
Trifft ein Herz in jedem Stein.

T e n o r.

In des Sängers Busen leuchtet's,
Er greift ein, wie prüfend nur,
Und das erste Lied erklinget
Durch die horchende Natur.

L i e d.

S o p r a n.

Hin über's Meer und durch die Sterne
Hat Zeus die Saiten ausgespannt;
Was dich von Menschenbrust durchzittert,
Das wecket dort der Götter Hand:
Aus Strömen und aus Hainen
Will sich ein Lieb vereinen
Mit deiner Seele Pein:
Dein Lust- und Schmerzempfinden
Wird in der Erde Gründen
Nicht ohne Nachhall sein.
Der Nacht empörte Wetter toben
Ob Träumen der Vergänglichkeit,
Drum blick' hinauf, dir tönt von oben
Ein Nachhall deiner Unschuldszeit.

C h o r.

Da, Welch Regen,
Still Bewegen
Durch Geblüft und Wald und Flur?
Aus den Wellen
Häupter schnellen,
Tönen leise, silberklar;
Und des Baumes Dreade
Am Gestade
Schüttelt nach dem Maß ihr Haar;
Felsen wanken;
Wie Gedanken
Schlüpfen Geister d'raus hervor;
Und der Boden hebt und senkt sich,
Und der Abgrund ist ein Ohr.

Aber sichtbar helle Fäden
Zieht der Wohlklang durch die Luft.
Was seit je auf seiner Stelle,
Fügt sich dem Gesetz, das ruft.
Nicht mehr Fels und Fluß und Bäume,
Stein und Holz, verbindend Maß
Füllt die umgeschaffnen Räume
Nach des Liedes süßem Maß.
Wie der Saiten sieben Zeilen
Stellen sieben sich die Säulen, -
Und der Leier hohlen Bau
Ahmt die Kuppel nach genau.
In dem Giebel lebt der Dreiklang,
Fünf und vier giebt Breit' und Höh',
Und der Tempel in der Mitte
Ist der Einklang aus der Höh'.

T e n o r.

Also ward, die Väter sagen's,
Und die Väter sagen wahr,

Ward die siebenthor'ge Ihebe,
Die den Pindar d'rauf gebar.

B a ß.

Über neuern Amphionen
Wird der Bau nicht halb so leicht,
Nicht mehr heit're Wunder wohnen,
Wo nur Mühe stöhnt und keucht.

Wie der Pflüger hinterm Pfluge,
Geht der Künstler hinterm Werk,
Willst Du haben, mußt du streben,
Nichts gewährt, als was erreicht.

Lust und Liebe halfen endlich,
Und der nimmer müde Fleiß;
Und noch Eins — der Busen schaudert,
Sprech' ich's aus, obschon ich's weiß?
Kommt denn ihr und helft mir's sagen!

G h o r.

Wagen wir's und nennen's leis?
Über horch! mit stillem Tritte
Trat es ein in uns're Mitte.
Ist das deiner Flügel Schwung,
Heilige Begeisterung?

Tochter du des ew'gen Vaters,
Mutter jeder ew'gen That,
Immer noch blühen heit're Wunder
Dem, der deinen Schutz erbat;

Von der Götter sel'gem Glücke
Geht zu Menschen noch die Brücke,
Und als Bothin, ewig jung,
Wandelst du, Begeisterung!

Senke denn dich, lustverbündet,
Gern und oft auf dieses Haus,

Was mit dir, für dich gegründet,
Pflieg' es fort und füll' es aus;

Unsrer Stiftung heitre Sage
Halte noch den Enkeln jung,
Und von heut in ferne Tage
Walte fort Begeisterung!

Der Mutter Klage.

1. Lebewohl.

Kind kann dich kein Kuß erwecken?
Hörst du nicht der Liebe Wort? —
Ach! giebt es denn keine Gnade
In dem weiten Himmel dort?

So lebt wohl, ihr lieben Augen,
Wie der Himmel blau und schön;
Niemals werdet ihr mit Liebe
Nach der armen Mutter sehn.

Lebet wohl, ihr süßen Lippen,
Rosigmilch wie Morgenlicht;
Mutter, sprecht ihr, liebe Mutter! —
Eure Worte hör' ich nicht.

Lebet wohl, ihr Kleinen Hände,
Die mein Blick mit Freuden sah';
Wer wird mir die Wangen streichen?
Ach! ihr liegt ja leblos da.

Lebet wohl, ihr blonden Locken,
Spielend um die junge Brust;
Sah ich euch im Winde flattern,
Fühlt' ich Seligkeit und Lust.

Lebe wohl, mein süßes Leben,
Lebe wohl, mein ganzes Glück!
Lebe wohl, mein liebstes Leben,
Nur noch einen Scheideblick.

2. U m G r a b e.

Mein Kind ruht unter Blumen
Und unter weichem Moos,
Mein Kind ruht unter Blumen
In kühler Erde Schoos.

Sonst spielt' es gern mit Blumen,
Die ihm die Mutter gab,
Nun hüllen manche Blumen
Es ein im stillen Grab.

Ob es im Blumenkranze
Wohl jetzt sich spielend freut?
Ob Veilchen ihm und Rose
Den Mund zum Kuße beut?

Gewiß es spielt mit Blumen
In einem schönern Land,
Wo ihm manch lieber Engel
Den Kranz der Freude wand.

Gewiß du spielst mit Blumen
Biel fröhlicher als hier,
Doch deine arme Mutter
Blickt sehnend hin nach dir.

3. T r o st.

Mutter, Mutter darfst nicht weinen,
Mutter, ja, ich lebe noch,
Haben sie mich auch begraben,
Meine Mutter, leb' ich doch.

Mutter, was ist Erdenleben?
Nur ein einz'ger Tropfen Zeit.
Sieh' ich leb' ein schönes Leben
In dem Reich der Ewigkeit.

Mutter es war schwer zu scheiden
Von der Erde und von dir,
Doch der Glanz der höchsten Liebe
Mutter, der empfängt mich hier.

Und wie ich dich angelächelt
Freundlich, liebevoll und mild,
So, so mußt du mein gedenken,
Ein erfreulich, lieblich Bild.

Frage nicht, wer wird dich warten?
Wer dich lieben, armes Kind?
Zweifle nicht an meiner Pflege
Da, wo Gottes Engel sind.

Liebe Mutter, darfst nicht weinen,
Fasse doch dich in Geduld,
Denk', ich ging als reiner Engel
Von der Erde ohne Schuld.

Denk' ich ging zu höhern Freuden
In ein schönes Leben ein,
Und dereinst im Sternenlichte
Bin ich ganz und ewig dein.

Darum, Mutter, nicht mehr weinen,
Traurig nicht am Grabe steh'n;
Lebe froh und lebe glücklich,
Bis wir froh uns wiederseh'n.

G. von Deuern.

Fürstenspiegel.

1. Des Königs Auge.

Ueber aller Welten Räume
Ueber neuer Sonnen Keime
Ueber aller Sterne Fall,
Ueber eines Wurmes Zucken
Eines Sandkorns Weiterrucken
Wacht ein Auge überall.

Das ist unsers Gottes treues,
Immerwaches, fesselfreies
Auge in der Schöpfung Kreis,
Und es freun sich seine Kinder,
Weil der Fromme wie der Sünder
Dieses Auges Obhut weiß.

Aber noch ein Aug' soll wachen,
Ob auch nur im kargen, schwachen

Nachglanz dieses Augs der Welt,
Das des Königs, den zum Hüter
Seines Volkes, zum Gebieter
Gottes heilger Ruf bestellt.

Wachen soll dies Auge immer,
Blenden soll es nie ein Schimmer,
Schließen keine Müdigkeit,
Daß es dem der Gottheit gleiche
In dem angewiesnen Reiche,
Wo sein bloßer Wink gebeut.

Soll den Blick in's Dunkle richten
Drinn die Molche zu vernichten
Die die Finsterniß gebiert,
Aber froh auch in die Helle.
Wo selbst eine niedre Schwelle
Wahrer Weisheit Sonne ziert.

Soll ein Blick sein für die Frechen,
Doch ein heiliges Versprechen,
Dem Verdienst auch ungekannt,
Soll ein Pharos sein in Stürmen,
Leitstern wenn sich Wolken thürmen,
Rettung stets von Gott gesandt.

Wo ein solches Auge waltet,
Sonnen ähnlich, da entfaltet
Jede Blüthe sich des Glücks.
Laßt Euch so, ihr Fürsten, schauen!
Liebe, Ehrfurcht und Vertrauen,
Sind die Früchte dieses Blicks.

2. Des Königs Mund.

Gnade nur soll ihm entströmen
 Einem ächten Königsmund,
 Daß der reiche Born derselben
 Allem Volke werde kund;
 Gnade, unerschöpflich neu
 In dem Mund des Königs sei.

Muß er ernstes Wort auch sprechen,
 O! so sei's mit Gnadenlaut,
 Der selbst auf versengte Halme
 Wieder Segen niederthaut,
 In der Strafe selbst noch zeigt
 Wohin Königssinn sich neigt.

Liegt doch in des Königs Munde
 Gold ein Schatz, der nie versiegt,
 Der selbst an des Glückes Trümmer
 Noch des Trostes Epheu schmiegt,
 Wuchert doch ein Königswort
 Ueber alles fort und fort.

Ist's so schwer denn, sich zu neigen
 Mit dem Worte sanft hinab?
 Ist's denn nicht ein seliges Vorrecht,
 Daß den Königen Gott gab?
 Nicht ein Wunderbalsam oft,
 Wunden schließend unverhofft?

Königswürde ist die Milde,
 Gnadenrede Königspflicht,
 Ohne Freudenthränen zieren
 Eine Krone Perlen nicht
 Darum ist der Thron erhöht,
 Daß im Licht der Huld er steht.

3. Des Königs Ohr.

Geschlossen sei des Königs Ohr
Tritt Trug und Hinterlist davor,
Doch offen jedem Unterthan
In seiner Herzensbitte Rahn.

Der Schmeichler zahlenloses Heer
Find es geschlossen immer mehr,
Indeß des Biedermannes Wort
Ertöne laut und kräftig dort.

Und weit sei es fürs ganze Land
Das hoffend sich zu ihm gewandt,
Und fein zugleich, daß ihm kein Ton
Im leisen Seufzen selbst entflohn.

Auch wahr' es treu was ihm vertraut
Wo auf Verschwiegenheit gebaut,
Und höre richtig und genau,
Daß dem gemäß Erfolg man schau.

Und ist ein Königsohr nun dies,
Und nicht ein Ohr des Dionys,
In Prunkgemach und Hütte dann
Es Lob und Dank nur hören kann.

Heil dem Monarchen, dessen Ohr
Der Heuchelrede schließt das Thor,
Doch offen läßt es immerdar
Dem Worte ehrlich, treu und wahr.

4. Des Königs Hand.

Sahst ihr schon des Königs Hand?
Ausgebreitet ist zum Segen,
Wie nach langem Durst der Regen,
Weit sie übers ganze Land.

Da giebt's keiner Hütte Dach,
Das ihr Walten nicht berührte,
Keine Stadt, die sie nicht zierte
Wie ein festliches Gemach.

Geschlossen ist die Hand auch nie;
Und hat auch immerfort zu geben,
Denn darin liegt ihr wahres Leben
Und nimmer müde wird des sie.

Nur wenn es Unrecht gilt und Trug,
Da schließet zürnend sich die Rechte,
Ergreift die Waffe zum Gefechte
Und bietet den Bedrängten Schutz.

Unsichtbar aber ist sie oft,
Will nicht mit ihrer Gabe prunken
Und diese ist herabgesunken,
Eh' noch gebeten, noch gehofft.

Was aber einmal ward verliehn
Nimmt auch des Königs Hand nie wieder,
Doch was als Regen träufte nieder
Mag auf als Opferduft wohl ziehn.

Das ist des Dankes reicher Zoll,
Der wuchert mehr als karges Sorgen,
Mit ihm ist jeder Staat geborgen
Und Königsschatz bleibt ewig voll.

Jh. Hell.

Glaube, Lieb' und Hoffnung.

Scherzgedicht für ein junges Brautpaar.

Ihr jungen unerfahren Leute,
Die ihr euch liebt seit läng'rer Zeit,
Und nun zu ernstem Bund euch heute
Die Hand zu reichen Willens seid:
Merkt auf und hört die goldnen Lehren,
Die ein der Sache kund'ger Mann
Als Brautgeschenk euch will verehren,
Mit beiden Ohren ruhig an!

Soll jene Lust, die ihr empfindet,
Indem ihr heut am Traualtar
Auf ewig Herz und Hand verbindet,
Bestehn für jetzt und immerdar!
So haltet hier im ird'schen Leben
Bis zu der Tage letztem Nest
Mit wandellos vereintem Streben
An Glaube, Lieb' und Hoffnung fest!

Der Glaube — wenn ihr solltet fragen —
Der Glaub' ist die Geschicklichkeit,
Zu allen Dingen Ja zu sagen,
Um zu vermeiden Bank und Streit.

Er sieht, wenn launisch just vor allen
Das Ehgemahl es haben will,
Im Juli Schnee vom Himmel fallen,
Und feiert Fastnacht im April!

Er würzt mit stets galantem Witz
Die ungesalzne Mittagskost,
Nennt frostigkalt die Sommerhitze
Und hitzigheiß den Winterfrost.
Kurz er bewährt in allen Stücken
Den löblich unverdroßnen Fleiß,
Der Trauben sich vom Dorn zu pflücken,
Und Berge zu versehen weiß! —

Die Liebe — wenn ihr solltet fragen —
Sie ist die Kunst, mit Leichtigkeit
Und Eleganz das Joch zu tragen,
Das man sich auf den Hals gefreit.
Sie hat, indes zum Ehglücke
Sie Fäden selbst aus Häcksel spinnt,
Für einen Vorzug tausend Blicke,
Und bleibt für tausend Fehler blind.

Sie ist, verbannend Groll und Klage,
Nur auf des Gatten Wohl bedacht,
Sorgt für Commodität bei Tage,
Und für Bequemlichkeit bei Nacht.
Der Bärtlichkeit vertrautes Walten
Erwiedert sie mit reichem Boll;
Und wenn eilf Küsse sie erhalten,
Macht dankbar sie das Duzend voll! —

Die Hoffnung — wenn ihr solltet fragen —
Ist das beglückende Vertraun,
Als Fruchtfeld einst in künft'gen Tagen
Der Liebe Blumenbeet zu schaun.

Mit unermüdblichem Bestreben
Studirt sie den bekannten Spruch
Vom Weinstock und den jungen Reben
In einem alten würd'gen Buch.

Sie setzt in kräft'ger Jugendfrische
Und täglich wachsender Begier,
Sich mit der Ehefrau zu Tische
Und ißt und trinkt zugleich mit ihr.
Den Ehemann auch beschleicht sie leise,
Und macht den Kopf ihm sorgenvoll,
Wen, unter andern, vorzugsweise
Er zu Gevattern bitten soll! — —

Dies Kleeblatt freundlicher Dämonen
Begleite, wenn ihr fürbaß zieht,
Um traut und treu bei euch zu wohnen,
Euch nach entleg'nem Landgebiet.
Habt ihr dem Glauben euch ergeben,
Und zog ins Herz die Lieb' euch ein,
Dann wird von selber euer Leben
Ein Bild beglückter Hoffnung sein! —

Pr ä g e l.

Vier Gedichte von Ludwig Würkert,

1. Unten und Oben.

Unten brennt die Fackel nieder,
Unten löscht das Leben aus.
Über oben glüht es wieder,
Oben in dem Vaterhaus.

Unten nur ist Sturm und Schrecken,
Oben Friede, oben Ruh.
Unten muß der Schlaf uns decken:
Schreiten wir dem Oben zu.

Unten werden still wir weinen:
Sind die Schläfer von uns fern.
Oben wird uns Gott vereinen,
Oben auf dem bessern Stern.

2. G e d a n k e.

Wie vom Berg herab der Quell:
Minut der Sand der Stunden schnell.
Nur Erinn' rung dauert fort,
Wenn des Glückes Baum verdorrt.
Alle Freude kurz nur blüht, —
Schmerz und Thräne lange glüht.

3. S o l d a t.

Ich bin Soldat, ich zittre nicht!
Gar schön und groß ist meine Pflicht.
Und meine Pflicht und mein Gebot:
Ich will sie halten bis zum Tod.

Ich bin Soldat, ich zittre nicht!
Wer zittert ist ein feiger Wicht
Und wird verachtet früh und spät
Vom Bürger und vom Kamerad.

Ich bin Soldat, ich zittre nicht!
Die Narbe schmückt mein Angesicht

Und dieses biet ich stark und wahr
Dem Feinde in der Schlachtgefahr,

Ich bin Soldat, ich zittre nicht!
Die Kugel nur das Leben bricht,
Doch auch der Tod vom Feuerrohr
Trägt meinen Geist zu Gott empor.

Ich bin Soldat, ich zittre nicht!
Durch Pulverdampf zum Siegeslicht!
Vom Siegeslicht zum Freiheitsstrahl!
In Freiheit nur zum Todtenmahl!

4. Der Invalid.

Mein Rock ist zerrissen,
Ich habe kein Brot,
Und focht doch bei Wagram, —
Der Kaiser ist todt.

Mein Arm ist verdorret,
Der Kaiser gebot, —
Best hielt ich den Adler —
Der Kaiser ist todt.

Mein Haar ist geblichen,
Die Augen sind roth,
D laßt mich nur weinen, —
Der Kaiser ist todt.

Mein Herz ist gebrochen
In Kummer und Noth,
Ich hab' keine Hoffnung —
Der Kaiser ist todt.

40410120



